Der Graf von Monte Christo.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Vierundzwanzigstes bis siebenundzwanzigstes Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Erstes Kapitel.

Der Vertrag.

Drei Tage nach der von uns erzählten Scene gegen fünf Uhr Abends zu der für die Unterzeichnung des Vertrages zwischen Fräulein Eugenie Danglars und Andrea Cavalcanti, für welchen der Banquier hartnäckig den Prinzentitel beibehielt, bestimmten Stunde, als ein frischer Wind die Blätter im Garten vor dem Hause des Grafen von Monte Christo zittern machte, in dem Augenblick, wo dieser auszufahren sich anschickte, und während seine Pferde, von der Hand des bereits seit einer Viertelstunde auf dem Bocke sitzenden Kutschers zurückgehalten, mit den Füßen stampften, drehte sich der elegante Phaeton, dessen Bekanntschaft wir wiederholt und namentlich bei der Soirée in Auteuil gemacht haben, rasch um die Ecke der Einfahrt und schleuderte gleichsam, mehr als er ihn absetzte, auf die Stufen der Freitreppe Herrn Andrea Cavalcanti, der so strahlend, so vergoldet erschien, als ob er im Begriffe gewesen wäre, eine Prinzessin zu heirathen.

Er erkundigte sich nach der Gesundheit des Grafen mit der ihm eigenthümlichen Vertraulichkeit und traf, leicht den ersten Stock hinaufsteigend, den Grafen selbst oben auf der Treppe.

Bei dem Anblick des jungen Mannes blieb der

Graf stille stehen. Andrea Cavalcanti war einmal im Wurfe, und wenn er geworfen war, hielt ihn nichts mehr zurück.

„Ei! guten Morgen, lieber Herr von Monte Christo!“ sagte er zu dem Grafen.

„Ah! Herr Andrea!“ erwiederte dieser mit seinem halb spöttischen Tone; „wie befinden Sie sich?“

„Vortrefflich, wie Sie sehen. Ich habe über tausenderlei Dinge mit Ihnen zu sprechen; doch vor Allem, kommen Sie zurück, oder wollten Sie ausfahren?“

„Ich wollte ausfahren.“

„Um Sie nicht aufzuhalten, steige ich, wenn Sie erlauben, in Ihre Caleche, und Tom führt meinen Phaeton im Schlepptau nach.“

„Nein,“ sagte mit einem unmerklichen Lächeln der Verachtung Monte Christo, der nicht gern öffentlich in Gesellschaft des jungen Mannes sein wollte; „nein, ich ziehe es vor, Ihnen hier Audienz zu geben; man plaudert besser in einem Zimmer und hat nicht einen Kutscher, der die Worte aufschnappt.“

Der Graf kehrte in einen zu dem ersten Stocke gehörenden Salon zurück, setzte sich und hieß, seine Beine über einander kreuzend, durch ein Zeichen den jungen Mann sich ebenfalls setzen.

Andrea nahm seine lachendste Miene an und sprach:

„Sie wissen, lieber Graf, daß die Ceremonie diesen Abend stattfindet?“

„Ah! wirklich?“

„Wie! ist das eine Neuigkeit, die ich Ihnen mittheile? Waren Sie von dieser Feierlichkeit bei Herrn Danglars nicht unterrichtet?“

„Doch wohl; ich bekam gestern einen Brief von ihm, glaube aber nicht, daß die Stunde darin genannt war.“

„Es ist möglich, der Schwiegervater wird darauf gerechnet haben, man wisse sie allgemein.“

„Sie sind nun also glücklich, Herr Cavalcanti? Sie schließen eine der entsprechendsten, wünschenswerthe-

sten Verbindungen; auch ist Fräulein Danglars sehr hübsch."

„Ja wohl," sprach Cavalcanti mit äußerst bescheidenem Ton.

„Sie ist besonders sehr reich, wenigstens wie ich glaube?"

„Sehr reich, glauben Sie?" wiederholte der junge Mann.

„Allerdings; man sagt, Herr Danglars verberge wenigstens die Hälfte seines Vermögens."

„Und er gesteht fünfzehn bis zwanzig Millionen zu!" rief Andrea mit einem vor Freude funkelnden Blicke.

„Abgesehen davon," fügte Monte Christo bei, „abgesehen davon, daß er im Begriffe ist, sich in eine, in den Vereinigten Staaten und in England bereits etwas verbrauchte, in Frankreich aber ganz neue Art der Speculation einzulassen."

„Ja, ja, ich weiß, wovon Sie sprechen, nicht wahr von der Eisenbahn, für welche er so eben die Concession erhalten hat?"

„Ganz richtig! er wird dabei, das ist die allgemeine Meinung, wenigstens zehn Millionen gewinnen."

„Zehn Millionen! Sie glauben? Das ist herrlich!" sprach Cavalcanti, der sich bei diesem metallischen Klange goldener Worte berauschte.

„Abgesehen ferner davon," fuhr Monte Christo fort, „daß dieses ganze Vermögen Ihnen zufließen wird, und zwar mit Recht, insofern Fräulein Danglars die einzige Tochter ist. Ueberdies kommt Ihr eigenes Vermögen, Ihr Vater hat mir dies wenigstens gesagt, dem Ihrer Braut beinahe gleich. Doch lassen wir ein wenig die Geldsache. Wissen Sie, Herr Andrea, daß Sie diese Angelegenheit geschickt durchgeführt haben?"

„Nicht schlecht, nicht schlecht," sagte der junge Mann, „ich war für die Diplomatie geboren."

„Wohl, man wird Sie in der Diplomatie aufnehmen; Sie wissen, die Diplomatie lernt sich nicht, es

ist Sache des Instinktes . . . Das Herz ist also gefangen?"

„In der That, ich befürchte es," antwortete Andrea in dem Tone, in welchem er auf dem Théâtre-français Dorance oder Valère hatte Alceste antworten hören."

„Liebt man Sie ein wenig?"

„Es muß wohl so sein, da man mich heirathet," erwiederte Andrea mit einem siegreichen Lächeln. „Doch vergessen wir einen wichtigen Punkt nicht."

„Welchen?"

„Ich bin sonderbar in dem Allem unterstützt worden."

„Bah!"

„Gewiß."

„Durch die Umstände?"

„Nein, durch Sie."

„Durch mich? lassen Sie das, Prinz," sagte Monte Christo mit absichtlicher Betonung dieses Titels. „Was konnte ich für Sie thun? Genügten nicht Ihr Name, Ihre gesellschaftliche Stellung und Ihr Verdienst?"

„Nein, nein; Sie mögen sagen, was Sie wollen, ich behaupte, Herr Graf, daß die Stellung eines Mannes, wie Sie, mehr gethan hat, als mein Name, meine gesellschaftliche Stellung und mein Verdienst."

„Sie täuschen sich ganz und gar, mein Herr," sprach mit kaltem Tone Monte Christo, der die treulose Gewandtheit des jungen Mannes fühlte und die Bedeutung seiner Worte begriff. „Sie haben meine Protection erst erlangt, nachdem ich von dem Einfluß und dem Vermögen Ihres Herrn Vaters Kenntniß genommen, denn wer hat im Ganzen mir, der ich Sie nie gesehen und ebenso wenig den erhabenen Urheber Ihrer Tage, das Glück, Sie kennen zu lernen, verschafft? Zwei von meinen Freunden, Lord Wilmore und der Abbé Busoni. Wer hat mich ermuthigt, nicht Ihnen als Bürgschaft zu dienen, sondern Sie zu patronisiren? Der in Italien so bekannte und geehrte Name Ihres Vaters; persönlich kenne ich Sie nicht."

Diese Ruhe, diese vollkommene Leichtigkeit ließen Andrea begreifen, daß er für diesen Augenblick dem Drucke einer Hand von größerer Muskelkraft als die seinige unterthan war, und daß sich dieser Druck nicht so leicht brechen ließ.

„Sprechen Sie, Herr Graf," sagte er, „ist das Vermögen von meinem Vater wirklich groß?"

„Es scheint so, mein Herr."

„Wissen Sie nicht, ob die Mitgift, die er mir versprochen hat, angekommen ist?"

„Ich habe den Avisbrief erhalten."

„Doch die drei Millionen?"

„Die drei Millionen sind aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Wege."

„Ich werde sie also wirklich erhalten?"

„Verdammt!" rief der Graf, „es scheint mir, bis jetzt, mein Herr, hat es Ihnen nicht an Geld gefehlt."

Andrea war so erstaunt, daß er nothwendig einen Augenblick träumen mußte.

„Mein Herr," sagte er, aus seiner Träumerei erwachend, „ich habe nur noch eine Bitte an Sie zu richten, welche Sie verstehen werden, selbst wenn sie Ihnen unangenehm sein sollte."

„Sprechen Sie."

„Ich setzte mich durch mein Vermögen mit vielen ausgezeichneten Leuten in Verbindung und habe, wenigstens für den Augenblick, eine Menge von Freunden. Doch wenn ich mich, wie ich dies thue, im Angesicht der ganzen Pariser Gesellschaft verheirathe, so muß ich durch einen erhabenen Namen unterstützt werden, und in Ermangelung der väterlichen Hand, muß mich eine mächtige Hand an den Altar führen; mein Vater kommt aber nicht nach Paris, nicht wahr?"

„Er ist alt, mit Wunden bedeckt, und leidet, wie er sagt, so sehr, daß ihn jede Reise an den Rand des Grabes bringt."

„Ich begreife und komme auch, um eine Bitte an Sie zu wagen."

„An mich?"

„Ja, an Sie."

„Und welche?"

„Die Bitte, ihn zu ersetzen."

„Ah! mein lieber Herr, nachdem ich so lange mit Ihnen Umgang zu pflegen das Glück gehabt habe, kennen Sie mich so wenig, daß Sie eine solche Bitte an mich richten? Verlangen Sie eine halbe Million von mir zu entlehnen, und Sie werden mir, auf mein Ehrenwort, minder beschwerlich sein, obgleich ein solches Anlehen ziemlich selten ist. Erfahren Sie also, ich glaubte es Ihnen bereits gesagt zu haben, daß der Graf von Monte Christo in seine moralische Theilnahme, besonders bei Dingen dieser Welt, die Bedenklichkeit, ich sage noch mehr, den Aberglauben eines Mannes aus dem Orient zu versetzen nie aufgehört hat. Ich, der ich ein Serail in Kairo, in Smyrna und in Constantinopel habe, soll den Vorsitz bei einer Hochzeit führen, niemals!"

„Sie schlagen es also ab?"

„Ja: ich würde es abschlagen, und wenn Sie mein Sohn wären."

„Ah! den Teufel!" rief Andrea verblüfft, „wie soll ich es machen?"

„Sie haben hundert Freunde, wie Sie so eben selbst sagten."

„Einverstanden, doch Sie stellten mich Herrn Danglars vor."

„Keines Wegs! wir wollen die Thatsachen in ihrer ganzen Wahrheit erhalten: ich habe Sie mit ihm in Auteuil speisen lassen, und Sie haben sich ihm selbst vorgestellt; Teufel! das ist ein Unterschied."

„Ja, doch Sie trugen zu meiner Verheirathung bei."

„Ich! ganz und gar nicht, ich bitte Sie, mir dies zu glauben; erinnern Sie sich doch dessen, was ich Ihnen

geantwortet habe, als Sie zu mir kamen und mich baten, die Hand von Fräulein Danglars für Sie zu verlangen. Oh! ich mache nie Heirathen, mein Prinz, das ist bei mir ein fester Grundsatz."

Andrea biß sich auf die Lippen.

„Doch Sie werden wenigstens anwesend sein?" sagte er.

„Wird ganz Paris erscheinen?"

„Oh! gewiß."

„Gut! ich werde es machen, wie ganz Paris."

„Sie werden den Vertrag unterzeichnen?"

„Oh! ich sehe darin nichts Ungeeignetes, und meine Bedenklichkeiten gehen nicht so weit."

„Nun, da Sie mir nicht mehr einräumen wollen, so muß ich mich mit dem begnügen, was Sie mir geben. Doch ein letztes Wort, Graf."

Was denn?"

„Einen Rath."

„Nehmen Sie sich in Acht, ein Rath ist schlimmer, als ein Dienst."

„Oh! diesen können Sie mir geben, ohne sich zu gefährden."

„Sprechen Sie."

„Die Mitgift meiner Frau beträgt fünfmal hundert tausend Franken?"

„Das ist die Zahl, welche mir Herr Danglars selbst genannt hat."

„Soll ich sie in Empfang nehmen, oder in den Händen des Notars lassen?"

„Im Allgemeinen werden die Dinge anständiger Weise folgendermaßen abgemacht: Ihre zwei Notare bestellen sich bei dem Vertrag auf den andern, oder auf den zweiten Tag zusammen; am andern, oder am zweiten Tag tauschen sie Ihre zwei Mitgifte aus, worüber sie sich gegenseitig Scheine geben; ist die Hochzeit gefeiert, so stellen sie die Millionen zu Ihrer Verfügung, da sie das Haupt der Gemeinschaft sind."

„Ich glaube gehört zu haben," sagte Andrea mit einer gewissen, schlecht verhehlten Unruhe, „ich glaube meinen Schwiegervater äußern gehört zu haben, er beabsichtige unsere Fonds in dem so eben von Ihnen erwähnten Eisenbahngeschäft anzulegen."

„Ah! das ist, wie die ganze Welt versichert, ein Mittel, wodurch Ihre Capitalien in einem Jahre wenigstens verdreifacht werden. Der Herr Baron Danglars ist ein guter Vater und weiß zu rechnen."

„Somit geht Alles vortrefflich, abgesehen von Ihrer Weigerung, die mich im höchsten Maße schmerzt."

„Schreiben Sie dieselbe einzig und allein einem unter solchen Umständen natürlichen Bedenken zu."

„Gut!" sprach Andrea, „es geschehe, wie Sie wollen, „diesen Abend um neun Uhr."

„Auf Wiedersehen."

Und trotz eines leichten Widerstandes von Monte Christo, dessen Lippen erbleichten, der jedoch sein ceremoniöses Lächeln beibehielt, ergriff Andrea die Hand des Grafen, drückte sie, sprang in seinen Wagen und verschwand.

Die vier oder fünf Stunden, welche ihm bis neun Uhr blieben, wandte Andrea zu Besuchen an, welche dazu bestimmt waren, die von ihm erwähnten Freunde zu veranlassen, mit allem Luxus ihrer Equipagen bei dem Banquier zu erscheinen, wobei er sie mit jenen Versprechungen von Actien blendete, welche seitdem die Köpfe so gewaltig schwindeln gemacht haben, was Andrea um so leichter thun konnte, als Danglars in diesem Augenblick die Initiative hatte.

Um halb neun Uhr Abends waren wirklich der große Salon von Danglars, die an diesen Salon anstoßende Gallerie, und die drei andern Salons des Stockes voll von einer duftenden Menge, welche viel weniger die Sympathie anzog, als das unwiderstehliche Bedürfniß, da zu sein, wo man etwas Neues zu sehen hoffen durfte. Ein Akademiker würde sagen, die Soi=

réen der großen Gesellschaft seien Sammlungen von Blumen, welche unbeständige Schmetterlinge, ausgehungerte Bienen und summende Hornisse anziehen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Salons von Kerzen strahlten; das Licht wogte von den vergoldeten Leisten über die seidenen Tapeten hin, und der ganze schlechte Geschmack der Ausstattung, welche nichts für sich hatte, als den Reichthum, glänzte in seiner vollen Herrlichkeit.

Fräulein Eugenie war mit der zierlichsten Einfachheit angethan: ein Kleid von weißer Seide, weiß brochirt, eine halb in ihren rabenschwarzen Haaren verlorene weiße Rose bildeten ihren ganzen Schmuck, den nicht das kleinste Juwel bereicherte. Man konnte nur in ihren Augen jene vollkommene Sicherheit lesen, welche bestimmt war, das Lügen zu strafen, was diese reine Toilette Gemeinjungfräuliches in ihren eigenen Augen hatte.

Dreißig Schritte von ihr plauderte Madame Danglars mit Debray, Beauchamp und Chateau-Renaud. Debray war für diese große Feierlichkeit wieder in das Haus zurückgekehrt; doch sein Eintritt war wie der von Jedermann und zeichnete sich durch kein besonderes Vorrecht aus.

Von Abgeordneten und Finanzmännern umgeben, erklärte Herr Danglars ein neues Steuersystem, das er in Anwendung zu bringen gedachte, wenn die Macht der Verhältnisse die Regierung gezwungen hätte, ihn in das Ministerium zu berufen.

Andrea, der an seinem Arme einen der lustigsten Dandys der Oper hielt, erklärte diesem ziemlich frech, denn er bedurfte der Keckheit, um leicht und gewandt zu erscheinen, erklärte diesem, sagen wir, seine Pläne für sein zukünftiges Leben und die Fortschritte, welche er mit seinen hundert und fünf und siebenzig tausend Franken Rente die Pariser Fashion im Luxus machen zu lassen beabsichtigte.

Die Menge trieb sich in diesen Salons umher, wie ein Fluß und Gegenfluß von Türkissen, Rubinen, Smaragden, Opalen und Diamanten. Wie überall, bemerkte man, daß die ältesten Frauen am meisten geschmückt waren, und daß sich die Häßlichsten am hartnäckigsten hervordrängten. Gab es eine schöne weiße Lilie, eine süße, duftende Rose, so mußte man sie verborgen in irgend einem Winkel durch eine Mutter mit einem Turban, oder durch eine Tante mit einem Paradiesvogel suchen und entdecken.

Mitten unter dieses Gedränge, unter dieses Gesumme, unter dieses Gelächter, schleuderte jeder Augenblick die Stimme der Huissiers einen in den Finanzen bekannten, in der Armee geachteten oder in den Wissenschaften berühmten Namen, den sodann eine schwache Bewegung der Gruppen empfing. Doch wie Viele wurden für Einen, der das Vorrecht hatte, diesen Ocean menschlicher Wellen beben zu machen, mit Gleichgült gkeit oder mit dem höhnischen Lachen der Verachtung empfangen!

In dem Augenblick, wo der Zeiger der massiven Pendeluhr, welche den entschlummerten Endymion darstellte, neun Uhr auf ihrem goldenen Zifferblatt andeutete, und wo das Glöckchen, der treue Dolmetscher des Gedanken der Maschine, neunmal erklang, erklang der Name des Grafen von Monte Christo ebenfalls, und wie von einer elektrischen Flamme angestoßen, wandte sich die ganze Versammlung der Thüre zu.

Der Graf war schwarz und mit seiner gewöhnlichen Einfachheit gekleidet, seine weiße Weste zeichnete seine weite, edle Brust ab; statt jedes Schmuckes trug er auf seiner Weste eine so feine Kette, daß kaum der dünne goldene Faden den weißen Piqué durchschnitt.

Auf der Stelle bildete sich ein Kreis um die Thüre.

Der Graf gewahrte mit einem einzigen Blicke Madame Danglars an einem Ende des Salon, Herrn Danglars an dem andern, und Eugenie vor sich.

Er näherte sich zuerst der Baronin, welche mit Frau von Villefort plauderte, die allein gekommen war, da Valentine immer noch litt, und ging dann geraden Wegs, so sehr lichtete sich vor ihm das Gedränge, von der Baronin auf Eugenie zu, die er mit so raschen und so ausgesuchten Worten begrüßte, daß die stolze Künstlerin darüber betroffen war. Neben ihr stand Fräulein Louise d'Armilly; sie dankte dem Grafen für die Empfehlungsbriefe, die er ihr so zuvorkommend für Italien gegeben und von denen sie, wie sie sagte, ungesäumt Gebrauch machen werde. Als er diese Damen verließ, wandte er sich um und befand sich Danglars gegenüber, der sich dem Grafen genähert hatte, um ihm die Hand zu drücken.

Sobald diese drei gesellschaftlichen Pflichten erfüllt waren, blieb Monte Christo stehen und schaute umher mit dem sichern Blicke der Menschen von einer gewissen Gesellschaft und besonders von einer gewissen Bedeutung mit dem Blicke, der zu sagen scheint: Ich habe gethan, was ich thun mußte, nun mögen die Andern thun, was sie mir schuldig sind.

Andrea, der sich gerade in einem anstoßenden Salon aufhielt, fühlte ebenfalls jenes Beben, das Monte Christo bei der Menge hervorgebracht hatte, und lief herbei, um den Grafen zu begrüßen. Er fand ihn ganz umringt; man machte sich seine Worte streitig, wie es immer bei den Leuten geschieht, welche wenig sprechen und kein Wort ohne Werth sagen.

Die Notare traten in diesem Augenblick ein und legten ihre gekritzelten Wische auf den goldgestickten Sammet, der einen für die Unterzeichnung bereit stehenden, mit Löwenklauen geschmückten und vergoldeten Tisch bedeckte.

Einer von den Notaren setzte sich, der andere blieb stehen.

Man schritt zu der Vorlesung des Vertrages, den

bei dieser Feierlichkeit anwesend, die Hälfte von Paris unterzeichnen sollte.

Jeder nahm Platz, oder es bildeten vielmehr die Frauen einen Kreis, während die Männer, gleichgültiger in Beziehung auf den energischen Styl, wie Boileau sagt, ihre Commentare über die fieberhafte Aufregung von Andrea, über die Aufmerksamkeit von Danglars, über die Unempfindlichkeit von Eugenie und über die lustige Art und Weise machten, wie die Baronin diese wichtige Angelegenheit behandelte.

Der Vertrag wurde unter einem tiefen Stillschweigen vorgelesen. Doch sobald dies geschehen war, fing der Lärmen in den Salons doppelt so stark als zuvor wieder an. Diese glänzenden Summen, diese in die Zukunft der zwei jungen Leute rollenden Millionen, welche die Ausstellung vervollständigten, die man in einem ausschließlich hiezu bestimmten Zimmer mit dem Trousseau der Verlobten und den Diamanten der jungen Frau gemacht hatte, waren mit ihrem ganzen Blendwerk in der neidischen Versammlung erklungen. Die Reize von Fräulein Danglars verdoppelten in den Augen der jungen Leute diese Millionen und verdunkelten für den Augenblick den Glanz der Sonne.

Was die Frauen betrifft, so glaubten sie, wenn sie auch auf diese Millionen neidisch waren, doch derselben nicht zu bedürfen, um schön zu sein.

Von seinen Freunden umringt, beglückwünscht, umschmeichelt, begann Andrea an die Wirklichkeit seines Traumes zu glauben und war im Begriff, den Kopf zu verlieren.

Der Notar nahm feierlich die Feder, hob sie über sein Haupt empor und sprach:

„Meine Herren, man unterzeichne den Vertrag.“

Der Baron sollte zuerst unterzeichnen dann der Bevollmächtigte von Herrn Cavalcanti Vater, dann die Baronin, dann die zukünftigen Ehegatten, wie man in

dem abscheulichen Style sagt, der auf dem gestempelten Papiere Cours hat.

Der Baron nahm die Feder und unterzeichnete, dann kam der Bevollmächtigte.

Die Baronin näherte sich am Arme von Frau von Villefort.

„Mein Freund,“ sagte sie, die Feder ergreifend, „ist es nicht zum Verzweifeln? Ein unerwarteter Vorfall bei der Mord- und Diebstahlsgeschichte, deren Opfer der Herr Graf von Monte Christo beinahe geworden wäre, beraubt uns des Glückes, Herrn von Villefort hier zu sehen.“

„Oh, mein Gott!“ sagte Danglars mit demselben Tone, als ob er gesagt hätte:

„Meiner Treue, das ist mir ganz gleichgültig!“

„Mein Gott!“ sprach Monte Christo hinzutretend, „ich befürchte die unwillkührliche Ursache dieser Abwesenheit zu sein.“

„Wie! Sie Graf?“ sagte Madame Danglars unterzeichnend; „wenn dem so ist, so nehmen Sie sich in Acht, ich werde es Ihnen nie mehr verzeihen.“

Andrea spitzte die Ohren.

„Es wäre indessen nicht meine Schuld,“ sprach der Graf; „auch ist mir an der Erörterung der Sache gelegen.“

Man horchte gierig: Monte Christo, der nur selten die Lippen öffnete, wollte sprechen.

„Sie erinnern sich,“ sagte er mitten unter dem tiefsten Stillschweigen, „daß bei mir der Unglückliche gestorben ist, der mich berauben wollte, und als er mein Haus verließ, wenigstens wie man glaubt, von seinem Genossen ermordet wurde?“

„Ja,“ sagte Danglars.

„Nun, um ihm Hülfe zu leisten, hatte man ihn entkleidet und seine Kleider in eine Ecke geworfen, wo sie das Gericht aufhob; doch während das Gericht

den Rock und die Hose mitnahm, um Beides in der Kanzlei niederzulegen, vergaß dasselbe die Weste."

Andrea erbleichte sichtbar und zog sich ganz sachte nach der Thüre; er sah am Horizont eine Wolke heraufziehen, und diese Wolke schien ihm in ihren Seiten den Sturm zu enthalten.

„Diese unglückliche Weste hat man nun heute ganz mit Blut bedeckt und in der Gegend des Herzens durchlöchert gefunden."

Die Damen stießen einen Schrei aus und zwei oder drei hielten sich bereit, in Ohnmacht zu fallen.

„Man brachte sie mir, Niemand konnte errathen, wem dieser traurige Lumpen gehörte; ich allein dachte, es wäre wahrscheinlich die Weste des Opfers. Plötzlich fühlte mein Kammerdiener, der mit Ekel und Behutsamkeit diese traurige Reliquie untersuchte, ein Papier in der Tasche und zog es heraus: es war ein Brief, adressirt an wen? an Sie, Baron."

„An mich?" rief Danglars.

„Oh! mein Gott, ja, an Sie; es gelang mir, Ihren Namen unter dem Blute zu lesen, mit dem das Billet befleckt war," antwortete Monte Christo, mitten unter einem Ausdrucke allgemeiner Verwunderung.

„Aber..." fragte Madame Danglars, ihren Gatten unruhig anschauend, „was hindert dies Herrn von Villefort..."

„Das ist ganz einfach, Madame," erwiederte Monte Christo, „diese Weste und dieser Brief sind, wie man sagt, Ueberweisungsstücke; ich habe auch Brief und Weste zu dem Herrn Staatsanwalt geschickt. Sie begreifen, Herr Baron, der gesetzliche Weg ist der sicherste in Criminalsachen, vielleicht war es eine Machination gegen Sie."

Andrea schaute Monte Christo starr an, und verschwand in den zweiten Salon.

„Das ist möglich," sagte Danglars, „war der Ermordete nicht ein ehemaliger Galeerensklave?"

„Ja," antwortete der Graf, „ein ehemaliger Galeerensklave, Namens Caderousse."

Danglars erbleichte leicht. Andrea verließ den zweiten Salon und erreichte das Vorzimmer.

„Unterzeichnen Sie doch," sagte Monte Christo „ich sehe, daß meine Erzählung Jedermann in Bewegung gesetzt hat, und bitte Sie, Frau Baronin, und Fräulein Danglars um Verzeihung."

Die Baronin, welche unterzeichnet hatte, übergab die Feder dem Notar.

„Herr Prinz Cavalcanti," sprach der Notar, „Herr Prinz Cavalcanti, wo sind Sie?"

„Andrea! Andrea!" wiederholten mehrere Stimmen von jungen Leuten, welche bereits mit dem edeln Italiener zu einem solchen Grade von Vertraulichkeit gelangt waren, daß sie ihm mit seinem Taufnahmen riefen."

„Rufen Sie doch den Prinzen, sagen Sie ihm doch, daß es an ihm sei, zu unterzeichnen!" rief Danglars einem Huissier zu.

Doch in demselben Augenblick strömte die Menge der Anwesenden in den Hauptsalon zurück, als ob ein furchtbares Ungeheuer, quaerens quem devoret, in die Gemächer eingebrochen wäre.

Es war allerdings ein Grund vorhanden, zurückzuweichen, zu erschrecken, zu schreien.

Ein Officier der Gendarmerie stellte zwei Gendarmen vor die Thüre jedes Salon, und ging in Begleitung eines mit seiner Schärpe umgürteten Polizeicommissärs auf Danglars zu.

Madame Danglars stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

Danglars, der sich bedroht glaubte (es gibt Gewissen, welche nie ruhig sind), bot seinen Gästen ein vom Schrecken entstelltes Gesicht.

„Was gibt es denn, mein Herr?" fragte Monte Christo dem Commissär entgegengehend.

„Wer von Ihnen, fragte der Beamte, ohne dem Grafen zu antworten, „wer von Ihnen, meine Herren, heißt Andrea Cavalcanti?"

Ein Schrei des Erstaunens brach aus allen Winkeln des Salon hervor.

Man suchte; man fragte.

„Aber was ist es denn mit diesem Andrea Cavalcanti?" fragte Danglars ganz verwirrt.

„Es ist ein aus dem Bagno von Toulon entsprungener Galeerensklave."

„Und welches Verbrechen hat er begangen?"

„Er ist angeklagt," sagte der Commissär mit seiner unerschütterlichen Stimme, „er ist angeklagt, „einen Menschen Namens Caderousse, seinen ehemaligen Kettengenossen, im Augenblick, wo dieser aus dem Hause des Herrn Grafen von Monte Christo kam, ermordet zu haben."

Monte Christo schaute rasch umher.

Andrea war verschwunden.

Zweites Kapitel.

Die Straße nach Belgien.

Einige Augenblicke nach der Scene der Verwirrung, welche in den Gemächern von Herrn Danglars die unerwartete Erscheinung des Gendarmeriebrigadier und die Enthüllung des Polizeicommissärs hervorgebracht hatte, leerte sich das große Hotel mit einer Geschwindigkeit, wie sie etwa die Ankündigung, es sei

einer von den Gästen von der Pest oder von der Cholera befallen worden, herbeigeführt haben könnte: in wenigen Minuten floh Jedermann, und die Gesellschaft strömte in größter Hast aus allen Thüren, über alle Treppen, durch alle Ausgänge; denn es war einer von den Umständen eingetreten, wo man es nicht einmal versuchen darf, die Alltagströstungen anzuwenden, welche bei großen Katastrophen selbst die besten Freunde so lästig machen.

In dem Hotel des Banquier waren nur Danglars, der, in sein Cabinet eingeschlossen, in die Hände des Gendarmerie-Officiers seine Angaben niederlegte, Madame Danglars in dem uns wohlbekannten Boudoir, und Eugenie, die sich mit hochmüthigem Auge und verächtlicher Lippe mit ihrer unzertrennlichen Freundin, Fräulein Louise d'Armilly, in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, zurückgeblieben.

Was die zahlreichen und an diesem Abend noch vermehrten Diener betrifft, denn man hatte für dieses Fest die Glaciers, die Köche und den Haushofmeister des Café de Paris beigefügt, so standen sie, gegen ihre Herren den Zorn über das kehrend, was sie ihre Schmach nannten, gruppenweise in den Küchen, in den Zimmern, in den Gesindestuben und kümmerten sich wenig um den Dienst, der übrigens natürlich unterbrochen war.

Unter diesen einzelnen, von verschiedenartigen Interessen bewegten Personen, verdienen nur zwei, daß wir uns mit Ihnen beschäftigen: Fräulein Eugenie Danglars und Fräulein Louise d'Armilly.

Die junge Verlobte hatte sich, wie gesagt, mit hochmüthigem Auge, mit verächtlicher Lippe und mit dem Gange einer beleidigten Königin, gefolgt von ihrer noch bleicheren und noch mehr erschütterten Gefährtin, zurückgezogen. Als Eugenie in ihr Zimmer kam, schloß sie die Thüre von innen, während Louise auf einen Stuhl fiel.

„Oh! mein Gott! mein Gott! diese furchtbare Geschichte!“ sagte die junge Tonkünstlerin; „wer konnte dies vermuthen? Herr Andrea Cavalcanti . . . ein Mörder . . . aus dem Bagno entsprungen . . . ein Galeerensklave! . . .“

Ein ironisches Lächeln zog die Lippen von Eugenie zusammen.

„In der That, ich war prädestinirt,“ sprach sie. „Ich entgehe Morcerf, um in die Hände von Cavalcanti zu fallen.“

„Oh! verwechsele den Einen nicht mit dem Andern, Eugenie.“

„Schweige, alle Männer sind Schändliche, und ich bin glücklich, mehr thun zu können, als sie zu hassen: jetzt verachte ich sie.“

„Was werden wir machen?“ fragte Louise.

„Was wir machen werden?“

„Ja.“

„Was wir in drei Tagen machen sollten ... abreisen.“

„Also heirathest Du nicht mehr, Du willst beständig . . .“

„Höre, Louise, ich habe einen Abscheu vor diesem Leben der Gesellschaft, das stets geordnet, abgemessen, geregelt ist, wie unser Notenpapier. Was ich immer gewünscht, gewollt, erstrebt habe, ist das Leben einer Künstlerin, das freie Leben, das unabhängige Leben, wobei man nur sich selbst Rechenschaft abzulegen hat. Hier bleiben? warum dies? damit man es in einem Monat abermals versucht, mich zu verheirathen; mit wem? mit Herrn Debray vielleicht, wie man es einen Augenblick im Sinne hatte. Nein, Louise, nein, der Vorfall von diesem Abend wird mir zur Entschuldigung dienen; ich suchte ihn nicht, ich verlangte ihn nicht, Gott schickt ihn mir, und er ist willkommen.“

„Wie stark und muthig Du bist,“ sagte das blonde, schwächliche Mädchen zu seiner braunen Gefährtin.

„Kennst Du mich noch nicht? Auf, Louise, laß

uns von unsern Angelegenheiten sprechen. Der Reisewagen?"

„Ist zum Glück seit drei Tagen gekauft."

„Hast Du ihn dahin führen lassen, wo wir ihn nehmen sollen?

„Ja."

„Unser Paß?"

„Hier ist er!"

Eugenie entfaltete mit ihrer gewöhnlichen Festigkeit ein gedrucktes Papier und las:

„Herr Leon d'Armilly, ein und zwanzig Jahre alt; Gewerbe, Künstler, Haare, schwarz, Augen, schwarz, reist mit seiner Schwester."

„Durch wen hast Du Dir diesen Paß verschafft?"

„Als ich zu Herrn von Monte Christo ging und ihn um Briefe an die Directoren der Theater in Rom und Neapel bat, drückte ich ihm meine Befürchtungen darüber aus, daß ich allein reisen sollte; er begriff dieselben vollkommen, bot sich an, mir einen Paß für einen Mann ausgestellt zu verschaffen, und zwei Tage nachher erhielt ich diesen, welchem ich mit meiner Hand die Worte: „Reist mit seiner Schwester," beigefügt habe."

„Gut!" sagte Eugenie heiter, „wir brauchen nur noch unsern Koffer zu packen, und reisen am Verlobungsabend, statt am Hochzeitabend, das ist das Ganze."

„Ueberlege es wohl, Eugenie."

„Oh! ich habe Alles überlegt; ich bin es müde, von nichts sprechen zu hören, als von Bilancen, Monatsschlüssen, von Steigen, von Fallen, von spanischen Fonds, von Haytischen Papieren. Statt dessen, Louise, begreifst Du, die Luft, die Freiheit, der Gesang der Vögel, die Ebenen der Lombardei, die Kanäle von Venedig, die Paläste von Rom, das Gestade von Neapel. Wie viel besitzen wir, Louise?"

Das befragte Mädchen zog aus einem incrustirten

Secretär ein kleines Portefeuille mit Schloß, öffnete es und zählte drei und zwanzig Bankbillets.

„Drei und zwanzig tausend Franken," sprach Louise.

„Und für wenigstens eben so viel Perlen, Diamanten und Juwelen," sagte Eugenie. „Wir sind mit fünf und vierzig tausend Franken reich, wir können zwei Jahre lang wie Prinzessinnen, oder vier Jahre lang anständig leben; doch ehe sechs Monate vergehen, haben wir, Du mit Deiner Musik, ich mit meiner Stimme unser Kapital verdoppelt. Vorwärts! übernimm Du das Geld, ich übernehme das Kistchen mit den Edelsteinen, so daß, wenn Eine von uns das Unglück hätte, ihren Schatz zu verlieren, die Andere immer noch den ihrigen besäße. Und nun den Koffer, rasch den Koffer!"

„Warte," sagte Louise, an der Thüre von Madame Danglars horchend.

„Was befürchtest Du?"

„Man könnte uns überraschen."

„Die Thüre ist geschlossen."

„Doch wenn man uns öffnen heißt?"

„Man mag sagen, was man will, wir öffnen nicht."

„Du bist eine wahre Amazone, Eugenie!"

Und die zwei Mädchen fingen an, mit einer wunderbaren Thätigkeit in einem Koffer alle Gegenstände aufzuhäufen, welche sie für ihre Reise nöthig zu haben glaubten.

„Gut, nun schließe den Koffer, während ich die Kleider wechsele," sagte Eugenie.

Louise stützte mit aller Gewalt ihre kleinen, weißen Hände auf den Deckel des Koffers.

„Ich kann nicht," rief sie; „ich bin nicht stark genug, schließe Du."

„Ah! es ist richtig," sagte lachend Eugenie, „ich vergaß, daß ich Hercules bin, während Du nur die bleiche Omphale bist."

Und sie drückte das Knie auf den Koffer und

stemmte ihre weißen, muskeligen Arme darauf, bis die zwei Abtheilungen des Koffers verbunden waren und Fräulein d'Armilly das Schloß zugemacht hatte. Als diese Operation vorüber war, öffnete Eugenie eine Commode, deren Schlüssel sie bei sich trug, und zog einen veilchenblauen, wattirten seidenen Reisemantel daraus hervor.

„Du siehst, daß ich an Alles gedacht habe," sprach sie; „mit diesem Mantel wirst Du nicht kalt haben."

„Aber Du?"

„Oh! ich habe nie kalt, Du weißt es wohl; überdies mit den Männerkleidern . . ."

„Du willst Dich hier anziehen?"

„Allerdings."

„Hast Du denn Zeit dazu?"

„Sei unbesorgt, Hasenherz; alle unsere Leute sind mit der großen Angelegenheit beschäftigt. Auch darf man sich, wenn man bedenkt, in welcher Verzweiflung ich sein muß, nicht wundern, daß ich mich eingeschlossen habe."

„Das ist wahr, Du beruhigst mich."

„Komm, hilf mir."

Und sie zog aus derselben Schublade, aus der sie den Mantel für Fräulein d'Armilly genommen, mit dem diese bereits ihre Schultern bedeckt hatte, einen vollständigen Männeranzug, von den Stiefelchen bis zum Oberrock, nebst einem Vorrathe von Wäsche, wobei nichts Ueberflüssiges, wohl aber alles Nothwendige war. Mit einer Geschwindigkeit, welche andeutete, daß sie ohne Zweifel nicht zum ersten Male die Kleider eines anderen Geschlechtes anzog, schlüpfte Eugenie in ihre Stiefelchen, in die Beinkleider, band sie sich eine Cravate um, knöpfte sie eine Weste bis zum Halse zu, und legte sie den Oberrock an, der ihre zarte, schön gebogene Gestalt hervorhob.

„Oh! das ist gut! in der That, das ist sehr gut!" sagte die Tonkünstlerin, Eugenie mit Bewunderung an-

schauend; „doch diese schönen, schwarzen Haare, diese herrlichen Flechten, welche alle Frauen vor Neid seufzen machen, werden sie unter einem Männerhute, wie der, welchen ich hier erblicke, halten?“

„Du wirst es sehen,“ sprach Eugenie.

Und mit der linken Hand die dicke Flechte ergreifend, über welcher sich ihre langen Finger kaum schlossen, faßte sie mit der rechten eine große Scheere, und bald krachte der Stahl mitten durch das weiche, glänzende Haar, das ganz zu den Füßen des Mädchens fiel, welches sich, um es von dem Oberrock abzusondern, zurückgebogen hatte.

Als die obere Flechte abgeschnitten war, ging Eugenie zu denen von den Schläfen über, welche sie nach und nach ebenfalls abschnitt, ohne daß ihr die geringste Klage entschlüpfte: ihre Augen funkelten im Gegentheil freudiger als gewöhnlich unter ihren ebenholzschwarzen Brauen.

„Oh! die herrlichen Haare!“ sagte Louise mit Bedauern.

„Ei! bin ich nicht hundertmal besser so?“ rief Eugenie, die zerstreuten Locken ihres ganz männlich gewordenen Kopfes glättend, „und findest Du mich so nicht schöner?“

„Oh! Du bist schön, immer schön!“ rief Louise. „Doch wohin gehen wir?“

„Nach Belgien, wenn Du willst, es ist die nächste Grenze. Wir erreichen Brüssel, Lüttich, Aachen; wir fahren den Rhein hinauf bis nach Straßburg, reisen durch die Schweiz und steigen über den St. Bernhard nach Italien hinab; bist Du damit einverstanden?“

„Ja wohl!“

„Was betrachtest Du?“

„Ich betrachte Dich. In der That, Du bist anbetungswürdig, man sollte meinen, Du entführest mich.“

„Ei! bei Gott! man würde Recht haben.“

„Oh! ich glaube, Du hast geschworen, Eugenie?“

Und die zwei Freundinnen, von denen man hätte annehmen können, sie wären beide in Thränen versunken, die Eine für eigene Rechnung, die Andere aus Ergebenheit, brachen in ein Gelächter aus, während sie die sichtbarsten Spuren der Unordnung, welche natürlich die Vorbereitungen zu ihrer Flucht zur Folge gehabt hatten, verschwinden machten.

Nachdem sie ihre Lichter ausgelöscht, öffneten die zwei Flüchtlinge, das Auge forschend, das Ohr horchend, den Hals gestreckt, die Thüre eines Ankleidezimmers, welches auf eine bis in den Hof hinab sich erstreckende Gesindetreppe ging; Eugenie schritt voran und hielt mit einer Hand den Henkel des Koffers, den an dem entgegengesetzten Henkel Fräulein d'Armilly kaum mit ihren beiden Händen aufzuheben vermochte. Der Hof war leer. Es schlug Mitternacht.

Beim Portier war noch Licht.

Eugenie näherte sich ganz sachte und sah den würdigen Schweizer, auf seinem Lehnstuhle ausgestreckt, mitten in der Loge schlafen.

Sie wandte sich gegen Louise um, nahm den Koffer wieder auf, den sie einen Augenblick auf den Boden gesetzt hatte, und Beide erreichten, dem Schatten der Mauer folgend, das Gewölbe.

Eugenie ließ Louise sich im Winkel der Thüre verbergen, so daß der Portier, wenn es ihm zu erwachen beliebte, nur eine Person sah.

Dann stellte sie sich mitten in die Strahlen der Lampe, welche den Hof beleuchtete, schlug an die Scheibe und rief mit ihrer schönen Altstimme:

„Die Thüre aufgemacht!“

Der Portier stand auf, wie es Eugenie vorhergesehen hatte, und ging sogar einige Schritte vor, um die Person zu erkennen, welche hinausgehen wollte; als er aber einen jungen Mann sah, der ungeduldig sein Beinkleid mit seinem Stöckchen peitschte, öffnete er auf der Stelle.

Sogleich schlüpfte Louise wie eine Eidechse durch die halb offene Thüre und sprang leise hinaus. Scheinbar ruhig, obgleich ihr Herz aller Wahrscheinlichkeit nach mehr Pulsschläge zählte, als in seinem gewöhnlichen Zustande, ging Eugenie ebenfalls hinaus.

Es kam ein Commissionär vorüber, man übergab ihm den Koffer; die zwei jungen Mädchen bezeichneten demselben als Ziel ihrer Wanderung die Rue de la Victoire und die Nummer 26 dieser Straße, und marschirten hinter diesem Menschen, dessen Gegenwart Louise beruhigte. Eugenie aber war stark wie eine Judith oder eine Dalila.

Man kam zur bezeichneten Nummer. Eugenie befahl dem Commissionär, den Koffer niederzusetzen, gab ihm etwas Münze und schickte ihn fort, nachdem sie an den Laden geklopft hatte.

Dieser Laden, an den Eugenie geklopft, war der einer kleinen, zum Voraus benachrichtigten Wäscherin; sie hatte sich noch nicht zu Bett gelegt und öffnete.

„Mademoiselle," sagte Eugenie, „lassen Sie durch den Portier den Wagen aus der Remise ziehen und schicken Sie ihn nach dem Hotel der Posten, um Pferde zu holen. Hier sind fünf Franken für seine Mühe."

„In der That," sprach Louise, „ich bewundere Dich, und möchte sogar sagen, ich verehre Dich."

Die Wäscherin sah ganz erstaunt aus, doch da sie verabredeter Maßen zwanzig Louisd'or bekommen sollte, so machte sie nicht die geringste Bemerkung.

In einer Viertelstunde kam der Concierge mit einem Postillon und mit Pferden zurück, welche in einem Augenblick an den Wagen angespannt waren, auf dem der Concierge mittelst eines Strickes den Koffer befestigte.

„Hier ist der Paß," sagte der Postillon; „welchen Weg schlagen wir ein, junger Herr?"

„Die Straße nach Fontainebleau," antwortete Eugenie mit einer beinahe männlichen Stimme.

„Was sagst Du?" fragte Louise.

„Ich gebe einen falschen Weg an," erwiederte Eugenie; „die Frau, der wir zwanzig Louisd'or geschenkt haben, kann uns für vierzig verrathen: auf dem Boulevard nennen wir eine andere Richtung."

Und das Mädchen sprang in den vortrefflich zum Schlafen eingerichteten Wagen, ohne beinahe den Fußtritt zu berühren.

„Du hast immer Recht, Eugenie," sagte die Gesangslehrerin, neben ihrer Freundin Platz nehmend.

Eine Viertelstunde nachher fuhr der Postillon, auf den rechten Weg gebracht, mit der Peitsche knallend durch die Barrière Saint-Martin.

„Ah! nun sind wir außerhalb Paris," sagte Louise athmend.

„Ja, meine Liebe, und die Entführung ist schön bewerkstelligt worden," versetzte Eugenie.

„Und zwar ohne Gewalt."

„Ich werde dies als einen mildernden Umstand geltend machen," sprach Eugenie.

Diese Worte verloren sich in dem Lärmen, den der Wagen über das Pflaster von La Villette hinrollend machte.

Herr Danglars hatte keine Tochter mehr.

Drittes Kapitel.

Das Wirthshaus zur Glocke und Flasche.

Und nun lassen wir Fräulein Danglars und ihre Freundin auf der Straße nach Brüssel hinziehen und kehren zu dem armen Andrea Cavalcanti zurück, der

auf eine so unselige Weise mitten im Aufschwunge seines Glückes aufgehalten wurde. Er war trotz seines noch sehr wenig vorgerückten Alters ein äußerst gewandter und gescheiter Junge, dieser Herr Andrea Cavalcanti. Wir sahen ihn auch bei dem ersten Geräusche im Salon sich der Thüre nähern, ein oder zwei Zimmer durchschreiten, und endlich verschwinden. Einen Umstand, dessen wir zu erwähnen vergessen, während er doch nicht übergangen werden darf, müssen wir hier nachholen: in einem von den zwei Zimmern, durch welche Cavalcanti ging, war der Trousseau der Verlobten ausgestellt, Schmuckkästchen mit Diamanten, Kaschmirshawls, Spitzen von Valenciennes, Schleier von England, und Alles, was jene Welt von lockenden Gegenständen bildet, deren Name schon das Herz der jungen Mädchen hüpfen macht, und die man das Körbchen nennt.

Durch dieses Zimmer schreitend, bemächtigte sich Andrea, was zum Beweise dient, daß er nicht nur ein sehr gescheiter und gewandter, sondern auch ein sehr vorsichtiger Junge war, bemächtigte er sich, sagen wir, des Reichsten von dem ganzen ausgestellten Schmucke. Mit diesem Viaticum versehen, fühlte sich Andrea halb so leicht, um durch das Fenster zu springen und den Händen der Gendarmen zu entschlüpfen.

Groß und schlank, wie der antike Ringer, muskelig wie ein Spartaner, machte Andrea einen Lauf von einer Viertelstunde, ohne zu wissen, wohin er ging, und einzig und allein in der Absicht, sich von dem Orte zu entfernen, wo er beinahe festgenommen worden wäre. Von der Rue du Mont-Blanc ausgehend, fand er sich wieder mit jenem Instinkte der Barrièren, welchen die Diebe besitzen, wie die Hasen den Instinkt des Lagers, am Ende der Rue Lafayette.

Keuchend, athemlos, blieb er hier stehen. Er war ganz allein und hatte zu seiner Linken das Saint-Lazare-Gehege, zu seiner Rechten Paris in seiner ganzen Ausdehnung.

„Bin ich verloren?“ fragte er sich. „Nein, wenn ich eine Summe von Thätigkeit zu liefern vermag, welche die meiner Feinde übertrifft. Meine Rettung ist folglich eine einfache Meilenfrage geworden.“

In diesem Augenblick gewahrte er, von der Höhe des Faubourg Poissonnière herabkommend, ein Regiecabriolet, dessen schweigsamer Kutscher eine Pfeife rauchte und nach dem äußersten Ende des Faubourg Saint-Denis, wo er ohne Zweifel seinen gewöhnlichen Aufenthalt hatte, fahren zu wollen schien.

„He! Freund,“ rief Benedetto.

„Was gibt es, mein Bürger?“ fragte der Kutscher.

„Ist Ihr Pferd müde?“

„Müde! ah ja wohl! es hat den ganzen lieben langen Tag nichts gethan. Vier elende Fahrten und zwanzig Sous Trinkgeld; sieben Franken im Ganzen, und ich muß dem Patron zehn geben!“

„Wollen Sie diesen sieben Franken zwanzig beifügen?“

„Mit Vergnügen, Bürger; zwanzig Franken, das ist nicht zu verachten. Was muß ich hiefür thun?“

„Etwas sehr Leichtes, wenn Ihr Pferd nicht zu müde ist.“

„Ich sage Ihnen, es wird gehen wie ein Zephir, ich brauche nur zu wissen, in welcher Richtung.“

„In der Richtung von Louvres.“

„Ah! ah! bekannt: Land des Ratafia!“

„Ganz richtig. Es handelt sich einfach darum, einen von meinen Freunden wieder einzuholen, mit dem ich morgen bei Chapelle-en-Serval jagen soll. Er versprach mich hier mit seinem Cabriolet bis um halb zwölf Uhr zu erwarten: es ist Mitternacht; er wird des Wartens müde geworden und allein weggefahren sein.“

„Das ist wahrscheinlich.“

„Nun, wollen Sie es versuchen, ihn einzuholen?“

„Mit größtem Vergnügen.“

„Wenn wir ihn nicht von hier bis Bourget ein-

holen, so bekommen Sie zwanzig Franken, wenn wir ihn bis Louvres nicht einholen, dreißig."

„Und wenn wir ihn einholen?"

„Vierzig!" sagte Andrea, der einen Augenblick gezögert hatte, dann aber bedachte, daß er bei dem Versprechen nichts wage.

„Gut!" rief der Kutscher. „Steigen Sie ein und vorwärts! Brrru! . . . brrru! . . ."

Andrea stieg in das Cabriolet, und dieses fuhr durch den Faubourg Saint-Denis, sodann an dem Faubourg Saint-Martin hin, erreichte in raschem Laufe die Barrière und drang in das endlose Villette.

Man war nicht ängstlich darauf bedacht, den chimärischen Freund einzuholen; von Zeit zu Zeit erkundigte sich jedoch Cavalcanti bei den Vorüberkommenden oder an den Schenken nach einem grünen Cabriolet mit einem hellbraunen Pferde, da aber auf der Straße nach den Niederlanden stets Cabriolets in großer Anzahl fahren und neun Zehntel dieser Cabriolets grün angestrichen sind, so regnete es auf jedem Schritt Auskunft. Man hatte es überall vorbeifahren sehen, es war nicht fünfhundert Schritte, nicht zweihundert Schritte, nicht hundert Schritte voraus. Endlich erreichte man dasselbe, fand aber ein anderes Gefährt, als das, welchem man nachgejagt war.

Einmal wurde das Miethcabriolet selbst von einer Caleche überholt, welche zwei Postpferde im Galopp fortzogen.

„Ah!" sagte Calvacanti zu sich selbst, „wenn ich diese Caleche, diese zwei guten Pferde und besonders den Paß hätte, dessen man bedurfte, um sie zu nehmen!"

Und er stieß einen tiefen Seufzer aus.

Diese Caleche war die, welche Fräulein Danglars und Fräulein d'Armilly fortführte.

„Vorwärts! vorwärts!" rief Andrea, „wir müssen ihn bald einholen."

Und das arme Pferd setzte sich wieder in den wü-

thenden Trab, den es von der Barrière an gelaufen war, und kam ganz rauchend in Louvres an.

„Ich sehe jetzt offenbar, daß ich meinen Freund nicht einhole," sprach Andrea, „und ich würde Ihr Pferd tödten. Es ist also besser, ich halte an. Hier sind Ihre dreißig Franken, ich bleibe im rothen Rosse über Nacht und nehme in dem ersten Wagen, den ich finde, einen Platz. Gute Nacht, mein Freund."

Andrea legte dem Kutscher sechs Fünffrankenstücke in die Hand und sprang leicht auf das Straßenpflaster.

Der Kutscher steckte freudig die Summe in die Tasche und fuhr im Schritte wieder nach Paris zurück; Andrea stellte sich, als ob er nach dem Gasthofe zum rothen Rosse ginge, doch, nachdem er einen Augenblick an der Thüre stehen geblieben war und das Geräusch des Cabriolets in ver Ferne sich hatte verlieren hören, setzte er seinen Weg fort, und machte mit gymnastischen Schritten einen Lauf von zwei Lieues.

Hier ruhte er aus; er mußte ganz nahe bei Chapelle-en-Serval sein, wohin er seinem Vorgeben nach gehen wollte.

Es war nicht die Müdigkeit, was Andrea Cavalcanti aufhielt, sondern das Bedürfniß, einen Entschluß zu fassen, die Nothwendigkeit, einen Plan zu entwerfen.

Eine Diligence besteigen, war unmöglich; die Post nehmen, war ebenfalls unmöglich. Um auf die eine oder andere Weise zu reisen, war durchaus ein Paß erforderlich.

In dem Departement der Oise, nämlich in einem der entblößtesten und überwachtesten Departements von Frankreich, bleiben, war auch unmöglich, besonders für einen in Criminalsachen erfahrenen Menschen, wie Andrea.

Andrea setzte sich an den Rand eines Grabens, ließ seinen Kopf in seine Hände fallen und dachte nach.

Zehn Minuten nachher hob er den Kopf wieder empor: sein Entschluß war gefaßt.

Er bedeckte mit Staub eine ganze Seite des Paletot, den er im Vorzimmer vom Haken zu nehmen und über seinen Ballstaat zu knöpfen Zeit gehabt hatte, erreichte Chapelle-en-Serval und klopfte kühn an die Thüre des einzigen Wirthshauses der Gegend.

Der Wirth öffnete.

„Mein Freund," sagte Andrea, „ich wollte von Mortefontaine nach Senlis reiten, als mein Pferd, ein böses Thier, einen Seitensprung machte und mich zehn Schritte hinausschleuderte. Ich muß nothwendig noch in dieser Nacht nach Compiègne, wenn ich nicht meiner Familie die größte Unruhe verursachen soll. Können Sie mir nicht ein Pferd leihen?"

Wohl oder übel, hat ein Wirth immer ein Pferd. Der Wirth von Chapelle-en-Serval rief den Hausknecht, befahl, den Schimmel zu satteln, weckte seinen Sohn, ein Kind von sieben Jahren, das hinter dem Herrn auf dem Kreuze des Pferdes reiten sollte.

Andrea gab dem Wirth zwanzig Franken und ließ, während er sie aus der Tasche zog, eine Visitenkarte auf den Boden fallen. Diese Visitenkarte war von einem seiner Freunde aus dem Café de Paris, so daß der Wirth, als Andrea wieder abgereist war und er die auf den Boden gefallene Karte aufhob, der Ueberzeugung lebte, er habe sein Pferd an den Herrn Grafen von Mauleon, Rue Saint-Dominique, Nro. 25, vermiethet: dies war der Name und die Adresse auf der Karte.

Der Schimmel ging nicht schnell, doch er ging einen gleichmäßigen Schritt; in drei und einer halben Stunde machte Andrea die neun Lieues, die ihn von Compiègne trennten; es schlug vier auf der Uhr des Rathhauses, als er auf den Platz kam, wo die Diligencen anhalten.

Es gibt in Compiègne ein vortreffliches Wirthshaus, dessen sich auch diejenigen erinnern, welche nur einmal dort gewohnt haben; Andrea, der daselbst bei einem seiner Ausflüge in die Umgegend von Paris einen Halt gemacht, erinnerte sich des Wirthshauses zur Glocke

und Flasche: er schaute sich um, sah bei dem Schimmer eines Scheinwerfers das bezeichnende Schild, entließ das Kind, dem er Alles gab, was er an Münze bei sich hatte, und klopfte an die Thüre; denn er bedachte ganz richtig, daß er drei bis vier Stunden vor sich hätte, und daß es das Beste wäre, sich durch einen guten Schlaf und ein gutes Mahl gegen die zukünftigen Anstrengungen zu verwahren.

Ein Kellner öffnete.

„Mein Freund," sagte Andrea, „ich komme von Saint-Jean-au-Bois, wo ich zu Mittag gespeist habe; ich wollte den Wagen nehmen, der um Mitternacht durchfährt, verirrte mich aber alberner Weise und laufe seit vier Stunden im Walde umher. Geben Sie mir eines von den hübschen Zimmern, welche nach dem Hofe gehen, und bringen Sie mir ein kaltes Huhn nebst einer Flasche Bordeaux-Wein."

Der Kellner faßte keinen Verdacht: Andrea sprach mit der vollkommensten Ruhe; er hatte die Cigarre im Mund und die Hände in den Taschen seines Paletot; seine Kleider waren elegant, sein Bart frisch rasirt, seine Stiefeln tadellos; er sah aus wie ein verspäteter Nachbar.

Während der Kellner sein Zimmer bereitete, stand die Wirthin auf; Andrea empfing sie mit dem reizendsten Lächeln; er fragte sie, ob er nicht Nro. 3 haben könnte, was er schon einmal bei seinem letzten Aufenthalte in Compiègne gehabt; leider war Nro. 3 von einem jungen Manne besetzt, der mit seiner Schwester reiste.

Andrea schien in Verzweiflung, er tröstete sich nur, als ihn die Wirthin versicherte, Nro. 7, wo man ihn einquartirte, hätte ganz dieselbe Lage, wie Nro. 3, und während er sich die Füße wärmte und von dem letzten Rennen in Chantilly plauderte, wartete er, bis man ihm ankündigte, das Zimmer wäre bereit.

Nicht ohne Grund hatte Andrea von den hübschen

Zimmern gesprochen, welche nach dem Hofe gingen; der Hof des Gasthauses zur Glocke, mit seiner dreifachen Reihe von Gallerien, die ihm das Aussehen eines Schauspielsaales gaben, mit seinen Jasminen und Rebwinden, welche an den leichten Säulen wie eine natürliche Decoration hinlaufen, ist einer der reizendsten Wirthshauseingänge der Welt.

Das Huhn war frisch, der Wein alt, das Feuer hell und knisternd; Andrea speiste mit so gutem Appetit, als ob nichts vorgefallen wäre. Dann legte er sich nieder und versank bald in jenen unversöhnlichen Schlaf, den der Mensch mit zwanzig Jahren immer findet, selbst wenn er Gewissensbisse hat.

Wir müssen gestehen, Andrea hätte Gewissensbisse haben können, aber er hatte keine.

Man vernehme den Plan von Andrea, einen Plan, der ihm den größten Theil seiner Sicherheit verliehen hatte.

Mit Tagesanbruch stand er, seiner Absicht nach, auf, verließ das Wirthshaus, nachdem er pünktlich seine Rechnung bezahlt, erreichte den Wald, erkaufte, unter dem Vorwand, Malerstudien zu machen, die Gastfreundschaft eines Bauern; verschaffte sich den Anzug eines Holzhauers und eine Art, und legte dann die Kleidung eines Löwen ab, um die eines Arbeiters anzuziehen; die Hände erdfarbig, die Haare durch einen bleiernen Kamm gebräunt, die Gesichtshaut sonnverbrannt durch ein Präparat, von dem ihm seine ehemaligen Kameraden das Recept gegeben hatten, gelangte er, von Wald zu Wald, zur nächsten Gränze, bei Nacht marschirend, bei Tag in den Wäldern oder in den Steinbrüchen schlafend, und bewohnten Orten nur sich nähernd, um von Zeit zu Zeit ein Stück Brod zu kaufen.

War die Gränze überschritten, so machte Andrea seine Diamanten zu Geld, vereinigte den Preis, den er dafür erhielt, mit etwa zehn Bankbillets, die er stets für den Fall eines Unglücks bei sich trug, und war

abermals im Besitze einer Summe von fünfzig tausend Franken, was seiner Philosophie keine gar zu harte Noth dünkte.

Dabei zählte er sehr darauf, daß den Danglars Alles daran gelegen sein müßte, den Lärmen über den Unfall, der sie betroffen, zu ersticken.

Das war es, warum Andrea, abgesehen von seiner Müdigkeit, so schnell und so gut schlief.

Um früher aufzuwachen, schloß Andrea die Läden nicht; er begnügte sich, die Riegel seiner Thüre vorzuschieben, und auf seinem Nachttische ein gewisses sehr scharfes und spitziges Messer von vortrefflich gehärtetem Stahl, das ihn nie verließ, offen zu halten.

In jedem gut organisirten Gehirne ist der herrschende Gedanke, und es gibt immer einen, ist der herrschende Gedanke derjenige, welcher, nachdem er zuletzt eingeschlafen, zuerst das Erwachen des Geistes erleuchtet. Andrea hatte noch nicht völlig die Augen geöffnet, als ihn schon sein herrschender Gedanke erfaßte und ihm in das Ohr flüsterte, er habe zu lange geschlafen.

Er sprang aus seinem Bette und lief an das Fenster.

Ein Gendarme ging durch den Hof.

Ein Gendarme ist einer von den allerauffallendsten Gegenständen der Welt, selbst für das Auge eines Menschen ohne Unruhe; doch für jedes furchtsame Gewissen, wenn es einen Grund hat, dies zu sein, nehmen das Gelbe, das Blaue und das Weiße, woraus seine Uniform besteht, gräßliche Tinten an.

„Warum ein Gendarme?“ fragte sich Andrea.

Dann antwortete er sich plötzlich mit jener Logik, welche der Leser bereits an ihm wahrnehmen mußte:

„Ein Gendarme hat nichts, was in einem Gasthofe in Erstaunen setzen darf; wir wollen uns also nicht wundern, sondern ankleiden.“

Und der junge Mann kleidete sich mit einer Geschwindigkeit an, die ihn sein Kammerdiener in den

paar Monaten seines fashionablen Lebens in Paris nicht hatte verlieren lassen.

„Gut!“ sagte Andrea, während er sich ankleidete, „ich warte, bis er weggegangen ist, und mache mich sodann aus dem Staube.“

Und als er diese Worte gesprochen, ging er sachte abermals an das Fenster und hob zum zweiten Male den Mousselinevorhang auf.

Der erste Gendarme war nicht nur nicht weggegangen, sondern der junge Mann erblickte eine zweite blau, gelb und weiße Uniform unten an der Treppe, der einzigen, auf welcher er hinab gehen konnte, während ein dritter Gendarme, zu Pferde und den Carabiner in der Faust, sich als Schildwache an dem Hofthore, seinem einzigen Ausgange, hielt.

Dieser dritte Gendarme war im höchsten Grade bezeichnend; denn vor ihm dehnte sich ein Halbkreis von Neugierigen aus, welche das Thor hermetisch blockirten.

„Teufel! man sucht mich,“ war der erste Gedanke von Andrea.

Blässe überströmte die Stirne des jungen Mannes; er schaute ängstlich umher. Sein Zimmer hatte, wie sämmtliche Zimmer dieses Stockes, nur einen Ausgang nach der für alle Blicke offenen äußeren Gallerie.

„Ich bin verloren!“ war sein zweiter Gedanke.

Für einen Menschen in der Lage von Andrea bedeutete Verhaftung: Assisen, Verurtheilung, Tod, Tod ohne Barmherzigkeit und Verzug.

Einen Augenblick preßte er krampfhaft seinen Kopf zwischen seinen zwei Händen.

Während dieses Augenblicks wäre er vor Angst beinahe verrückt geworden.

Doch aus dieser Welt seinen Kopf durchkreuzender Gedanken sprang bald ein Gedanke der Hoffnung hervor; ein bleiches Lächeln trat auf seine entfärbten Lippen und auf seine zusammengezogenen Wangen. Er

schaute umher: die Gegenstände, welche er suchte, fanden sich auf dem Marmor eines Secretärs, nämlich eine Feder, Tinte und Papier.

Er tauchte die Feder in die Tinte und schrieb mit einer Hand, der er fest zu sein befahl, folgende Zeilen auf das erste Blatt Papier:

„Ich habe kein Geld, um zu bezahlen, bin aber kein unredlicher Mensch, ich lasse als Unterpfand diese Nadel zurück, welche zehnmal mehr werth ist, als meine Zeche. Man wird mir verzeihen, daß ich mich mit Tagesanbruch entfernt habe, ich schämte mich!“

Er nahm seine Nadel aus seiner Halsbinde und legte sie auf das Papier.

Hienach zog er die Riegel zurück, öffnete die Thüre ein wenig, als ob er sie weggehend zuzumachen vergessen hätte, schlüpfte in den Kamin wie ein Mensch, der an solche gymnastische Uebungen gewöhnt ist, zog den papierenen Schirm an sich, der Achilles bei Deldamia vorstellte, verwischte mit seinen Füßen die Spur seiner Tritte, und fing an, in der gebogenen Röhre hinauf zu klettern, welche ihm den einzigen Weg der Rettung bot, auf den er noch hoffen durfte.

In diesem Augenblick kam der erste Gendarme, der Andrea aufgefallen war, die Treppe herauf; der Polizeicommissär ging ihm voran, und unten an der Treppe wachte der zweite Gendarme, welcher wiederum eine Verstärkung durch den am Thore stationirenden erwarten durfte.

Man höre, welchem Umstande Andrea diesen Besuch zu verdanken hatte, dessen Empfang er sich mit so großer Mühe entzog.

Mit Tagesanbruch spielten die Telegraphen in allen Richtungen, und sogleich benachrichtigt, erweckte jeder Ort die Behörden und trieb die öffentliche Macht zur Nachforschung nach dem Mörder von Caderousse an.

Compiègne ist eine königliche Residenz, Compiègne ist eine Jagdstadt, Compiègne ist eine Garnisonsstadt

und im Ueberfluß mit Behörden, Gendarmen und Polizeicommissären versehen; die Nachsuchungen begannen also sogleich nach Ankunft des telegraphischen Befehls, und da das Gasthaus zur Glocke und Flasche das erste Gasthaus der Stadt ist, so machte man natürlich hier den Anfang.

Ueberdies war es nach der Meldung der Schildwachen, welche in der Nacht vor dem Rathhause den Dienst gehabt hatten (das Rathhaus liegt unmittelbar neben dem Gasthofe zur Glocke), nach der Meldung der Schildwachen, sagen wir, war es erwiesen, daß mehrere Reisende in der Nacht hier Quartier genommen hatten.

Die Schildwache, die man um sechs Uhr Morgens abgelöst, erinnerte sich sogar, daß sie einige Minuten nach vier Uhr einen jungen Mann auf einem Schimmel mit einem Bauernknaben hinter sich auf dem Kreuze hatte ankommen sehen, welcher junge Mann auf dem Platze abgestiegen war, den Bauernknaben und das Pferd entlassen, und an den Gasthof geklopft hatte, den man vor ihm öffnete und hinter ihm wieder schloß.

Auf dem so seltsam verspäteten jungen Mann haftete besonders der Verdacht.

Dieser junge Mann war aber kein Anderer, als Andrea.

Bewaffnet mit diesen Angaben, gingen der Polizeicommissär und der Gendarme, ein Brigadier, auf die Thüre von Andrea zu.

Die Thüre war halb geöffnet.

„Oh! oh!“ rief der Brigadier, ein in listigen Streichen wohl erfahrener alter Fuchs, „eine offene Thüre ist ein schlechtes Zeichen! ich wollte lieber, sie wäre dreifach verriegelt!“

Der kleine Brief und die von Andrea auf dem Tische zurückgelassene Nadel bestätigten oder vielmehr unterstützten wirklich die Wahrheit: Andrea hatte sich geflüchtet.

Wir sagen, unterstützten, denn der Brigadier war nicht der Mann, sich bei einem ersten Beweise zu fügen.

Er schaute umher, tauchte seinen Blick unter das Bett, öffnete die Vorhänge, die Schränke, und stand endlich vor dem Kamin stille.

Durch die Vorsicht von Andrea war keine Spur seiner Tritte in der Asche zurückgeblieben.

Es bildete dies indessen einen Ausgang, und unter den obwaltenden Umständen mußte jeder Ausgang der Gegenstand einer scharfen Nachforschung sein.

Der Brigadier ließ sich ein Reisbündel und Stroh bringen, verstopfte den Kamin, wie er es nur mit Mörtel hätte thun können, und legte Feuer daran.

Das Feuer machte die Backsteinwände krachen; eine undurchsichtige Rauchsäule drängte sich durch die Röhren und stieg wie der dunkle Ausbruch des Vulkans zum Himmel empor, doch man sah keinen Gefangenen herabfallen, wie man dies erwartet hatte.

Seit seiner Jugend im Kampfe mit der Gesellschaft, stand Andrea einem Gendarmen an List nicht nach, und wäre dieser Gendarme auch zu dem ehrwürdigen Grade eines Brigadier erhoben worden; den Brand vorhersehend, war er auf das Dach geklettert und hielt sich an die Röhre gekauert.

Einen Augenblick hoffte er gerettet zu sein, denn er hörte den Brigadier den zwei Gendarmen zurufen: „Er ist nicht mehr da!“ Doch sachte den Hals ausstreckend, sah er, daß die zwei Gendarmen, statt sich zurückzuziehen, wie es bei einer solchen Ankündigung natürlich gewesen wäre, im Gegentheil ihre Aufmerksamkeit verdoppelten.

Er schaute nun ebenfalls umher: das Rathhaus, ein colossales Gebäude aus dem sechzehnten Jahrhundert, erhob sich wie ein düsterer Wall; zu seiner Rechten und durch die Oeffnungen des Baudenkmals konnte man in alle Winkel und Ecken des Daches schauen, wie man von einem Berge herab in das Thal schaut.

Andrea begriff, er würde auf der Stelle den Kopf des Brigadier an einer von den Oeffnungen erscheinen sehen.

War er einmal entdeckt, so war er auch verloren; eine Jagd auf den Dächern bot ihm keine Hoffnung auf einen günstigen Erfolg. Er beschloß also, nicht durch denselben Kamin, durch den er heraufgekommen war, sondern durch einen ähnlichen hinabzusteigen.

Er suchte mit den Augen denjenigen von den Kaminen, aus welchem er keinen Rauch hervorkommen sah, erreichte ihn über das Dach hinkriechend, und verschwand durch seine Oeffnung, ohne wahrgenommen worden zu sein.

In derselben Secunde öffnete sich ein kleines Fenster des Rathhauses und gewährte dem Kopfe des Gendarmerie-Brigadier Durchgang. Einen Augenblick blieb dieser Kopf unbeweglich, wie eines von den steinernen Reliefs, welche das Gebäude zieren; dann verschwand der Kopf mit einem langen Seufzer über die Täuschung.

Kalt und ruhig wie das Gesetz, dessen Vertreter er war, ging der Brigadier, ohne auf die tausend Fragen der versammelten Menge zu antworten, über den Platz und kehrte in den Gasthof zurück.

„Nun, wie steht es?" fragten die zwei Gendarmen.

„Meine Söhne," antwortete der Brigadier, „der Räuber muß sich wirklich sehr frühzeitig diesen Morgen aus dem Staube gemacht haben; doch wir schicken Leute auf die Straße von Villers-Coterets und Noyon und durchstreifen den Wald, wo wir ihn unzweifelhaft finden werden."

Der ehrenwerthe Mann hatte kaum mit dem den Brigadiers der Gendarmerie eigenthümlichen Tone dieses Wort zu Tage gefördert, als ein langer Schreckensruf begleitet von einem heftigen Klingeln einer Glocke in dem Hofe des Gasthauses erscholl.

„Oh! oh! was ist das?" rief der Brigadier.

„Das ist ein Reisender, der große Eile zu haben scheint," sprach der Wirth. „Wo läutet man?"

„In Numero 3."

„Laufe dahin, Kellner!"

In diesem Augenblick verdoppelten sich das Geschrei und der Lärmen der Glocke. Der Kellner wollte weglaufen.

„Nein, nein!" sagte der Brigadier, den dienstbaren Geist zurückhaltend; „derjenige, welcher läutet, kommt mir vor, als verlangte er etwas Anderes, als einen Kellner, und wir wollen ihm einen Gendarmen serviren. Wer wohnt in Numero 3?"

„Der kleine junge Mann, der gestern Abend mit seiner Schwester in einer Postchaise angekommen ist und ein Zimmer mit zwei Betten verlangt hat."

Die Glocke erscholl zum dritten Male mit angstvollen Tönen.

„Herbei! Herr Commissär!" rief der Brigadier, „folgen Sie mir und beschleunigen Sie Ihre Schritte."

„Warten Sie einen Augenblick," sagte der Wirth; „zu Numero 3 führen zwei Treppen: eine äußere und eine innere."

„Gut!" sprach der Brigadier, „ich wähle die innere, das ist mein Departement. Sind die Carabiner geladen?"

„Ja, Brigadier."

„Wohl! so wachen Sie an der äußeren Treppe, und wenn er fliehen will, Feuer auf ihn! Es ist ein großer Verbrecher, wie der Telegraph sagt."

Gefolgt von dem Polizeicommissär und begleitet von dem Lärmen, den die Mittheilungen über Andrea in der Menge erzeugt hatten, verschwand der Brigadier auf der inneren Treppe.

Wir haben zu erklären, wie sich die Dinge gestaltet hatten.

Andrea war sehr geschickt bis auf zwei Drittel des Kamines hinabgestiegen; doch hier angelangt, war sein

Fuß abgewichen, und er hatte sich mit größerer Schnelligkeit und besonders mit mehr Geräusch, als ihm lieb war, hinab versenkt. Wäre das Zimmer verlassen gewesen, so hätte dies nichts zu bedeuten gehabt, doch zum Unglück war es bewohnt.

Zwei Frauen schliefen in einem Bette, das Geräusch erweckte sie. Ihre Blicke richteten sich nach dem Punkte, von wo der Lärmen kam, und sie sahen durch die Oeffnung des Kamines einen Menschen erscheinen.

Eine von den zwei Frauen, eine Blonde, war es, die den furchtbaren Schrei ausstieß, von dem das ganze Haus wiederhallte, während die Andere nach der Klingelschnur stürzte, mit aller Gewalt daran zog, und Lärmen machte.

Andrea spielte, wie man sieht, sehr unglücklich.

„Barmherzigkeit!" rief er, bleich, verwirrt, ohne die Personen anzuschauen, an die er sich wandte, „Barmherzigkeit! rufen Sie nicht, retten Sie mich! ich will Ihnen nichts Böses thun."

„Andrea der Mörder!" rief eine von den zwei jungen Frauen.

„Eugenie, Fräulein Danglars!" murmelte Cavalcanti, vom Schrecken zum höchsten Erstaunen übergehend.

„Zu Hülfe! zu Hülfe!" schrie Fräulein d'Armilly, die Glocke aus den trägen Händen von Eugenie nehmend und noch kräftiger läutend, als ihre Gefährtin.

„Retten Sie mich, man verfolgt mich!" sprach Andrea die Hände faltend; „Barmherzigkeit, Gnade, liefern Sie mich nicht aus!"

„Es ist zu spät, man kommt herauf," erwiederte Eugenie.

„So verbergen Sie mich irgendwo, Sie sagen, Sie haben ohne Grund Furcht gehabt; Sie wenden den Verdacht ab und retten mir das Leben."

An einander gedrängt, sich in ihre Decken hüllend, blieben die zwei Frauen stumm bei dieser flehenden

Stimme; alles Widerstreben, aller Widerwille, alle Befürchtungen durchkreuzten sich in ihrem Innern.

„Wohl! es sei," sprach Eugenie; „kehren Sie in den Kamin zurück, durch den Sie gekommen sind, Unglücklicher; gehen Sie, und wir werden nichts sagen."

„Hier ist er! hier ist er!" rief eine Stimme auf dem Ruheplatze, „hier ist er, ich sehe ihn!"

Der Brigadier hatte wirklich sein Auge an das Schlüsselloch gedrückt und gesehen, wie Andrea flehend vor den Frauen stand.

Ein heftiger Kolbenschlag sprengte das Schloß, zwei weitere Schläge sprengten die Riegel; die Thüre fiel zerschmettert nach innen.

Andrea lief an die andere Thüre, welche nach der Gallerie des Hofes ging, und öffnete sie, um hinauszustürzen.

Die zwei Gendarmen standen mit ihren Carabinern da und schlugen auf ihn an.

Andrea blieb stehen; bleich, den Körper etwas zurückgeneigt, hielt er sein unnützes Messer in der krampfhaft zusammengepreßten Hand.

„Fliehen Sie doch!" rief Fräulein d'Armilly, in deren Herz das Mitleid in demselben Maße zurückkehrte, in welchem der Schrecken daraus verschwand, „fliehen Sie doch!"

„Oder tödten Sie sich!" sprach Eugenie mit dem Tone und der Geberde von einer von jenen Vestalinnen, welche im Circus mit dem Daumen dem siegreichen Gladiator seinem niedergeworfenen Gegner das Lebenslicht vollends auszublasen befahlen.

Andrea bebte und schaute das Mädchen mit einem verächtlichen Lächeln an, welches bewies, daß sein verdorbenes Wesen diese erhabene Wildheit der Ehre nicht begriff.

„Mich tödten," sagte er sein Messer von sich werfend, „warum dies?"

„Sie haben es selbst ausgesprochen," rief Fräu-

Danglars, „man wird Sie zum Tode verurtheilen, man wird Sie hinrichten wie den letzten Verbrecher!“

„Bah!“ versetzte Cavalcanti, die Arme kreuzend, „man hat seine Freunde.“

Der Brigadier trat mit dem Säbel in der Faust auf ihn zu.

„Vorwärts,“ sagte Cavalcanti, „stecken Sie wieder ein, mein braver Mann, es ist nicht der Mühe werth, so viel Lärmen zu machen, da ich mich selbst ergebe.“

Und er streckte seine Hände aus, um Schellen daran legen zu lassen.

Die zwei jungen Mädchen schauten voll Schrecken die häßliche Metamorphose an, welche vor ihren Augen vorging: der Mann der Gesellschaft legte seine Hülle ab und wurde wieder der Mensch des Bagno.

Andrea wandte sich gegen sie um und fragte mit dem Lächeln der Unverschämtheit:

„Haben Sie keinen Auftrag an Ihren Herrn Vater, Fräulein Eugenie, denn aller Wahrscheinlichkeit nach kehre ich nach Paris zurück.“

Eugenie verbarg ihren Kopf in ihren beiden Händen.

„Oh! oh!“ sagte Andrea, „Sie brauchen sich nicht zu schämen; ich bin Ihnen nicht böse, daß Sie Post genommen haben, um mir nachzueilen; war ich nicht beinahe Ihr Gatte?“

Und nach diesem Spotte ging Andrea hinaus und ließ die zwei Flüchtlinge den Leiden der Scham und den Commentaren der Versammlung preisgegeben zurück.

Eine Stunde nachher stiegen Beide in ihren Frauenkleidern in die Reisecaleche.

Man hatte das Thor des Gasthofes geschlossen, um sie den ersten Blicken zu entziehen; doch sie mußten nicht minder durch eine doppelte Hecke von Neugierigen mit flammenden Augen und murmelnden Lippen fahren.

Eugenie ließ die Vorhänge herab; aber wenn sie

nichts sah, so hörte sie doch, und der Lärmen des Hohngelächters drang zu ihr.

„Oh! warum ist die Welt nicht eine Wüste?“ rief sie, sich an die Brust von Fräulein d'Armilly werfend, während ihre Augen von jener Wuth funkelten, welche Nero wünschen ließ, die Welt möchte ein einziger Kopf sein, damit er ihn mit einem Schlage vom Rumpfe trennen könnte.

Am anderen Tage stiegen sie im Hotel de Flandres in Brüssel ab.

Andrea war am Abend vorher in die Liste der Gefangenen der Conciergerie eingetragen worden.

Viertes Kapitel.

Das Gesetz.

Wir haben gesehen, mit welcher Ruhe Fräulein Danglars und Fräulein d'Armilly ihre Verwandlung ausführen und ihre Flucht bewerkstelligen konnten: es wurde ihnen dies dadurch möglich, daß Jedermann zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, um sich mit den ihrigen abzugeben.

Wir lassen den Banquier, Schweiß auf der Stirne, vor dem Gespenste des Bankerottes die ungeheuren Colonnen seiner Passiva aufreihen, und folgen der Baronin, welche, nachdem sie einen Augenblick unter dem heftigen Schlage, der sie getroffen, niedergeschmettert geblieben war, ihren gewöhnlichen Rath Lucien Debray wieder aufsuchte.

Die Baronin rechnete wirklich auf diese Heirath, um endlich von einer Vormundschaft befreit zu werden, welche bei dem Charakter von Eugenie nur sehr lästig sein konnte; bei solchen stillschweigenden Verträgen, die das hierarchische Band der Familie erhalten, ist die Mutter nur unter der Bedingung, daß sie ihr beständig ein Beispiel der Weisheit und ein Musterbild der Vollkommenheit bietet, Gebieterin ihrer Tochter.

Madame Danglars aber fürchtete die Scharfsichtigkeit von Eugenie und die Rathschläge von Fräulein d'Armilly; sie hatte gewisse von ihrer Tochter Debray zugeschleuderte Blicke bemerkt, Blicke, welche zu bedeuten schienen, ihre Tochter kenne das ganze Geheimniß ihrer verliebten und pecuniären Beziehungen zu dem Geheimsecretär, während eine klügere und tiefere Auslegung der Baronin im Gegentheil bewiesen hätte, Eugenie verachte Debray, nicht weil er im väterlichen Hause ein Stein des Anstoßes und der Aergerniß war, sondern weil sie ihn ganz einfach in die Kategorie jener Zweifüßigen einreihte, welche Plato nicht mehr Menschen zu nennen versuchte und Diogenes durch die Periphrase als Thiere mit zwei Füßen und ohne Federn bezeichnete.

Aus ihrem Gesichtspunkte, und leider hat auf dieser Welt Jeder einen Gesichtspunkt, der ihn verhindert, die Gesichtspunkte der Anderen zu sehen; aus ihrem Gesichtspunkte, sagen wir, beklagte es Madame Danglars unendlich, daß die Verheirathung von Eugenie scheiterte, nicht als ob diese Heirath passend, wünschenswerth gewesen wäre und das Glück von Eugenie hätte begründen müssen, sondern weil sie ihr die Freiheit wiedergegeben haben würde..

Sie eilte also, wie gesagt, zu Debray, der, nachdem er, wie ganz Paris der Soirée des Vertrages und dem dabei vorgefallenen Scandal beigewohnt, sich eiligst in seinen Clubb zurückgezogen hatte, wo er mit einigen Freunden von dem Ereigniß plauderte, das zu dieser

Stunde das Gespräch von drei Vierteln dieser ungeheuer cancanischen Stadt, welche man die Capitale der Welt nennt, bildete.

In dem Augenblick, wo Madame Danglars, in einem schwarzen Kleide und unter einem langen Schleier verborgen, trotz der Versicherung des Portier, der junge Mann wäre nicht zu Hause, die Treppe hinaufstieg, welche in die Wohnung von Debray führte, beschäftigte sich dieser damit, die Aufforderungen eines Freundes zurückzuweisen, der ihm darzuthun suchte, nach dem furchtbaren Eclat sei es seine Pflicht als Freund des Hauses, Fräulein Eugenie Danglars und ihre zwei Millionen zu heirathen.

Debray vertheidigte sich wie ein Mensch, dessen einziger Wunsch es ist, besiegt zu werden; denn es hatte sich dieser Gedanke oft in seinem Innern geregt; doch da er Eugenie, ihren stolzen und unabhängigen Charakter kannte, so nahm er zuweilen wieder eine defensive Stellung an und sagte sich, diese Verbindung wäre ganz und gar unmöglich, wobei er sich jedoch immerhin dumpf mit dem bösen Gedanken kitzelte, der unablässig im Grunde der Seele wachend, wie Satan hinter dem Kreuze, den ehrlichsten und reinsten Menschen in Anspruch nimmt.

Der Thee, das Spiel, die, wie man sieht, interessante Unterhaltung, da so wichtige Dinge verhandelt wurden, dauerten bis ein Uhr Morgens.

Von den Kammerdienern von Lucien eingeführt, wartete Madame Danglars während dieser Zeit verschleiert und zitternd in dem grünen Salon zwischen zwei Körbchen mit Blumen, die sie ihm selbst am Morgen geschickt hatte, und die von Debray persönlich mit einer Sorgfalt geordnet und gereinigt worden waren, welche die arme Frau seine Abwesenheit zu verzeihen bewog.

Um eilf Uhr vierzig Minuten stieg Madame Danglars, des vergeblichen Wartens müde, wieder in einen

Fiacre und ließ sich nach Hause führen. Die Frauen von einer gewissen Gesellschaft haben das mit den Grisetten in glücklichen Umständen gemein, daß sie gewöhnlich nicht nach Mitternacht nach Hause kommen.

Die Baronin kehrte in ihr Hotel mit derselben Behutsamkeit zurück, mit der Eugenie dieses verlassen hatte; sie stieg leicht, obschon mit ganz gepreßtem Herzen, die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf. welche, wie man weiß, neben der von Eugenie lag. Sie befürchtete irgend einen Commentar und glaubte so fest,.. die arme, wenigstens in diesem Punkte achtungswerthe Frau,.. an die Unschuld ihrer Tochter und an die Treue für den väterlichen Herd.

In ihrem Zimmer angelangt, pochte sie an der Thüre von Eugenie; als sie jedoch kein Geräusch hörte, versuchte sie es, hineinzugehen; aber die Riegel waren vorgeschoben. Madame Danglars glaubte, durch die furchtbare Aufregung des Abends ermüdet, hätte sich Eugenie zu Bette gelegt und schliefe. Sie rief die Kammerfrau und befragte sie.

„Fräulein Eugenie," antwortete die Kammerfrau, „ist mit Fräulein d'Armilly in ihr Zimmer zurückgekehrt; dann tranken sie mit einander den Thee und hierauf verabschiedeten sie mich mit der Bemerkung, sie bedürften meiner nicht mehr."

Seit dieser Zeit war die Kammerfrau in der Gesindestube, und sie glaubte, wie Jedermann, die zwei jungen Personen wären in ihrem Zimmer.

Madame Danglars legte sich ohne einen Schatten von Verdacht nieder; doch über die einzelnen Personen beruhigt, kehrte ihr Geist zu den Ereignissen zurück. Je klarer ihre Gedanken in ihrem Innern wurden, desto größer gestalteten sich die Verhältnisse der Scene des Vertrags: es war nicht mehr ein Scandal, es war ein ungeheurer Lärmen; es war nicht mehr ein einfacher unglücklicher Vorfall, sondern eine ungeheure Schande.

Unwillkührlich erinnerte sich die Baronin, daß sie

ohne Mitleid gegen die arme Mercedes gewesen war, welche vor Kurzem in ihrem Gatten und in ihrem Sohne ein so großes Unglück betroffen hatte.

„Eugenie," sagte sie sich, „ist verloren, und wir sind es ebenfalls. Die Geschichte, so wie sie dargestellt werden wird, bedeckt uns mit Schmach, denn in einer Gesellschaft, wie die unsere, sind gewisse Lächerlichkeiten im höchsten Maße blutig und unheilbar.

„Welch ein Glück," murmelte sie, „daß Gott Eugenie den seltsamen Charakter gegeben hat, der mich oft zittern machte!" Und ihr dankbarer Blick richtete sich zum Himmel auf, dessen geheimnißvolle Vorsehung Alles zum Voraus nach den Ereignissen, die da kommen sollen, ordnet und aus einem Fehler, aus einem Laster sogar zuweilen ein Glück macht.

Dann durchschnitt ihr Gedanke den Raum, wie es der Vogel, seine Flügel ausbreitend, bei einem Abgrunde thut, und blieb vor Cavalcanti stehen.

Dieser Andrea war ein Elender, ein Dieb, ein Mörder, und dennoch besaß er Manieren, welche eine Halberziehung, wenn nicht eine völlige Erziehung andeuteten; dieser Andrea zeigte sich in der Welt mit dem Anscheine eines großen Vermögens, mit der Unterstützung ehrenhafter Namen.

Wie soll man klar in diesem Irrsale sehen? An wen sich wenden, um aus dieser grausamen Lage zu kommen? Debray, zu dem sie mit dem ersten Antriebe der Frau gelaufen war, welche Hülfe bei einem Manne sucht, den sie liebt, obgleich er sie zuweilen zu Grunde richtet, Debray konnte ihr nur einen Rath geben, den Rath, sie sollte sich an einen Mächtigeren wenden.

Die Baronin dachte nun an Herrn von Villefort.

Herr von Villefort hatte Cavalcanti wollen verhaften lassen; Herr von Villefort hatte ohne Mitleid die Unruhe in ihre Familie gebracht, als ob ihm diese Familie fremd gewesen wäre. Doch nein, wenn sie es sich überlegte, der Staatsanwalt war kein Mann ohne

Mitleid, er war Beamter und Sklave seiner Pflichten, er war ein rechtschaffener und fester Freund, der auf eine harte Weise, aber mit fester Hand das Zergliederungsmesser in die Verdorbenheit gestoßen hatte; er war kein Henker, sondern ein Wundarzt, ein Wundarzt, der in den Augen der Welt die Ehre der Danglars von der Schmach des verlorenen jungen Mannes, den sie dieser Welt als ihren Schwiegersohn vorgestellt, hatte absondern wollen.

Sobald Herr von Villefort als Freund der Familie so handelte, war nicht anzunehmen, der Banquier habe etwas zuvor gewußt und sich zu den listigen Streichen von Andrea hergegeben.

Das Benehmen von Villefort erschien also bei näherer Betrachtung der Baronin unter einem Lichte, das sich zu ihrem gemeinschaftlichen Vortheil erklärte.

Hiebei aber mußte die Unbeugsamkeit des Staatsanwaltes stehen bleiben; sie würde ihn am andern Tage aufsuchen und würde es von ihm erlangen, wenn nicht, daß er sich gegen seine Pflichten als Beamter verfehlte, doch wenigstens, daß er ihnen allen Spielraum der Nachsicht ließe.

Die Baronin würde die Vergangenheit anrufen; sie würde seine Erinnerungen verjüngen; sie würde ihn anflehen im Namen einer schuldbefleckten, aber glücklichen Zeit; Herr von Villefort würde die Sache einschläfern, oder wenigstens (und zu diesem Behufe hätte er nur die Augen auf eine andere Seite zu wenden) Cavalcanti fliehen lassen und das Verbrechen nur gegen den Schatten verfolgen, den man die Contumaz nennt.

Hienach erst schlief sie ruhig ein.

Am andern Morgen um neun Uhr stand sie auf und kleidete sich an, ohne ihrer Kammerfrau zu läuten, ohne irgend Jemand ein Lebenszeichen zu geben, schlich mit derselben Einfachheit angethan, wie am Tage zuvor, die Treppe hinab, verließ das Hotel, ging bis zur Rue

de Provence, stieg in einen Fiacre und ließ sich nach dem Hause von Herrn von Villefort führen.

Seit einem Monat bot dieses verfluchte Haus den finstern Anblick eines Lazareths, in welchem die Pest ausgebrochen: ein Theil der Zimmer war von außen und von innen geschlossen; die Läden öffneten sich nur von Zeit zu Zeit einen Augenblick, um etwas Luft einzulassen; dann sah man am Fenster den verstörten Kopf eines Bedienten erscheinen; das Fenster schloß sich wieder, wie die Platte auf eine für ein paar Augenblicke geöffnete Gruft zurückfällt, und die Nachbarn fragten sich ganz leise: werden wir heute abermals einen Sarg aus dem Hause des Herrn Staatsanwalts kommen sehen?

Madame Danglars wurde von einem Schauer bei bei dem Anblicke dieses verödeten Hauses befallen; sie stieg aus ihrem Fiacre, näherte sich mit zitternden Knieen der geschlossenen Thüre und läutete.

Erst als zum dritten Male die Glocke ertönte, deren düsterer Klang die allgemeine Traurigkeit zu theilen schien, kam ein Portier und öffnete die Thüre gerade weit genug, daß die Worte durchdringen konnten.

Er sah eine Frau der guten Gesellschaft, eine elegant gekleidete Frau, und dennoch blieb die Thüre beinahe geschlossen.

„Oeffnen Sie doch!" sprach die Baronin.

„Sagen Sie mir zuerst, Madame, wer sind Sie?" fragte der Portier.

„Wer ich bin, Sie kennen mich ja."

„Wir kennen Niemand mehr, Madame."

„Sie sind ein Narr, mein Freund," rief die Baronin.

„Woher kommen Sie denn?"

„Oh! das ist doch zu stark."

„Madame, es ist der Befehl, entschuldigen Sie mich; Ihr Name?"

„Die Frau Baronin Danglars, Sie haben mich hundertmal gesehen.“

„Es ist möglich, Madame; doch sagen Sie nun, was wollen Sie?“

„Oh! wie sonderbar Sie sind! Ich werde mich bei Herrn von Villefort über die Unverschämtheit seiner Leute beklagen.“

„Madame, das ist nicht Unverschämtheit, das ist Vorsicht; Niemand darf hier herein ohne ein Wort vom Herrn Doctor d'Avrigny, oder ohne mit dem Herrn Staatsanwalt gesprochen zu haben.“

„Wohl! gerade mit dem Herrn Staatsanwalt habe ich zu thun.“

„In einer dringenden Angelegenheit?“

„Sie müssen es sehen, da ich noch nicht wieder in meinen Wagen gestiegen bin. Doch vorwärts: hier ist meine Karte, bringen Sie dieselbe Ihrem Herrn.“

„Wird Madame meine Rückkehr abwarten?“

„Ja; gehen Sie.“

Der Portier schloß die Thüre und ließ Madame Danglars auf der Straße.

Die Baronin wartete allerdings nicht lange; einen Augenblick nachher öffnete sich die Thüre abermals in hinreichender Weite, um der Baronin den Durchgang zu gewähren: sie ging hinein und die Thüre schloß sich hinter ihr.

Im Hofe zog der Portier, ohne einen Augenblick die Thüre aus dem Gesicht zu verlieren, ein Pfeifchen aus der Tasche und pfiff.

Der Kammerdiener von Herrn von Villefort erschien auf der Freitreppe.

„Madame wird diesen braven Mann entschuldigen,“ sagte er, der Baronin entgegengehend; „doch seine Befehle sind streng, und Herr von Villefort hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, er könnte es nicht anders machen, als er es gemacht habe.

Im Hofe war ein Lieferant, den man mit derselben

Vorsicht eingeführt hatte, und dessen Waaren man einer genauen Prüfung unterwarf.

Die Baronin stieg die Freitreppe hinauf; diese Traurigkeit hatte einen tiefen Eindruck auf sie hervorgebracht, denn sie erweiterte gleichsam den Kreis der ihrigen; immer von dem Kammerdiener geleitet, wurde sie, ohne daß dieser sie einen Augenblick aus dem Gesichte verlor, in das Cabinet des Staatsanwalts eingeführt.

So sehr Madame Danglars durch den Grund, der sie in dieses Haus führte, beunruhigt war, so kam ihr doch der Empfang, der ihr von den Dienstboten zu Theil geworden, so unwürdig vor, daß sie sich vor Allem hierüber beklagte.

Doch Villefort hob sein vom Schmerz niedergebeugtes Haupt empor und schaute sie mit einem so traurigen Lächeln an, daß die Klagen auf ihren Lippen erstarben.

„Entschuldigen Sie meine Diener wegen eines Schreckens, aus dem ich ihnen kein Verbrechen machen kann."

Madame Danglars hatte oft in der Gesellschaft von dem Schrecken sprechen hören, den der Staatsanwalt bezeichnete, aber sie würde nie daran geglaubt haben, hätte sie sich nicht mit ihren eigenen Augen überzeugt, daß dieses Gefühl bis auf einen so hohen Grad gesteigert war.

„Sie sind also auch unglücklich?" sagte sie.

„Ja, Madame," antwortete Villefort.

„Sie beklagen mich also?"

„Aufrichtig, Madame."

„Und Sie begreifen, was mich hieherführt?"

„Sie wollen von dem sprechen, was vorgefallen ist, nicht wahr?"

„Ja, mein Herr, ein furchtbares Unglück."

„Das heißt ein Unfall."

„Ein Unfall!" rief die Baronin.

„Ach! Madame," entgegnete der Staatsanwalt mit

seiner unstörbaren Ruhe, „ich bin dahin gekommen, daß ich nur unwiederbrigliche Dinge ein Unglück nenne."

„Glauben Sie, daß man vergessen wird?"

„Alles vergißt sich, Madame; die Heirath Ihrer Tochter wird sich morgen machen, wenn sie sich nicht heute macht; in acht Tagen, wenn sie sich nicht morgen macht. Und dann, was den Verlust des Bräutigams von Fräulein Eugenie betrifft, so glaube ich nicht, daß Sie diesen zu sehr beklagen."

Madame Danglars schaute Villefort an, denn sie war ganz erstaunt, diese beinahe spöttische Ruhe an ihm wahrzunehmen.

„Bin ich zu einem Freunde gekommen?" fragte sie mit einem Tone voll schmerzlicher Würde.

„Sie wissen, ja, Madame," antwortete Villefort, dessen bleiche Wangen sich bei dieser Versicherung mit einer leichten Röthe bedeckten.

Diese Versicherung enthielt allerdings eine Anspielung auf andere Dinge, als die, welche im Augenblick die Baronin und ihn beschäftigten.

„So seien Sie liebevoller, mein theurer Villefort," sagte die Baronin, „sprechen Sie mit mir als Freund, und nicht als Staatsbeamter, und wenn ich unendlich unglücklich bin, so sagen Sie mir nicht, ich soll heiter sein."

Villefort verbeugte sich und erwiederte:

„Madame, ich habe seit drei Monaten; wenn ich von Unglück sprechen höre, die ärgerliche Gewohnheit, an das meinige zu denken, und unwillkührlich bewerkstelligt sich in meinem Geiste die selbstsüchtige Operation der Vergleichung. Darum kam mir Ihr Unglück gegen das meinige nur wie ein Unfall vor; darum erschien mir neben meiner traurigen Lage die Ihrige als beneidenswerth; doch das verdrießt Sie und wir wollen darüber weggehen. Sie sagten, Madame?"

„Ich wollte von Ihnen erfahren, mein Freund,

wie es mit der Angelegenheit des Betrügers steht?" versetzte die Baronin.

„Betrüger!" wiederholte Villefort; „es beruht bei Ihnen offenbar auf einem Entschluß, gewisse Dinge zu mildern und andere zu übertreiben; Herr Andrea Cavalcanti, oder vielmehr Herr Benedetto ein Betrüger! Sie täuschen sich, Madame, Herr Benedetto ist ganz einfach ein Mörder."

„Mein Herr, ich leugne die Richtigkeit Ihrer Bemerkung nicht, doch je mehr Sie sich mit Strenge gegen diesen Unglücklichen waffnen, desto härter treffen Sie unsere Familie. Vergessen Sie ihn einen Augenblick, statt ihn zu verfolgen, lassen Sie ihn fliehen."

„Sie kommen zu spät, Madame, die Befehle sind bereits gegeben."

„Nun! wenn man ihn verhaftet... Glauben Sie, man werde ihn verhaften?"

„Ich hoffe es."

„Wenn man ihn verhaftet (ich habe immer sagen hören, die Gefängnisse überlaufen gleichsam), nun! so lassen Sie ihn im Gefängniß."

Der Staatsanwalt machte ein verneinendes Zeichen.

„Wenigstens bis meine Tochter verheirathet ist," fügte die Baronin bei.

„Unmöglich, Madame, die Justiz hat ihre Förmlichkeiten."

„Selbst für mich?" versetzte die Baronin, halb ernstlich, halb lächelnd.

„Für Alle, Madame," antwortete Villefort, „und für mich, wie für die Andern."

„Ah!" rief die Baronin, ohne in Worten beizufügen, was ihr Geist durch diesen Ausruf verrathen hatte.

Villefort betrachtete sie mit dem Blicke, mit dem er die Gedanken studirte.

„Ja, ich weiß, was Sie sagen wollen," versetzte er, „Sie spielen auf die in der Welt verbreiteten furcht-

baren Gerüchte an, alle die Todesfälle, welche mich seit drei Monaten in Trauer kleiden, selbst der Tod, dem Valentine wie durch ein Wunder entgangen ist, seien nicht natürlich?"

„Ich dachte nicht daran," erwiederte lebhaft Madame Danglars.

„Doch, Madame, Sie dachten daran, und das war kein Unrecht, denn Sie mußten nothwendig daran denken, und Sie sagten sich ganz leise: „„Du, der Du das Verbrechen verfolgst, antwortete: warum gibt es um Dich her Verbrechen, welche unbestraft bleiben?""

Die Baronin erbleichte.

„Nicht wahr, Sie sagten sich das, Madame?"

„Ich gestehe es."

„Ich will Ihnen antworten."

Villefort näherte sein Fauteuil dem Stuhle von Madame Danglars; dann stützte er seine beiden Hände auf seinen Schreibtisch und sprach mit einem dumpferen Tone, als gewöhnlich:

„Es gibt Verbrechen, welche unbestraft bleiben, weil man die Verbrecher nicht kennt und ein unschuldiges Haupt statt eines schuldigen zu treffen befürchtet; doch wenn die Verbrecher bekannt sind (Villefort streckte seine Hand nach einem großen, seinem Schreibtische gegenüberstehenden Crucifix aus), wenn diese Verbrecher bekannt sind," wiederholte er, „so sollen sie, bei dem lebendigen Gott, sterben, Madame, wer sie auch sein mögen. Nachdem Sie meinen Eid, den ich halten werde, gehört haben, wagen Sie es, mich um Gnade für den Elenden zu bitten."

„Ei! mein Herr, sind Sie sicher, daß er so schuldig ist, als man behauptet?"

„Hören Sie, hier liegen die ihn betreffenden Akten: Benedetto zuerst zu fünf Jahren Galeeren wegen Fälschung in einem Alter von sechzehn Jahren verurtheilt; Sie sehen, der junge Mensch versprach etwas; dann entwichen, dann Mörder."

„Und wer ist dieser Unglückliche?“

„Ei, weiß man dies! Ein Vagabund, ein Corse.“

„Er ist also von Niemand reclamirt worden?“

„Von Niemand; man kennt seine Verwandten nicht.“

„Doch jener Mensch von Lucca?“

„Auch ein Gauner, wie er, vielleicht sein Genosse.“

Die Baronin faltete die Hände und flüsterte: „Villefort!“ mit ihrem süßesten und einschmeichelndsten Tone.

„Um Gottes willen! Madame,“ entgegnete der Staatsanwalt mit einer Festigkeit, welche von einem gewissen trockenen Wesen nicht ganz frei war, „um Gottes willen, verlangen Sie doch nie von mir Begnadigung eines Schuldigen. Wer bin denn ich? das Gesetz, das Gesetz. Hat das Gesetz Augen, um Ihre Traurigkeit zu sehen? hat das Gesetz Ohren, um Ihre weiche Stimme zu hören? hat das Gesetz ein Gedächtniß, um eine Anwendung von Ihren zarten Gedanken zu machen? Nein, Madame, das Gesetz befiehlt, und wenn das Gesetz befohlen hat, schlägt es! Sie werden mir sagen, ich sei ein lebendiges Wesen, und nicht ein Coder, ein Mensch, und nicht ein Buch; schauen Sie mich an, Madame, schauen Sie um mich her: haben die Menschen mich als Bruder behandelt, haben sie mich geliebt? haben Sie mich geschont? hat Jemand Gnade für Herrn von Villefort verlangt, und ist diesem Jemand die Gnade für Herrn von Villefort bewilligt worden? Nein! nein! nein! geschlagen, stets geschlagen! Als Frau, das heißt als Sirene, schauen Sie mich beharrlich mit dem bezaubernden, ausdrucksvollen Auge an, welches mich daran erinnert, daß ich erröthen muß. Wohl! es sei, ja, erröthen über das, was Sie wissen, und vielleicht noch über etwas Anderes! Doch, seitdem ich gefehlt habe, und vielleicht tiefer als die Andern gefehlt habe, habe ich die Kleider der Andern geschüttelt, um das Geschwür zu finden, und ich habe es immer gefunden, ich sage noch mehr, ich habe es mit

Glück, mit Freude gefunden, dieses Siegel der Schwäche oder der menschlichen Verkehrtheit! Denn jeder Mensch, den ich als schuldig erkannte, und jeder Schuldige, den ich schlug, erschien mir als ein lebendiger Beweis, als ein neuer Beweis dafür, daß ich nicht eine häßliche Ausnahme war! Ach! ach! ach! die ganze Welt ist böse, beweisen wir dies, Madame, und schlagen wir den Bösen!"

Villefort sprach diese Worte mit einer fieberhaften Wuth, die ihnen eine wilde Beredtsamkeit verlieh.

„Doch Sie sagen," versetzte Madame Danglars, welche einen letzten Versuch machen wollte, „Sie sagen, dieser Mensch sei ein Vagabund, eine von Allen verlassene Waise."

„Desto schlimmer, oder vielmehr desto besser; die Vorsehung hat es so eingerichtet, daß Niemand über ihn zu weinen braucht."

„Das heißt mit Erbitterung gegen den Schwachen zu Werke gehen!"

„Der Schwache, welcher mordet!"

„Seine Schande springt auf mein Haus zurück."

„Habe ich nicht den Tod in dem meinigen?"

„O mein Herr!" rief die Baronin, „Sie sind unbarmherzig gegen die Andern! wohl, so sage ich Ihnen, man wird unbarmherzig gegen Sie sein!"

„Es sei!" sprach Villefort, seine Arme mit einer drohenden Geberde zum Himmel emporstreckend.

„Verschieben Sie doch wenigstens den Prozeß des Unglücklichen, wenn er verhaftet wird, bis zu den nächsten Assisen; das gibt uns wenigstens sechs Monate zum Vergessen."

„Nein," sprach Villefort, „ich habe noch fünf Tage; die Instruction ist gemacht; fünf Tage sind mehr Zeit, als ich brauche; begreifen Sie übrigens nicht, Madame, daß ich auch vergessen muß? Wenn ich arbeite, und ich arbeite Tag und Nacht, wenn ich arbeite, gibt es Augenblicke, wo ich mich nicht mehr erinnere, und wenn

ich mich nicht mehr erinnere, bin ich glücklich nach Art der Todten, und das ist immer noch mehr werth als leiden."

„Mein Herr, er ist entflohen, lassen Sie ihn fliehen, die Saumseligkeit ist eine leichte Nachsicht."

„Aber ich sagte Ihnen bereits, daß es zu spät ist; mit Tagesanbruch hat der Telegraph gespielt, und zu dieser Stunde . . ."

„Herr Staatsanwalt," sagte der Kammerdiener eintretend, „ein Kanzleibote bringt diese Depeche aus dem Ministerium des Innern."

Villefort nahm den Brief und entsiegelte ihn rasch.

Madame Danglars bebte vor Schrecken, Villefort zitterte vor Freude.

„Verhaftet!" rief Villefort; „man hat ihn in Compiègne verhaftet, es ist vorbei."

Madame Danglars erhob sich kalt und bleich.

„Adieu, mein Herr," sagte sie.

„Adieu, Madame," erwiederte der Staatsanwalt beinahe freudig und führte sie bis zur Thüre zurück.

Dann trat er an seinen Schreibtisch, schlug mit dem Rücken seiner rechten Hand auf den Brief und sprach:

„Gut, ich hatte eine Fälschung, ich hatte drei Diebstähle, ich hatte zwei Brandstiftungen, es fehlte mir nur ein Mord, hier ist er; die Sitzung wird hübsch sein."

Fünftes Kapitel.

Die Erscheinung.

Valentine war, wie es der Staatsanwalt zu Madame Danglars gesagt, noch nicht völlig wiederhergestellt. Gelähmt vor Müdigkeit, hütete sie in der That das Bett, und sie erfuhr in ihrem Zimmer aus dem Munde von Frau von Villefort die von uns erzählten Ereignisse, nämlich die Flucht von Eugenie und die Verhaftung von Andrea Cavalcanti, oder vielmehr Benedetto, so wie die gegen ihn erhobene Bezüchtigung eines Mordes. Doch Valentine war so schwach, daß diese Erzählung vielleicht nicht die Wirkung auf sie hervorbrachte, welche sie bei ihrem gewöhnlichen Gesundheitszustande hervorgebracht haben müßte. Es waren in der That nur einige unbestimmte Gedanken, einige unentschiedene Formen, vermischt mit seltsamen Ideen und flüchtigen Phantomen, welche in ihrem kranken Gehirne entstanden oder vor ihren Augen vorüberzogen, und bald verschwand wieder Alles, um die persönlichen Empfindungen abermals ihre volle Kraft gewinnen zu lassen.

Den Tag hindurch wurde Valentine noch in der Wirklichkeit erhalten durch die Gegenwart von Noirtier, der sich zu seiner Enkelin tragen ließ und Valentine mit seinem väterlichen Blicke bewachend bei ihr blieb; wenn sodann Villefort aus dem Justizpalaste zurückkam, verweilte er ebenfalls ein paar Stunden zwischen seinem Vater und seinem Kinde. Um sechs Uhr zog sich Villefort in sein Cabinet zurück; um acht Uhr erschien Herr d'Avrigny, der selbst den für das Mädchen bereiteten Trank brachte; dann trug man Noirtier weg. Eine Wärterin von der Wahl des Doctors ersetzte alle

andere Personen und entfernte sich erst gegen zehn oder eilf Uhr, wenn Valentine entschlummert war. Hinabgehend übergab sie die Schlüssel des Zimmers von Valentine Herrn von Villefort, so daß man nur durch die Wohnung von Frau von Villefort oder durch das Zimmer des kleinen Eduard zu der Kranken gelangen konnte.

Jeden Morgen kam Morrel zu Noirtier, um Erkundigungen einzuziehen: doch Morrel erschien sonderbarer Weise von Tag zu Tag weniger unruhig. Einmal ging es von Tag zu Tag bei Valentine besser, obgleich sie einer heftigen Nervenaufregung preisgegeben war; dann hatte ihm auch Monte Christo, als er ganz bestürzt zu ihm gelaufen war, gesagt, wenn Valentine in zwei Stunden nicht todt wäre, so würde sie gerettet. Valentine lebte aber noch, und es waren bereits vier Tage vorüber.

Die von uns erwähnte Nervenaufregung verfolgte Valentine bis in ihren Schlaf oder vielmehr bis in den schlafsüchtigen Zustand, der auf ihr Wachen eintrat: da geschah es, daß sie in der Stille der Nacht und in der Halbdunkelheit, welche bei der auf dem Kamine stehenden und in ihrer alabasternen Hülle brennenden Lampe im Raume um sie her herrschte, jene Schatten erblickte, welche das Zimmer der Kranken bevölkern, und die das Fieber von seinen bebenden Flügeln schüttelt. Dann kam es ihr bald vor, als ob sie ihre Stiefmutter drohend erblickte, bald als ob Morrel seine Arme nach ihr ausstreckte, bald als ob sie ihrem gewöhnlichen Leben fremde Wesen, wie den Grafen von Monte Christo, gewahrte; Alles bis auf das Zimmergeräthe erschien ihr in diesen Augenblicken des Deliriums beweglich und irrend; und dies dauerte bis um drei oder vier Uhr Morgens, wo ein bleierner Schlaf sich ihrer bemächtigte und sie bis zum Tage gefesselt hielt.

Am Abend des Tages, wo Valentine die Flucht

von Eugenie und die Verhaftung von Benedetto erfahren, und wo diese Ereignisse, nachdem sie sich einen Augenblick mit den Empfindungen ihres eigenen Daseins vermischt, allmälig aus ihrem Geiste zu weichen anfingen, nachdem sich Herr von Villefort, d'Avrigny und Noirtier entfernt hatten, während es ein Uhr auf Saint-Philippe-du-Roule schlug und die Wärterin, die den von dem Doctor bereiteten Trank unter die Hand der Kranken gestellt und die Thüre ihres Zimmers geschlossen hatte, zitternd in der Gesindestube, in welche sie sich begeben, die Commentare der Dienstboten hörte und ihr Gedächtniß mit den traurigen Geschichten anfüllte, die seit drei Monaten die Kosten der Abendunterhaltung im Vorzimmer des Staatsanwaltes trugen, ereignete sich eine seltsame Scene in dem so sorgfältig geschlossenen Gemach.

Die Wärterin hatte sich seit ungefähr zehn Minuten entfernt. Seit etwa einer Stunde von dem jede Nacht wiederkehrenden Fieber heimgesucht, ließ Valentine den gegen ihren Willen unbotmäßigen Kopf die thätige, eigenthümliche und unversöhnliche Arbeit des Gehirnes fortsetzen, das sich in unabläßiger Wiederholung derselben Gedanken oder in Erzeugung derselben Bilder erschöpft. Von dem Dochte der Nachtlampe gingen tausend und aber tausend Strahlen insgesammt mit seltsamen Zeichen aus, als plötzlich Valentine ihre Bibliothek, welche neben dem Kamine in einer Mauervertiefung stand, sich öffnen zu sehen glaubte, ohne daß die Angeln, auf denen sie sich zu drehen schien, das geringste Geräusch hervorbrachten.

In jedem andern Augenblick hätte Valentine die Glocke genommen und um Hülfe gerufen: doch in der Lage, in der sie sich befand, erschreckte sie nichts mehr. Sie hatte das Bewußtsein, alle Visionen, die sie umgaben, wären die Töchter ihres Deliriums, und diese Ueberzeugung kam bei ihr davon her., daß am Morgen

nie eine Spur von den Phantomen der Nacht, welche mit Tagesanbruch verschwanden, zurückgeblieben war.

Hinter der Thüre erschien eine menschliche Gestalt.

Valentine war in Folge ihres Fiebers zu sehr vertraut mit solchen Erscheinungen, um darüber zu erschrecken; sie riß nur die Augen weit auf, in der Hoffnung Morrel zu erkennen.

Die Gestalt schritt auf ihr Bett zu, dann blieb sie stehen und schien mit einer tiefen Aufmerksamkeit zu horchen.

In diesem Augenblick spielte ein Reflex der Lampe auf dem Gesichte des nächtlichen Besuches.

Und sie wartete, überzeugt, es wäre nur ein Traum, und dieser Mensch würde, wie es in den Träumen geschieht, verschwinden oder sich in irgend eine andere Person verwandeln.

Sie berührte sich nur den Puls, und als sie ihn heftig schlagen fühlte, erinnerte sie sich, das beste Mittel, diese überlästigen Erscheinungen verschwinden zu machen, wäre, zu trinken; die Frische des Getränkes, das in der Absicht bereitet war, die Aufregungen, über welche sich Valentine bei dem Doctor beklagt, zu beruhigen, linderte das Fieber und bewirkte eine Erneuerung der Empfindungen des Gehirnes; wenn sie getrunken hatte, litt sie für einen Augenblick weniger.

Valentine streckte also die Hand aus, um ihr Glas von der kristallenen Trinkschale zu nehmen, auf der es ruhte; doch während sie ihren zitternden Arm ausstreckte, machte die Erscheinung abermals, und noch lebhafter als zuvor, zwei Schritte gegen das Bett und gelangte so nahe zu Valentine, daß sie ihren Hauch hörte und den Druck ihrer Hand zu fühlen glaubte. Diesmal überstieg die Illusion oder vielmehr die Wirklichkeit Alles, was Valentine bis dahin erfahren hatte; sie fing an, sich für völlig erwacht und ganz lebendig zu halten; sie hatte das Bewußtsein, daß sie bei voller Vernunft war, und bebte.

Der Druck, den Valentine gefühlt, hatte zum Zweck, ihren Arm zurückzuhalten.

Dann nahm diese Gestalt, von der sich ihr Blick nicht losmachen konnte, und die überdies mehr beschützend, als bedrohlich zu sein schien, das Glas, hielt es an die Nachtlampe und beschaute den Trank, als ob sie seine Klarheit und Durchsichtigkeit beurtheilen wollte.

Doch die erste Probe genügte nicht. Dieser Mensch, oder vielmehr dieses Gespenst, denn er ging so leise, daß der Teppich das Geräusch seiner Tritte erstickte, dieser Mensch schöpfte einen Löffel voll aus dem Glase und verschluckte ihn.

Valentine schaute das, was vor ihren Augen vorging, mit einem Gefühle tiefen Erstaunens an. Sie glaubte wohl, dies Alles würde bald verschwinden, um einem andern Gemälde Platz zu machen; doch, statt wie ein Schatten zu entweichen, trat dieser Mensch näher zu ihr und sagte, Valentine das Glas reichend, mit erschütterter Stimme:

„Nun, trinken Sie!"

Valentine bebte. Es war das erste Mal, daß eine von ihren Erscheinungen mit diesem lebendigen Klange zu ihr sprach. Sie öffnete den Mund, um einen Schrei auszustoßen.

Der Mensch legte einen Finger auf seine Lippen.

„Der Herr Graf von Monte Christo!" murmelte sie.

An dem Schrecken, der sich in den Augen von Valentine ausprägte, an dem Zittern ihrer Hände, an der raschen Geberde, mit der sie sich unter ihre Tücher steckte, konnte man den letzten Kampf des Zweifels gegen die Ueberzeugung erkennen; doch die Gegenwart von Monte Christo zu einer solchen Stunde, sein phantastischer, geheimnißvoller, unerklärlicher Eintritt durch eine Wand, erschienen als Unmöglichkeiten für das erschütterte Gehirn von Valentine.

„Rufen Sie nicht, erschrecken Sie nicht," sprach der Graf; „haben Sie nicht im Grunde Ihres Herzens

den Blitz eines Verdachtes oder den Schatten einer Unruhe: der Mann, den Sie vor sich sehen (denn diesmal haben Sie Recht, Valentine, und es ist keine Täuschung), der Mann, den Sie vor sich sehen, ist der zärtlichste Vater und der ehrfurchtsvollste Freund, von dem Sie nur immer träumen konnten."

Valentine fand keine Antwort; sie hatte eine so gewaltige Furcht vor dieser Stimme, die ihr die wirkliche Gegenwart des Sprechenden enthüllte, daß sie ihre Stimme nicht damit zu verbinden wagte; doch ihr erschrockener Blick wollte sagen: „Wenn Ihre Absichten rein sind, warum befinden Sie sich hier?"

Mit seinem wunderbaren Scharfsinn begriff der Graf Alles, was in dem Herzen des Mädchens vorging.

„Hören Sie mich," sagte er, „oder vielmehr schauen Sie mich an: Sie sehen meine gerötheten Augen und mein ungewöhnlich bleiches Gesicht; seit vier Nächten habe ich nicht eine Secunde lang ein Auge geschlossen; seit vier Nächten wache ich über Ihnen, beschütze ich Sie, erhalte ich Sie unserem Freunde Maximilian."

Eine Woge freudigen Blutes stieg rasch in die Wangen der Kranken; denn der von dem Grafen ausgesprochene Name erstickte den Rest des Mißtrauens, den er ihr eingeflößt.

„Maximilian! . . ." wiederholte Valentine, so süß kam es ihr vor, diesen Namen auszusprechen; „Maximilian! er hat Ihnen also Alles gestanden?"

„Alles. Er hat mir gesagt, Ihr Leben wäre das seinige, und ich versprach ihm, Sie würden leben."

„Sie versprachen ihm, ich würde leben?"

„Ja."

„In der That, mein Herr, Sie sagten vorhin ein paar Worte von Wachen und Schutz. Sind Sie denn ein Arzt?"

„Ja, der beste, den Ihnen der Himmel in diesem Augenblick schicken kann, das mögen Sie mir glauben."

„Sie sagten, Sie hätten gewacht?" fragte Va-

lentine unruhig; „wo denn? ich habe Sie nicht gesehen."

Der Graf streckte die Hand in der Richtung der Bibliothek aus.

„Ich war hinter jener Thüre verborgen," sagte er, „jene Thüre führt in das anstoßende Haus, das ich gemiethet habe."

Valentine wandte mit einer Bewegung schamhaften Stolzes die Augen ab und sagte voll Schrecken:

„Mein Herr, was Sie gethan haben, ist beispiellos wahnsinnig, und der Schutz, den Sie mir gewähren, gleicht ungemein einer Beleidigung."

„Valentine," sprach der Graf, „während der langen Nachtwachen sah ich nur, welche Leute zu Ihnen kamen, welche Nahrungsmittel man Ihnen bereitete, welche Getränke man Ihnen vorsetzte; erschienen mir diese Getränke gefährlich, so trat ich ein, wie ich so eben eingetreten bin, leerte Ihr Glas und setzte an die Stelle des Giftes ein wohlthätiges Getränke, das statt des Todes, den man Ihnen bereitet hatte, das Leben in Ihren Adern kreisen ließ.

„Gift! Tod!" rief Valentine, die sich abermals unter der Herrschaft einer fieberhaften Hallucination glaubte; „was sagen Sie da, mein Herr?"

„Stille, mein Kind," erwiederte Monte Christo, einen Finger auf seine Lippen legend, „ich habe gesagt Gift, ich habe gesagt Tod, und wiederhole das Wort Tod; doch trinken Sie zuerst hievon (der Graf zog aus seiner Tasche ein Fläschchen, das einen rothen Saft enthielt, und goß ein paar Tropfen davon in ein Glas), und wenn Sie getrunken haben werden, nehmen Sie diese Nacht nichts mehr."

Valentine streckte die Hand aus; doch kaum hatte sie das Glas berührt, als sie dieselbe voll Schrecken wieder zurückzog.

Monte Christo nahm das Glas, trank die Hälfte

davon, reichte es Valentine und diese verschluckte lächelnd den Inhalt.

„Oh! ja," sagte sie, „ich erkenne den Geschmack meiner nächtlichen Getränke, den Geschmack dieses Wassers, das meiner Brust ein wenig Frische, meinem Gehirn ein wenig Ruhe verlieh. Ich danke, mein Herr, ich danke."

„So haben Sie seit vier Nächten gelebt, Valentine," sprach der Graf. „Doch wie lebte ich? Oh, welche grausame Stunden ließen Sie mich durchmachen? Oh! welche furchtbare Qualen ließen Sie mich ausstehen, als ich in Ihr Glas das tödtliche Gift gießen sah, als ich zitterte, Sie hätten Zeit, es zu trinken, ehe ich Zeit gehabt, dasselbe in den Kamin zu schütten!"

„Sie sagen, mein Herr," sprach Valentine im höchsten Maße erschrocken, „Sie sagen, Sie haben tausend Qualen ausgestanden, als man in mein Glas das tödtliche Gift gegossen? Doch wenn Sie Gift in mein Glas gießen sahen, so mußten Sie auch die Person sehen, die es hinein gegossen?"

„Ja."

Valentine richtete sich auf, zog über ihre schneebleiche Brust den gestickten Battist, der noch feucht war von dem kalten Schweiße des Fiebers, mit dem sich der noch viel eisigere Schweiß des Schreckens zu vermischen anfing, und wiederholte:

„Sie haben sie gesehen?"

„Ja," sprach zum zweiten Male der Graf.

„Was Sie mir da sagen, ist gräßlich, mein Herr, denn Sie wollen mich irgend etwas Höllisches glauben machen. Wie! in dem Hause meines Vaters, wie! in meinem Zimmer, wie! auf meinem Schmerzenslager fährt man fort, mich zu ermorden? Oh! entfernen Sie sich, mein Herr, Sie führen mein Gewissen in Versuchung, Sie schmähen die Güte Gottes; es ist unmöglich, es kann nicht sein."

„Sind Sie denn die Erste, welche diese Hand schlägt, Valentine? Haben Sie nicht in Ihrer Umgebung Herrn von Saint-Meran, Frau von Saint-Meran, Barrois fallen sehen? Hätten Sie nicht Herrn Noirtier fallen sehen, würde ihn nicht die Behandlung, welche er seit drei Jahren befolgt, das Gift durch die Gewohnheit des Giftes bekämpfend beschützt haben?“

„Oh! mein Gott! deßhalb also verlangt der gute Papa seit beinahe einem Monat von mir, daß ich alle seine Getränke theile?“

„Und diese Getränke,“ rief Monte Christo, „nicht wahr, sie haben einen bittern Geschmack, wie halb getrocknete Orangenschalen?“

„Ja, mein Gott, ja!“

„Oh! das erklärt mir Alles,“ sprach Monte Christo; „er weiß auch, daß man hier vergiftet, und vielleicht wer hier vergiftet. Er hat Sie, sein vielgeliebtes Kind, gegen die tödtliche Substanz verwahrt, und die tödtliche Substanz hat sich an diesem Anfang einer Gewohnheit abgestumpft; deßhalb leben Sie noch, was ich mir nicht erklären konnte, nachdem man Ihnen vor vier Tagen ein Gift beigebracht, das gewöhnlich unerbittlich ist.“

„Aber wer ist denn der Meuchler, der Mörder?“

„Ich frage Sie ebenfalls: haben Sie nie Jemand in der Nacht in Ihr Zimmer eintreten sehen?“

„Doch wohl. Oft kam es mir vor, als sähe ich Schatten erscheinen, sich nähern, sich entfernen, verschwinden; doch ich hielt sie für Ausgeburten meines Fiebers, und so eben, als Sie selbst eintraten, glaubte ich lange, ich hätte entweder das Fieber, oder ich träumte.“

„Also kennen Sie die Person nicht, die Ihnen das Leben nehmen will?“

„Nein,“ sprach Valentine. „Warum sollte Jemand meinen Tod wünschen?“

„Sie werden sie kennen lernen,“ versetzte Monte Christo horchend.

„Wie dies?“ fragte Valentine voll Schrecken umherschauend.

„Weil Sie diesen Abend weder das Fieber, noch das Delirium haben, weil Sie diesen Abend vollkommen wach sind, weil es so eben Mitternacht schlägt und dies die Stunde der Mörder ist.“

„Mein Gott! mein Gott!“ sprach Valentine, mit der Hand den Schweiß abtrocknend, der auf ihrer Stirne perlte.

Es schlug in der That langsam und traurig zwölf Uhr; es war, als ob jeder Schlag des ehernen Hammers auf das Herz des Mädchens träfe.

„Valentine,“ fuhr der Graf fort, „rufen Sie alle Ihre Kräfte zu Hülfe, drängen Sie Ihr Herz in Ihre Brust zurück, halten Sie Ihre Stimme in Ihrer Kehle fest, stellen Sie sich eingeschlafen, und Sie werden sehen.“

Valentine faßte den Grafen bei der Hand und sagte:

„Es scheint mir, ich höre Geräusch, entfernen Sie sich!“

„Leben Sie wohl, oder vielmehr auf Wiedersehen,“ sprach der Graf.

Dann kehrte er mit einem so traurigen und so väterlichen Lächeln, daß das Herz des Mädchens davon durchdrungen war, zu der Thüre der Bibliothek zurück. Doch sich noch einmal umwendend, ehe er sie hinter sich schloß, flüsterte er:

„Keine Geberde, kein Wort; man halte Sie für eingeschlafen; sonst würde man Sie vielleicht tödten, ehe ich Zeit hätte, herbeizulaufen.“

Nach dieser furchtbaren Ermahnung verschwand der Graf hinter der Thüre, die sich stille schloß.

Sechstes Kapitel.

Locusta.

Valentine blieb allein; zwei Pendeluhren, welche der Uhr von Saint-Philippe-du-Roule nachgingen, schlugen abermals in verschiedenen Zwischenräumen Mitternacht.

Dann verfiel Alles, abgesehen von ein paar Wagen, die man in der Entfernung rollen hörte, in eine Todesstille.

Sie fing an, die Secunden zu zählen, und bemerkte, daß sie um das Doppelte langsamer waren, als die Schläge ihres Herzens.

Aber dennoch zweifelte sie. Die harmlose Valentine konnte sich nicht einbilden, es wünschte irgend Jemand ihren Tod. Warum? in welcher Absicht? was hatte sie Böses gethan, um sich einen Feind zuzuziehen?"

Ein Gedanke, ein einziger, furchtbarer Gedanke hielt ihren Geist gespannt: der Gedanke, es sei eine Person auf der Welt, welche sie zu ermorden versucht habe und es abermals versuchen würde. Wenn diese Person, der Unwirksamkeit des Giftes müde, diesmal, wie es der Graf von Monte Christo gesagt, ihre Zuflucht zum Eisen nehmen würde! wenn der Graf nicht mehr Zeit hätte, herbeizueilen! wenn sie ihrem letzten Augenblicke nahe stünde! wenn sie Morrel nicht mehr wiedersehen sollte!"

Bei diesem Gedanken, der sie zugleich mit Leichenblässe und mit eisigem Schweiße bedeckte, war Valentine nahe daran, nach der Glockenschnur zu greifen und um Hülfe zu rufen.

Doch es kam ihr vor, als sähe sie durch die Thüre der Bibliothek das Auge des Grafen funkeln, dieses Auge, das auf ihrer Erinnerung lastete und sie, wenn sie daran dachte, mit solcher Scham niederdrückte, daß

sie sich fragte, ob es je der Dankbarkeit gelingen würde, die peinliche Wirkung der indiscreten Freundschaft des Grafen zu verwischen.

Zwanzig Minuten, zwanzig Ewigkeiten verliefen so, dann noch zehn andere Minuten; endlich schlug die Pendeluhr einmal auf das hellklingende Glöckchen.

In demselben Augenblick offenbarte Valentine ein unmerkliches Kratzen des Nagels an dem Holze der Bibliothek, daß der Graf wachte und ihr zu wachen empfahl.

Auf der entgegengesetzten Seite, nämlich in der Richtung des Zimmers von Eduard, glaubte Valentine wirklich den Boden krachen zu hören; sie horchte, ihren beinahe erstickten Athem zurückhaltend; der Drücker des Schlosses knirschte, und die Thüre drehte sich auf ihren Angeln.

Valentine hatte sich auf ihren Ellenbogen erhoben; es blieb ihr kaum noch Zeit, sich auf ihr Bett zurückfallen zu lassen und ihre Augen unter ihren Armen zu verbergen.

Dann wartete sie zitternd, erschüttert, das Herz von einer unsäglichen Angst zusammengeschnürt.

Es näherte sich Jemand dem Bette und streifte die Vorhänge.

Valentine raffte alle ihre Kräfte zusammen und ließ das regelmäßige Gemurmel des Athems vernehmen, das einen ruhigen Schlaf andeutet.

„Valentine!“ sprach ganz leise eine Stimme.

Dasselbe Stillschweigen: Valentine hatte nicht zu erwachen versprochen.

Dann blieb Alles unbeweglich: Valentine hörte nur das beinahe unmerkliche Geräusch einer Flüssigkeit, welche in das Glas fiel, das sie geleert hatte.

Nun wagte sie es unter dem Walle ihres ausgestreckten Armes halb ihr Augenlid zu öffnen. Sie sah eine Frau in weißem Nachtmantel, welche aus einer Phiole in ihr Glas eine Flüssigkeit leerte.

Während dieses kurzen Augenblicks hielt Valentine

vielleicht ihren Athem zurück oder sie machte ohne Zweifel irgend eine Bewegung, denn die Frau schaute unruhig auf und neigte sich über ihr Bett, um nachzusehen, ob sie wirklich schliefe: es war Frau von Villefort.

Als Valentine ihre Stiefmutter erkannte, wurde sie von einem so jähen Schauer ergriffen, daß sich ihr Bett bewegte.

Frau von Villefort drückte sich sogleich an die Wand, und durch den Bettvorhang beschützt, beobachtete sie hier, stumm, aufmerksam, die geringste Bewegung von Valentine.

Diese erinnerte sich der furchtbaren Worte von Monte Christo; es war ihr vorgekommen, als hätte sie in der Hand, welche die Phiole nicht hielt, eine Art von langem, scharfem Messer glänzen sehen.

Valentine rief nun ihre ganze Willenskraft zu Hülfe und strengte sich an, die Augen zu schließen; doch diese Function des furchtsamsten unserer Sinne, die sonst so einfache Function wurde in diesem Augenblick beinahe unmöglich, so sehr strebte die Neugierde darnach, das Augenlid aufzuschlagen und die Wahrheit anzuziehen.

Durch die Stille, in der sich das gleichmäßige Geräusch des Athemholens von Valentine wieder hören ließ, versichert, diese schliefe, streckte Frau von Villefort abermals den Arm aus und goß, halb verborgen hinter dem oben am Bette zusammengezogenen Vorhang, den Inhalt der Phiole vollends in das Glas von Valentine.

Dann entfernte sie sich, ohne daß das geringste Geräusch Valentine ihren Abgang offenbarte.

Sie hatte den Arm verschwinden sehen und nicht mehr: diesen frischen, runden Arm einer schönen, jungen Frau von fünf und zwanzig Jahren, welche den Tod eingoß.

Es läßt sich nicht ausdrücken, was Valentine während dieser anderthalb Minuten empfunden, welche Frau von Villefort in ihrem Zimmer geblieben war.

Das Kratzen des Nagels an der Bibliothek entzog Valentine ihrer Betäubung, die einer völligen Starrheit ähnlich war.

Sie hob den Kopf mit großer Anstrengung in die Höhe. Die stille Thüre drehte sich abermals auf ihren Angeln, und der Graf von Monte Christo erschien wieder.

„Nun!" fragte er, „zweifeln Sie immer noch daran?"

„Oh mein Gott!" murmelte das Mädchen.

„Sie haben gesehen?"

„Ach!"

„Sie haben erkannt?"

Valentine stieß einen Seufzer aus und erwiederte: „Ja, doch ich kann nicht daran glauben."

„Sie wollen also lieber sterben und Maximilian sterben lassen?"

„Mein Gott! mein Gott!" rief das Mädchen beinahe von Sinnen: „kann ich denn nicht das Haus verlassen, fliehen?"

„Valentine, die Hand, welche Sie verfolgt, wird Sie überall treffen: mit Gold verführt man Ihre Diener, und der Tod bietet sich Ihnen unter allen Gestalten verkleidet, im Wasser, das Sie an der Quelle trinken, in der Frucht, die Sie vom Baume pflücken."

„Aber sagten Sie denn nicht, die Vorsicht des guten Papa habe mich gegen das Gift beschützt?"

„Gegen ein Gift, das nicht einmal in starker Dose angewendet wurde; man wird das Gift verändern oder die Dose vermehren."

Er nahm das Glas und benetzte seine Lippen.

„Ah! sehen Sie," sagte er, „es ist bereits geschehen. Man vergiftet Sie nicht mehr mit Brucin, sondern mit einem einfachen narkotischen Mittel. Ich erkenne den Geschmack des Alkohols, in welchem man es hat auflösen lassen. Hätten Sie getrunken, was Ihnen Frau von Villefort in dieses Glas gegossen, Valentine, Valentine, Sie wären bereits verloren."

„Mein Gott! warum verfolgt sie mich denn auf diese Art?“ rief das junge Mädchen.

„Wie! Sie sind so sanft, so gut, Sie glauben so wenig an das Böse, daß Sie nicht begriffen haben, Valentine?“

„Nein,“ sprach das Mädchen; „ich habe ihr nie Schlimmes zugefügt.“

„Doch Sie sind reich, Valentine, Sie haben zweimal hundert tausend Franken Rente, und diese zweimal hundert tausend Franken entziehen Sie ihrem Sohne.“

„Wie so? Mein Vermögen ist nicht das seinige; es kommt mir von meinen Großeltern zu.“

„Allerdings, und deßhalb sind Herr und Frau von Saint-Meran gestorben: es geschah, damit Sie Ihre Großeltern erbten; deßhalb war Herr Noirtier verurtheilt, sobald er Sie zu seiner Erbin eingesetzt hatte; deßhalb endlich sollen Sie sterben, damit Ihr Vater von Ihnen erbt, und Ihr Bruder, einziger Sohn geworden, von Ihrem Vater erbt.“

„Eduard! armes Kind, für ihn begeht man alle diese Verbrechen?“

„Ah! Sie begreifen endlich.“

„Mein Gott! wenn nur nicht dies Alles auf ihn zurückfällt!“

„Sie sind ein Engel, Valentine!“

„Doch mein Großvater, hat man darauf Verzicht geleistet, ihn umzubringen?“

„Man hat überlegt, daß, wenn Sie todt wären, das Vermögen, falls keine Enterbung stattfände, natürlich auf Ihren Bruder übergehen würde, und man dachte, die Verübung des Verbrechens, insofern dieses unnütz wäre, müßte doppelt gefährlich sein.“

„Und in dem Geiste einer Frau ist eine solche Combination geboren worden! Oh mein Gott! mein Gott!“

„Denken Sie an Perugia, an die Laube im Gasthause zur Post, an den Mann mit dem braunen Mantel, den Ihre Mutter über die Aqua Tofana be-

fragte; nun, seit jener Zeit reifte der ganze höllische Plan in ihrem Gehirn."

„Oh! mein Herr," rief das sanfte Mädchen in Thränen zerfließend, „ich sehe wohl, daß ich zum Sterben verurtheilt bin, wenn es so ist."

„Nein, Valentine, nein, denn ich habe alle diese Complotte vorhergesehen; nein, denn unsere Feindin ist besiegt, weil sie errathen ist; nein, Sie werden leben, Valentine, um zu lieben und geliebt zu sein, Sie werden leben, um glücklich zu sein und ein edles Herz glücklich zu machen; doch um zu leben, Valentine, müssen Sie Vertrauen zu mir haben."

„Befehlen Sie, mein Herr, was soll ich thun?"

„Sie müssen blindlings nehmen, was ich Ihnen geben werde."

„Oh! Gott ist mein Zeuge," rief Valentine, „wenn ich allein wäre, so würde ich lieber sterben."

„Sie werden Niemand vertrauen, selbst nicht einmal Ihrem Vater?"

„Nicht wahr, mein Vater hat keinen Antheil an diesem furchtbaren Complott?"

„Nein, und dennoch muß Ihr Vater, der an juridische Bezüchtigungen gewöhnte Mann, vermuthen, daß alle die Todesfälle, welche Ihr Haus treffen, nicht natürlich sind. Ihr Vater hätte über Ihnen wachen sollen, er sollte zu dieser Stunde an dem Platze sein, den ich einnehme; er sollte bereits dieses Glas ausgeleert haben; er müßte sich gegen den Mörder erhoben haben. Gespenst gegen Gespenst," murmelte er ganz leise seinen Satz vollendend.

„Mein Herr," sprach Valentine, „ich werde Alles thun, um zu leben, denn es gibt zwei Wesen auf der Welt, die mich so lieben, daß sie sterben würden, wenn mich der Tod träfe: mein Großvater und Maximilian."

„Ich werde über ihnen wachen, wie ich Sie bewache."

„Wohl, mein Herr, verfügen Sie über mich,“ sprach Valentine . . . Dann sagte sie mit leiser Stimme: „Oh, mein Gott! mein Gott! was wird mir widerfahren?“

„Valentine, was Ihnen auch widerfahren mag, erschrecken Sie nicht; wenn Sie leiden, wenn Sie das Gesicht, das Gehör, das Gefühl verlieren, fürchten Sie nichts. Wenn Sie erwachen, ohne zu wissen, wo Sie sind, haben Sie nicht bange, und sollten Sie sich in einem Grabgewölbe oder in einem Sarge finden; sammeln Sie sogleich Ihren Geist und sagen Sie sich: In diesem Augenblicke wacht ein Freund, ein Vater, ein Mann, der mein Glück und das von Maximilian will, über mir.“

„Ach! ach! welch eine gräßliche Nothwendigkeit!“

„Valentine, wollen Sie lieber Ihre Stiefmutter angeben?“

„Ich wollte lieber hundertmal sterben! oh! ja, sterben!“

„Nein, Sie werden nicht sterben, und was Ihnen auch geschehen mag, Sie werden nicht klagen, sondern hoffen, das versprechen Sie mir!“

„Ich werde an Maximilian denken.“

„Sie sind meine vielgeliebte Tochter; ich allein kann Sie retten, und werde Sie retten.“

Valentine faltete im höchsten Schrecken die Hände (denn sie fühlte, daß der Augenblick gekommen war, Gott um Muth anzuflehen); sie richtete sich auf, um zu beten, murmelte Worte ohne Folge und vergaß dabei, daß ihre weißen Schultern keinen andern Schleier hatten, als ihr reiches Haar, und daß man ihr Herz unter der feinen Spitze ihres Nachtgewandes schlagen sah.

Der Graf legte sachte die Hand auf den Arm von Valentine, zog ihre Sammetdecke bis zum Halse herauf, und sprach mit einem ganz väterlichen Lächeln:

„Meine Tochter, glauben Sie an meine Zuneigung,

wie Sie an die Güte Gottes und an die Liebe von Maximilian glauben."

Valentine heftete einen Blick voll Dankbarkeit auf ihn, und blieb gelehrig wie ein Kind.

Da zog der Graf aus seiner Westentasche die kleine Büchse von Smaragd, nahm ihren goldenen Deckel ab, und schüttelte in die Hände von Valentine eine runde Pastille von der Größe einer Erbse.

Valentine nahm sie mit der andern Hand, und schaute den Grafen aufmerksam an; es lag in den Zügen dieses unerschütterlichen Beschützers ein Wiederschein der göttlichen Macht und Majestät. Valentine befragte ihn offenbar mit dem Blicke.

„Ja," antwortete er.

Valentine schob die Pastille in den Mund und verschluckte sie.

„Und nun auf Wiedersehen, mein Kind," sprach der Graf, „ich will es versuchen, zu schlafen, denn Sie sind gerettet."

„Gehen Sie," sagte Valentine, „was mir auch begegnen mag, ich verspreche Ihnen, nicht bange zu haben."

Monte Christo hielt lange seine Augen auf das Mädchen geheftet, das besiegt durch die Macht des narkotischen Mittels, welches ihr der Graf gegeben, allmälig entschlummerte.

Nun nahm er das Glas, leerte es auf drei Viertel in den Kamin, damit man glauben könnte, Valentine habe das Fehlende getrunken, und stellte es wieder auf den Nachttisch; dann kehrte er zur Thüre der Bibliothek zurück und verschwand, nachdem er einen letzten Blick auf Valentine geworfen hatte, welche mit dem Vertrauen und der Reinheit eines zu den Füßen des Herrn liegenden Engels einschlief.

Siebentes Kapitel.

Valentine.

Die Nachtlampe brannte immer noch auf dem Kamine von Valentine und verzehrte die letzten Tropfen Oel, welche oben auf dem Wasser schwammen; bereits färbte ein röthlicher Kreis den Alabaster der Kugel, bereits gab die lebhaftere Flamme jenes letzte Geknister von sich, das bei den unbeseelten Wesen wie die letzten Convulsionen des Todeskampfes erscheint, die man so oft mit denen der armen menschlichen Geschöpfe verglichen hat; ein trauriges Licht färbte mit einem opalen Reflex die weißen Vorhänge und die Betttücher des Mädchens. Alles Geräusch der Straße war für diesmal erloschen, und im Innern herrschte eine furchtbare Stille.

Die Thüre des Zimmers von Eduard öffnete sich jetzt, und ein Kopf, den wir bereits gesehen, erschien in dem der Thüre gegenüber angebrachten Spiegel: es war Frau von Villefort, welche zurückkehrte, um die Wirkung des Trankes zu beobachten.

Sie blieb auf der Schwelle stehen, hörte das Knistern der Lampe, das einzige bemerkbare Geräusch in diesem Zimmer, das man hätte für verlassen halten sollen, und ging dann sachte auf den Nachttisch zu, um zu sehen, ob das Glas von Valentine leer wäre.

Es war, wie gesagt, noch zum vierten Theile voll.

Frau von Villefort nahm es und leerte es in die Asche, welche sie mit dem Fuße umrührte, um die Einsaugung der Flüssigkeit zu erleichtern; dann schwenkte sie sorgfältig den Kristall, wischte ihn mit ihrem eigenen Sacktuch aus, und stellte ihn wieder auf den Nachttisch.

Wer im Stande gewesen wäre, in das Innere die-

ses Zimmers zu schauen, würde gesehen haben, wie Frau von Villefort zögerte, ihre Augen auf Valentine zu heften und sich ihrem Bette zu nähern.

Dieser düstere Schimmer, dieses Stillschweigen, diese furchtbare Poesie der Nacht hatten sich ohne Zweifel mit der gräßlichen Poesie ihres Gewissens verbunden; die Giftmischerin fürchtete sich vor ihrem Werke.

Endlich faßte sie Muth, schob den Vorhang auf die Seite, stützte sich auf das Kopfkissen und neigte sich über Valentine.

Valentine athmete nicht mehr; halb auseinander ließen ihre Zähne kein Atom von dem Hauche durch, der das Leben verräth; ihre weißen Lippen hatten zu zittern aufgehört; in einen violetten Dunst getaucht, der sich unter die Haut gezogen zu haben schien, bildeten ihre Augen einen weißeren Vorsprung, wo der Augapfel das Lid aufschwoll, und ihre langen, schwarzen Wimpern durchfurchten eine bereits wachsartig matte Haut.

Frau von Villefort beschaute dieses Gesicht mit einem in seiner Unbeweglichkeit beredten Ausdruck; sie hob dann keck die Decke auf und legte ihre Hand auf das Herz des Mädchens. Es war stumm und eisig.

Was unter ihrer Hand schlug, das war die Arterie ihrer Finger: sie zog ihre Hand mit einem Schauer zurück.

Der Arm von Valentine hing über das Bett herab; dieser Arm schien in dem ganzen Theile, welcher sich von der Schulter bis zur Aderlaßstelle erstreckte, nach dem von einer der Grazien von Germain Pilon geformt; der Vorderarm war jedoch durch ein Zusammenziehen leicht entstellt, und das so reine Handgelenke stützte sich etwas steif und mit ausgestreckten Fingern auf den Mahagoni.

Die Nägel waren an der Wurzel blau.

Für Frau von Villefort gab es keinen Zweifel mehr, Alles war vorbei; das furchtbare Werk, das

letzte, was sie zu vollbringen hatte, war vollbracht. Die Giftmischerin hatte nichts mehr in diesem Zimmer zu thun; sie wich so behutsam zurück, daß sie offenbar das Krachen ihrer Füße auf dem Teppich fürchten mußte; doch während sie zurückwich, hielt sie noch den Vorhang aufgehoben und verschlang das Schauspiel des Todes, das eine unwiderstehliche Anziehungskraft in sich trägt, so lange der Tod nicht Zersetzung, sondern nur Unbeweglichkeit ist, so lange er das Geheimniß bleibt, und nicht Ekel wird.

Die Minuten vergingen, Frau von Villefort schien diesen Vorhang, welchen sie wie ein Leichentuch über dem Haupte von Valentine hielt, nicht loslassen zu können. Sie bezahlte ihren Tribut der Träumerei; die Träumerei des Verbrechens muß der Gewissensbiß sein.

In diesem Augenblick verdoppelte sich das Geknister der Nachtlampe.

Frau von Villefort bebte bei diesem Geräusch und ließ den Vorhang fallen.

In demselben Augenblick erlosch die Nachtlampe, und das Zimmer versank in eine furchtbare Dunkelheit.

Unter dieser Dunkelheit erwachte die Pendeluhr und schlug halb vier.

Erschrocken über diese auf einander folgenden Bewegungen, erreichte die Giftmischerin tappend die Thüre, und kehrte, den Angstschweiß auf der Stirne, in ihr Zimmer zurück.

Die Dunkelheit dauerte noch zwei Stunden.

Allmälig drang ein bleicher Tag durch die Zwischenräume der Läden, und das Licht wurde nach und nach stärker und gab den Gegenständen und Körpern Farbe und Form zurück.

Um diese Zeit ertönte der Husten der Krankenwärterin auf der Treppe, und diese Frau trat, eine Tasse in der Hand, ein.

Für einen Vater, für einen Geliebten würde der

erste Blick entscheidend gewesen sein, Valentine war todt; für diese Lohndienerin war sie nur eingeschlafen.

„Gut!“ sagte sie, sich dem Nachttische nähernd, „sie hat einen Theil ihres Trankes getrunken, das Glas ist auf zwei Drittel leer.“

Dann ging sie an den Kamin, zündete Feuer an, setzte sich in ihren Lehnstuhl und benützte, obgleich sie erst aus ihrem Bette kam, den Schlaf von Valentine, um noch einige Augenblicke zu schlummern.

Die Pendeluhr erweckte die Wärterin, als sie acht Uhr schlug.

Erstaunt über den hartnäckigen Schlaf, in welchem Valentine verharrte, erschrocken über den aus dem Bette hängenden Arm, den die Schläferin immer noch nicht angezogen hatte, ging sie auf das Bett zu, und jetzt erst bemerkte sie die kalten Lippen und die eisige Brust.

Sie wollte den Arm zum Körper heraufziehen; doch mit jener furchtbaren Steifheit, in der sich eine Krankenwärterin nicht täuschen konnte, widerstand der Arm.

Sie stieß einen furchtbaren Schrei aus, lief an die Thüre und rief:

„Zu Hülfe! zu Hülfe!“

„Wie! zu Hülfe?“ entgegnete unten von der Treppe die Stimme von Herrn d'Avrigny.

Es war die Stunde, zu der der Doctor gewöhnlich kam.

„Wie! zu Hülfe!“ rief Herr von Villefort, aus seinem Cabinet stürzend; „Doctor, haben Sie nicht um Hülfe rufen hören?“

„Ja, ja, gehen wir rasch hinauf, es ist bei Valentine;“ antwortete d'Avrigny.

Doch ehe der Arzt und der Vater hinaufkamen, waren die Diener, welche sich in den Zimmern und Gängen auf demselben Boden befanden, bei Valentine eingetreten, und als sie diese bleich und unbeweglich

auf ihrem Bette sahen, hoben sie die Hände zum Himmel empor und wankten wie vom Schwindel erfaßt.

„Ruft Frau von Villefort! weckt Frau von Villefort!“ schrie der Staatsanwalt vor der Thüre des Zimmers, in das er, wie es schien, nicht einzutreten wagte.

Doch statt zu antworten, schauten die Diener Herrn d'Avrigny an, der auf Valentine zugelaufen war und sie in seinen Armen aufhob.

„Auch diese . . .“ murmelte er und ließ sie zurückfallen. „Oh! mein Gott! mein Gott! wann wirst Du müde werden?“

Villefort stürzte in das Zimmer.

„Was sagen Sie?“ rief er, die Hände zum Himmel emporstreckend, „Doctor! . . . Doctor! . . .“

„Ich sage, daß Valentine todt ist,“ antwortete d'Avrigny mit feierlichem und in seiner Feierlichkeit schrecklichem Tone.

Herr von Villefort sank zusammen, wie wenn seine Beine gebrochen wären, und fiel mit dem Kopf auf das Bett von Valentine.

Bei den Worten des Doctors, bei dem Geschrei des Vaters entflohen die Diener voll Schrecken und unter dumpfen Verwünschungen; man hörte auf den Treppen und in den Gängen hastige Tritte, dann eine große Bewegung in den Höfen, dann war Alles vorbei; der Lärmen erlosch: von dem ersten bis zum letzten hatten sie insgesammt das verfluchte Haus verlassen.

In diesem Augenblick hob Frau von Villefort, den Arm halb in ihr Morgengewand gehüllt, den Thürvorhang auf; einen Augenblick blieb sie auf der Schwelle, scheinbar die Anwesenden befragend und ein paar rebellische Thränen zu Hülfe rufend.

Plötzlich machte sie, die Arme gegen den Nachttisch ausgestreckt, einen Schritt oder vielmehr einen Sprung vorwärts.

Sie hatte gesehen, wie sich d'Avrigny neugierig

über diesen Tisch beugte und das Glas nahm, von dem sie gewiß wußte, daß sie den Inhalt in die Asche geschüttet.

Hätte sich das Gespenst von Valentine vor der Giftmischerin erhoben, es könnte keine solche Wirkung auf sie hervorgebracht haben.

Es ist die Farbe der Flüssigkeit, die sie in das Glas von Valentine gegossen und welche Valentine getrunken hat; es ist dieses Gift, welches das Auge von Herrn d'Avrigny nicht täuschen kann, und Herr d'Avrigny betrachtet es aufmerksam; es ist ein Wunder, das Gott ohne Zweifel gethan, damit, trotz der Vorsichtsmaßregeln der Mörderin, eine Spur, ein Beweis eine Anzeige des Verbrechens zurückbleibe.

Während Frau von Villefort unbeweglich wie die Bildsäule des Schreckens dastand, während Villefort, den Kopf verborgen in den Tüchern des Sterbebettes, nichts von dem sah, was um ihn her vorging, näherte sich d'Avrigny dem Fenster, um mit dem Auge genauer den Inhalt des Glases zu prüfen, und verkostete einen Tropfen, den er mit dem Ende des Fingers nahm.

„Ah!“ murmelte er, „das ist nicht mehr Brucin; wir wollen sehen, was es ist.“

Dann lief er nach einem der Schränke im Zimmer von Valentine, den man in eine Apotheke verwandelt hatte, zog aus seinem kleinen silbernen Gehäuse ein Fläschchen mit Salpetersäure hervor und ließ ein paar Tropfen in das Milchweiß der Flüssigkeit fallen, die sich alsbald in ein Halbglas frischrothes Blut verwandelte.

„Ah!“ machte d'Avrigny mit dem Schrecken des Richters, dem sich die Wahrheit enthüllt, vermischt mit der Freude des Gelehrten, welchem sich ein Problem entschleiert.

Frau von Villefort drehte sich einen Augenblick um sich selbst, ihre Augen schleuderten Flammen, dann

erloschen sie; wankend suchte sie mit der Hand die Thüre, und verschwand.

Einen Augenblick nachher hörte man das entfernte Geräusch eines auf den Boden fallenden Körpers.

Doch Niemand merkte darauf. Die Wärterin war damit beschäftigt, der chemischen Analyse zuzuschauen; Villefort war immer noch vernichtet.

Herr d'Avrigny allein folgte mit den Augen Frau von Villefort und bemerkte ihren raschen Abgang.

Er hob den Thürvorhang des Zimmers von Valentine auf, und durch das von Eduard konnte sein Blick in das Gemach von Frau von Villefort dringen, die er ohne Bewegung auf dem Boden ausgestreckt sah.

„Stehen Sie Frau von Villefort bei," sagte er zu der Wärterin; „Frau von Villefort befindet sich unwohl!"

„Doch Fräulein Valentine!" stammelte die Wärterin.

„Fräulein Valentine bedarf keiner Hülfe mehr, denn sie ist todt," sprach d'Avrigny.

„Todt! todt!" seufzte Villefort im Paroxysmus eines um so gräßlicheren Schmerzes, als er für dieses eherne Herz neu, unbekannt, unerhört war.

„Todt sagen Sie?" rief eine dritte Stimme, „wer sagt, Valentine wäre todt?"

Die zwei Männer wandten sich um und erblickten an der Thüre Morrel, bleich, verstört, furchtbar.

Man höre, was geschehen:

Morrel hatte sich zu seiner gewöhnlichen Stunde durch die kleine Thüre, welche zu Noirtier führte, eingefunden.

Gegen die Gewohnheit fand er die Thüre offen; er hatte also nicht nöthig, zu läuten, und trat ein.

Im Vorhause wartete er einen Augenblick und rief einen Bedienten, der ihn bei dem alten Noirtier einführen sollte.

Doch Niemand antwortete; die Diener hatten, wie man weiß, das Haus verlassen.

Es war bei Morrel an diesem Tag kein besonderer Grund zur Unruhe vorhanden: er hatte das Versprechen von Monte Christo, Valentine würde leben, und bis jetzt war das Versprechen getreu gehalten worden. Jeden Abend gab ihm der Graf gute Nachrichten, die ihm Noirtier am andern Morgen bestätigte.

Diese Einsamkeit kam ihm indessen seltsam vor; er rief zum zweiten, zum dritten Male, dasselbe Stillschweigen.

Da entschloß er sich, hinaufzugehen.

Die Thüre von Noirtier war offen, wie die andern Thüren.

Das Erste, was er sah, war der Greis in seinem Lehnstuhle und an seinem gewöhnlichen Platze; doch die erweiterten Augen von Noirtier schienen einen innern Schrecken auszudrücken, welchen noch die über seine Züge ausgebreitete seltsame Bläße bestätigte.

„Wie geht es Ihnen, mein Herr?“ fragte der junge Mann mit gepreßtem Herzen.

„Gut!“ machte der Greis mit den Augen blinzelnd, „gut!“

Doch sein Gesicht schien an Unruhe zuzunehmen.

„Sie sind unruhig,“ fuhr Morrel fort, „Sie brauchen etwas. Soll ich einen von Ihren Leuten rufen?“

„Ja,“ machte Noirtier.

Morrel hing sich gleichsam an eine Klingelschnur, doch er mochte immerhin zum Brechen ziehen, Niemand kam.

Er wandte sich gegen Noirtier um: die Bläſſe und die Angst traten immer stärker auf dem Antlitz des Greises hervor.

„Mein Gott! mein Gott!“ sprach Morrel, „warum kommt man denn nicht? Ist Jemand krank im Hause?“

Die Augen von Noirtier schienen nahe daran, aus ihrer Höhle hervorzuspringen.

„Aber was haben Sie denn?“ fuhr Morrel fort, „Sie erschrecken mich. Valentine! Valentine! . .“

„Ja, ja," machte der Greis.

Maximilian öffnete den Mund, um zu sprechen, doch seine Zunge vermochte keinen Ton zu artikuliren: er wankte und hielt sich am Gesimse.

Dann streckte er die Hand nach der Thüre aus.

„Ja! ja! ja!" fuhr der Greis fort.

Maximilian stürzte nach der kleinen Treppe, über die er in zwei Sprüngen setzte, während Noirtier ihm mit den Augen zuzurufen schien:

„Schneller! schneller!"

Eine Minute genügte für den jungen Mann, um durch mehrere Zimmer zu eilen, welche wie das übrige Haus verlassen waren, und bis an das von Valentine zu gelangen.

Er brauchte keine Thüre aufzustoßen, denn sie stand weit offen.

Ein Schluchzen war das erste Geräusch, das er hörte. Er sah wie durch eine Wolke eine knieende und in einem verworrenen Haufen von weißen Draperien verlorene schwarze Gestalt. Die Angst, die gräßlichste Angst fesselte ihn an die Schwelle.

Da hörte er eine Stimme sagen: „Valentine ist todt," und eine zweite Stimme, welche wie ein Echo antwortete:

„Todt! todt!"

Achtes Kapitel.

Maximilian.

Villefort stand beinahe beschämt darüber auf, daß er sich bei dem Anfalle dieses Schmerzes hatte über=

raschen lassen. Das furchtbare Gewerbe, welches er seit mehr als funf und zwanzig Jahren trieb, hatte am Ende mehr als einen Menschen aus ihm gemacht.

Sein Anfangs irres Auge heftete sich auf Morrel, und er sprach:

„Wer sind Sie, mein Herr, der Sie vergessen, daß man nicht so in ein Haus eintritt, das der Tod bewohnt? Entfernen Sie sich!“

Doch Morrel blieb unbeweglich; er konnte seine Augen nicht von dem furchtbaren Schauspiel des in Unordnung gebrachten Bettes und des darauf liegenden bleichen Gesichtes losmachen.

„Entfernen Sie sich, hören Sie!“ rief Villefort, während d'Avrigny vorschritt, um Morrel weggehen zu heißen.

Morrel aber schaute mit verstörter Miene diesen Leichnam, dieses Zimmer an, schien einen Augenblick zu zögern, öffnete den Mund, fand jedoch, trotz des zahllosen Schwarmes unseliger Gedanken, welche sein Gehirn bestürmten, kein Wort zu erwiedern, fuhr mit den Händen in die Haare, kehrte auf der Stelle um und eilte hinaus, so daß Villefort und d'Avrigny, eine Secunde lang durch ihre eigene Erschütterung zerstreut, nachdem sie ihm nachgeschaut hatten, einen Blick austauschten, welcher sagen wollte:

„Er ist ein Narr!“

Doch ehe fünf Minuten abgelaufen waren, hörte man die Treppe unter einer beträchtlichen Last seufzen, und man sah Morrel, der, mit übermenschlicher Kraft den Lehnstuhl von Noirtier in seinen Armen haltend, den Greis in den ersten Stock des Hauses trug. Oben auf der Treppe setzte Morrel den Stuhl zu Boden und rollte ihn rasch in das Zimmer von Valentine.

Dieses ganze Manoeuvre wurde mit einer durch die wahnsinnige Ueberspannung des jungen Mannes verzehnfachten Kraft ausgeführt.

Eines aber war besonders gräßlich, das Antlitz von

Noirtier, wie dieser, von Morrel fortgeschoben, gegen das Bett von Valentine vorrückte, das Antlitz von Noirtier, worin der Verstand alle seine Mittel entwickelte, worin die Augen ihre ganze Macht vereinigten, um die anderen Sinne zu ersetzen.

Dieses bleiche Gesicht mit dem entflammten Blicke war auch für Villefort eine furchtbare Erscheinung.

So oft er mit seinem Vater in Berührung gekommen war, hatte sich etwas Schreckliches ereignet.

„Sehen Sie, was sie gethan haben!“ rief Morrel, eine Hand noch auf die Lehne des Stuhles gestützt, den er bis zum Bette fortschob, und die andere gegen Valentine ausgestreckt, „sehen Sie! mein Vater, sehen Sie!“

Villefort wich einen Schritt zurück und schaute mit Erstaunen den ihm beinahe unbekannten jungen Mann an, der Herrn Noirtier seinen Vater nannte.

In dieser Secunde schien die ganze Seele des Greises in seine Augen überzugehen, welche sich zuerst mit Blut unterliefen; dann schwollen die Halsadern an, eine bläuliche Tinte, wie die, welche die Haut des Epileptischen überzieht, bedeckte seinen Hals, seine Wangen und seine Schläfe; diesem inneren Ausbruche des ganzen Wesens fehlte nur ein Schrei.

Dieser Schrei drang furchtbar in seiner Stummheit, herzzerreißend in seiner Stille, gleichsam durch alle Poren.

D'Avrigny eilte auf den Greis zu und ließ ihn an einem Fläschchen riechen, das ein kräftiges Ableitungsmittel enthielt.

„Mein Herr!“ rief nun Morrel, die träge Hand des Gelähmten ergreifend, „man fragt mich, wer ich sei, und welches Recht ich habe, hier zu sein. Oh! Sie, der Sie es wissen, sagen Sie es!“

Und die Stimme des jungen Mannes erlosch in seinem Schluchzen.

Ein keuchender Athem schüttelte die Brust des Greises. Man hätte glauben sollen, er wäre einer von

den heftigen Bewegungen preisgegeben, die dem Todeskampfe vorhergehen.

Endlich entstürzten Thränen den Augen von Noirtier, der glücklicher war, als der junge Mann, denn dieser schluchzte ohne zu weinen.

„Sagen Sie," fuhr Morrel mit gepreßter Stimme fort, „sagen Sie, daß es meine Verlobte war! Sagen Sie, daß es meine edle Freundin, meine einzige Liebe auf Erden war! Sagen Sie, sagen Sie, daß dieser Leichnam mir gehört!"

Und der junge Mann bot das furchtbare Schauspiel einer brechenden Kraft und stürzte schwerfällig vor das Bett, das seine krampfhaften Finger mit aller Heftigkeit preßten.

Dieser Schmerz war so einschneidend, daß d'Avrigny sich abwandte, um seine Rührung zu verbergen, und daß Villefort, ohne eine andere Erklärung zu fordern, durch den Magnetismus angezogen, der uns zu den Menschen hintreibt, welche Diejenigen geliebt haben, die wir beweinen, dem jungen Manne die Hand reichte.

Doch Morrel sah nichts; er hatte die eisige Hand von Valentine ergriffen, und da er nicht weinen konnte, biß er brüllend in die Betttücher.

Eine Zeit lang hörte man in diesem Zimmer nur das Zusammenstoßen von Schluchzen, von Verwünschungen und von Gebeten.

Und dennoch beherrschte ein Geräusch alle übrige: es war das harte, schmerzliche Athemholen, das bei jedem Luftschöpfen eine von den Lebensfedern in der Brust von Noirtier zu zerreißen schien.

Endlich nahm Villefort, der noch am meisten seiner Herr war, nachdem er eine Zeit lang Maximilian gleichsam den Platz abgetreten hatte, das Wort und sprach zu diesem:

„Mein Herr, Sie liebten Valentine, sagen Sie; Sie waren ihr Verlobter, ich wußte nichts von dieser Verbindung; aber dennoch vergebe ich Ihnen, ich, ihr

Vater, denn ich sehe, Ihr Schmerz ist groß und wahr. Ueberdies ist bei mir der Schmerz auch zu groß, als daß in meinem Herzen Platz für den Zorn bleiben könnte. Doch Sie sehen, der Engel, auf den Sie hofften, hat die Erde verlassen. Valentine kann von den Menschen nur noch angebetet werden, sie, die zu dieser Stunde den Herrn anbetet; nehmen Sie Abschied von der traurigen Hülle, welche sie unter uns vergessen hat, ergreifen Sie zum letzten Male ihre Hand, die Sie erwarteten, und trennen Sie sich auf immer von ihr; Valentine bedarf jetzt nur noch des Priesters, der sie segnen soll."

„Sie täuschen sich, mein Herr," rief Morrel sich auf ein Knie erhebend, das Herz durchbohrt von einem Schmerze, der schärfer war, als alle Schmerzen, die er bis jetzt empfunden; „Sie täuschen sich: gestorben, wie sie gestorben ist, bedarf Valentine nicht nur eines Priesters, sondern auch eines Rächers. Herr von Villefort, schicken Sie nach dem Priester, ich werde der Rächer sein."

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?" murmelte Villefort, zitternd bei dieser neuen Eingebung des Fieberwahnes von Morrel.

„Ich will damit sagen," antwortete Morrel, „daß in Ihnen zwei Menschen sind; der Vater hat genug geweint, der Staatsanwalt beginne sein Amt."

Die Augen von Noirtier funkelten, d'Avrigny trat näher hinzu.

„Mein Herr," fuhr der junge Mann fort, während er mit dem Blicke alle Gefühle sammelte, die sich auf den Gesichtern der Anwesenden offenbarten, „ich weiß, was ich sage, und Sie wissen eben so gut, als ich, was ich sagen will: -

„Valentine ist ermordet gestorben!"

Villefort neigte das Haupt; d'Avrigny trat noch einen Schritt näher; Noirtier machte mit den Augen ja.

„Mein Herr," fuhr Morrel fort, „ein Geschöpf, und wäre es auch nicht jung, wäre es auch nicht schön,

wäre es auch nicht anbetungswürdig, wie Valentine, ein Geschöpf verschwindet in unserer Zeit nicht durch Gewalt aus der Welt, ohne daß man Rechenschaft über sein Verschwinden verlangt. Auf! Herr Staatsanwalt," fügte Morrel mit wachsender Heftigkeit bei, „kein Mitleid! ich zeige Ihnen das Verbrechen an, suchen Sie den Mörder!"

Und sein unversöhnliches Auge fragte Villefort, der mit dem Blicke bald Noirtier, bald d'Avrigny anflehte.

Doch statt Hülfe bei seinem Vater und bei dem Doctor zu finden, fand er in ihren Gesichtern nur einen eben so unbeugsamen Ausdruck, wie in dem von Morrel.

„Ja!" machte der Greis.

„Gewiß!" sprach d'Avrigny.

„Mein Herr," versetzte Villefort, der noch gegen diesen dreifachen Willen und gegen seine eigene Erschütterung zu kämpfen suchte, „mein Herr, Sie täuschen sich, es werden keine Verbrechen in meinem Hause begangen; das Unglück trifft mich: Gott prüft mich, das ist ein furchtbarer Gedanke, aber man ermordet Niemand!"

Die Augen von Noirtier flammten, d'Avrigny öffnete den Mund, um zu sprechen, Morrel streckte Stillschweigen befehlend den Arm aus und rief mit einer Stimme, welche sank, ohne etwas von ihrem furchtbaren Klange zu verlieren:

„Und ich sage Ihnen, daß man hier tödtet. Ich sage Ihnen, daß dies das vierte Opfer ist, welches seit vier Monaten getroffen wird! Ich sage Ihnen, daß man vor vier Tagen bereits einmal Valentine zu vergiften versucht hat, was nur in Folge der Vorsichtsmaßregeln von Herrn Noirtier scheiterte! Ich sage Ihnen, daß man die Dose verdoppelt oder die Natur des Giftes verändert hat, und daß es diesmal gelungen ist! Ich sage Ihnen endlich, daß Sie dies Alles so

gut, als ich, wissen, denn dieser Herr hat Sie als Arzt und als Freund davon in Kenntniß gesetzt."

„Oh! Sie sprechen im Fieberwahn, mein Herr!" sagte Villefort, der sich vergebens in dem Kreise, in welchem er sich gefangen fühlte, zu sträuben suchte.

„Ich im Fieberwahn!" rief Morrel; „wohl! ich berufe mich auf Herrn d'Avrigny. Fragen Sie ihn, mein Herr, ob er sich noch der Worte erinnere, die er in Ihrem Garten gesprochen, im Garten dieses Hauses, an dem Abend, wo Frau von Saint-Meran starb, als Sie im Glauben, Sie wären allein, eine Unterredung über diesen tragischen Tod pflogen, bei dem das Unglück, von dem Sie sprechen, und Gott, den Sie ungerechter Weise anklagen, nur für Eines verantwortlich sind, dafür, daß sie den Mörder von Valentine geschaffen haben."

Villefort und d'Avrigny schauten sich an.

„Ja, ja! erinnern Sie sich," sprach Morrel, „denn die Worte, die Sie nur der Stille und der Einsamkeit preisgegeben zu haben glaubten, sind in mein Ohr gefallen. Allerdings hätte ich, die frevelhafte Nachsicht von Herrn von Villefort für die Seinigen wahrnehmend, schon an jenem Abend der Behörde Alles entdecken sollen; ich wäre in diesem Augenblick nicht mitschuldig an Deinem Tode, Valentine! meine vielgeliebte Valentine! doch der Mitschuldige wird Dein Rächer werden; dieser vierte Mord ist offenkundig und Aller Augen sichtbar, und wenn Dein Vater Dich verläßt, Valentine, so werde ich den Mörder verfolgen, das schwöre ich Dir."

Und diesmal, als hätte die Natur endlich Mitleid mit dieser mächtigen Organisation, welche nahe daran war, durch ihre eigene Kraft zu brechen, erloschen die letzten Worte von Morrel in seiner Kehle, seine Brust strömte ein Schluchzen aus, seine so lange Zeit widerspänstigen Thränen entstürzten seinen Augen, er wankte,

fiel auf seine Kniee und weinte an dem Bette von Valentine.

Nun war die Reihe an d'Avrigny.

„Auch ich," sagte er mit fester Stimme, „auch ich verbinde mich mit Herrn Morrel, um Gerechtigkeit für das Verbrechen zu verlangen, denn mein Herz empört sich bei dem Gedanken, daß meine feige Nachgiebigkeit den Mörder ermuthigt hat!"

„Oh! mein Gott, mein Gott!" murmelte Villefort vernichtet.

Morrel hob das Haupt empor und sagte, in den Augen des Greises lesend, welche übernatürliche Flammen schleuderten:

„Seht! seht! Herr Noirtier will sprechen."

„Ja," machte Noirtier mit einem um so furchtbareren Ausdrucke, als alle Fähigkeiten dieses armen, ohnmächtigen Greises in seinem Blicke concentrirt waren.

„Sie kennen den Mörder?" sprach Morrel.

„Ja," erwiederte Noirtier.

„Und Sie wollen uns leiten?" rief der junge Mann. „Hören Sie, Herr d'Avrigny, hören Sie!"

Noirtier richtete an den unglücklichen Morrel jenes sanfte Lächeln der Augen, welches Valentine so oft glücklich gemacht hatte, und fesselte dadurch seine Aufmerksamkeit. Als er die Augen von Maximilian gleichsam an die seinigen befestigt hatte, wandte er diese der Thüre zu.

„Ich soll mich entfernen, mein Herr?" rief Morrel mit schmerzlichem Tone.

„Ja," machte Noirtier.

„Ach! ach!" mein Herr, haben Sie Mitleid mit mir."

Die Augen des Greises blieben unbarmherzig auf die Thüre geheftet.

„Darf ich wenigstens zurückkommen?" fragte Morrel.

„Ja."

„Soll ich allein gehen?"

„Nein.“

„Wen soll ich mitnehmen? den Herrn Staatsanwalt?“

„Nein.“

„Den Doctor?“

„Ja.“

„Sie wollen mit Herrn von Villefort allein bleiben?“

„Ja.“

„Wird er Sie verstehen können?“

„Ja.“

„Oh!“ rief Villefort, beinahe freudig, daß die erste Untersuchung unter vier Augen vor sich gehen sollte, „oh! seien Sie unbesorgt, ich verstehe meinen Vater sehr gut.“

Und während er dies mit dem von uns bezeichneten freudigen Ausdruck sagte, schlugen die Zähne des Staatsanwaltes mit aller Gewalt an einander.

D'Avrigny nahm Morrel beim Arm und führte ihn in das anstoßende Zimmer.

Es herrschte sodann im ganzen Hause eine Todesstille.

Nach Verlauf einer Viertelstunde hörte man wankende Schritte, und Villefort erschien auf der Schwelle des Zimmers, in welchem sich Morrel und d'Avrigny, der Eine keuchend, der Andere in Gedanken versunken, befanden.

„Kommen Sie,“ sagte er.

Und er führte sie zu dem Stuhle von Noirtier zurück.

Morrel schaute nun Villefort aufmerksam an.

Das Gesicht des Staatsanwaltes war leichenblaß; breite, rostfarbige Flecken durchfurchten seine Stirne, zwischen seinen Fingern krachte eine vielfach gekrümmte Feder in Fetzen sich auszackend.

„Meine Herren,“ sprach er mit gepreßter Stimme, „meine Herren, Ihr Ehrenwort, daß das furchtbare Geheimniß unter uns begraben bleibt?“

Die zwei Männer machten eine Bewegung.

„Ich beschwöre Sie!“ fuhr Villefort fort.

„Doch der Schuldige! . . .“ rief Morrel . . . „der Mörder . . . der Meuchler! . . .“

„Seien Sie unbesorgt, mein Herr, es soll Gerechtigkeit geübt werden,“ sprach Villefort. „Mein Vater hat mir den Namen des Schuldigen genannt: meinen Vater dürstet nach Rache, wie Sie, und dennoch beschwört Sie mein Vater, wie ich, das Geheimniß des Verbrechens zu bewahren. Nicht wahr, mein Vater?“

„Ja,“ antwortete Noirtier entschlossen.

Morrel machte eine Bewegung des Abscheus und des Unglaubens.

„Oh!“ rief Villefort, Maximilian am Arm zurückhaltend, „oh! mein Herr, wenn mein Vater, der unbeugsame Mann, den Sie kennen, diese Bitte an Sie richtet, so weiß er, seien Sie unbesorgt, daß Valentine furchtbar gerächt werden wird. Nicht wahr, mein Vater?“

Der Greis machte ein bejahendes Zeichen.

Villefort fuhr fort:

„Er kennt mich, und ihm habe ich mein Wort verpfändet. Beruhigen Sie sich also, meine Herren; drei Tage, nur drei Tage verlange ich von Ihnen, das ist weniger, als das Gericht von Ihnen verlangen würde, und in drei Tagen wird die Rache, die ich für die Ermordung meines Kindes genommen habe, bis in der tiefsten Tiefe des Herzens die gleichgültigsten Menschen beben machen. Nicht wahr, mein Vater?“

Und während er diese Worte sprach, knirschte er mit den Zähnen und schüttelte die gelähmte Hand des Greises.

„Wird Alles, was versprochen ist, gehalten werden?“ fragte Morrel.

„Ja!“ machte Noirtier mit einem Blicke finsterer Freude.

„Schwören Sie also, meine Herren,“ sprach Ville-

fort, die Hände von d'Avrigny und von Morrel zusammenlegend, „schwören Sie, daß Sie Mitleid mit der Ehre meines Hauses haben und mir die Sorge der Rache überlassen werden?"

D'Avrigny wandte sich ab und murmelte ein sehr schwaches Ja. Morrel aber riß seine Hand aus denen des Staatsbeamten, stürzte nach dem Bette, drückte seine Lippen auf die eisigen Lippen von Valentine und entfloh mit dem langen Seufzer einer Seele, die sich in die Verzweiflung versenkt.

Die Diener waren, wie gesagt, insgesammt verschwunden. Herr von Villefort sah sich also genöthigt, Herrn d'Avrigny zu bitten, die so zahlreichen und so zarten Schritte zu übernehmen, welche in unsern großen Städten der Tod, und besonders der Tod unter so verdächtigen Umständen nach sich zieht.

Was Noirtier betrifft, so waren sein Schmerz ohne Bewegung, seine Verzweiflung ohne Geberden, seine Thränen ohne Stimme furchtbar anzuschauen.

Villefort kehrte in sein Cabinet zurück; d'Avrigny holte den Arzt der Mairie, der die Functionen eines Todtenbeschauers erfüllt und energischer Weise der Arzt der Todten genannt wird.

Noirtier wollte seine Enkelin nicht verlassen.

Nach einer Viertelstunde kehrte Herr d'Avrigny mit seinem Collegen zurück; man hatte die Thüre nach der Straße geschlossen, und da der Portier mit den andern Dienern verschwunden war, so mußte Villefort selbst öffnen.

Doch er blieb auf dem Ruheplatze stehen, denn er hatte nicht mehr den Muth, in das Sterbezimmer zu treten.

Die zwei Doctoren gingen allein zu Valentine.

Noirtier saß bei dem Bette, bleich wie der Tod, unbeweglich und stumm wie er.

Der Arzt der Todten näherte sich mit der Gleichgültigkeit des Menschen, der die Hälfte seines Lebens

mit Leichnamen zubringt, hob das Tuch auf, mit welchem das Mädchen bedeckt war, und öffnete nur ein wenig die Lippen.

„Oh!" sagte d'Avrigny seufzend, „die Arme, sie ist todt, ganz todt!"

„Ja," antwortete lakonisch der Arzt und ließ das Tuch wieder fallen, wonach das Gesicht von Valentine abermals bedeckt war.

Noirtier ließ ein dumpfes Röcheln vernehmen. D'Avrigny wandte sich um, die Augen des Greises funkelten. Der gute Doctor begriff, daß Noirtier den Anblick seines Kindes forderte; er näherte sich dem Bette, und während der Arzt der Todten seine Finger, mit denen die Lippen der Hingeschiedenen berührt hatte, in Chlorwasser tauchte, entblößte er dieses ruhige, bleiche Antlitz, welches das eines entschlummerten Engels zu sein schien.

Eine in dem Augenwinkel von Noirtier hervortretende Thräne war der Dank für den Doctor.

Der Arzt der Todten machte sein Protokoll auf einer Tischecke im Zimmer von Valentine, und entfernte sich, als diese Förmlichkeit erfüllt war, vom Doctor zurückbegleitet.

Villefort hörte sie hinabgehen und erschien wieder an der Thüre seines Cabinets. Mit einigen Worten dankte er dem Arzte und sagte sodann, sich an d'Avrigny wendend:

„Und nun den Priester?"

„Haben Sie einen Geistlichen, den Sie besonders mit dem Gebete für Valentine zu beauftragen wünschen?" fragte d'Avrigny.

„Nein, gehen Sie zu dem nächsten."

„Der nächste," sprach der Arzt, „ist ein guter italienischer Abbé, der seit Kurzem in dem anstoßenden Hause wohnt. Soll ich ihn im Vorbeigehen benachrichtigen?"

„D'Avrigny," sprach Villefort, „ich bitte Sie, begleiten Sie diesen Herrn. Hier ist der Schlüssel, damit

Sie nach Belieben aus und eingehen können. Sie bringen den Priester zurück und führen ihn in das Zimmer meines armen Kindes."

„Wünschen Sie ihn zu sprechen, mein Freund?"

„Ich wünsche allein zu sein. Nicht wahr, Sie werden mich entschuldigen? Ein Priester muß alle Schmerzen begreifen, selbst den väterlichen Schmerz."

Hienach gab Herr von Villefort Herrn d'Avrigny einen Schlüssel, grüßte den fremden Doctor zum letzten Male und kehrte in sein Cabinet zurück, wo er zu arbeiten anfing.

Bei gewissen Organisationen ist die Arbeit ein Heilmittel für alle Schmerzen.

Als sie auf die Straße kamen, sahen sie einen Mann in einer Sutane auf der Schwelle des nächsten Hauses stehen.

„Hier ist der Mann, von dem ich sprach," sagte der Arzt der Todten zu d'Avrigny.

D'Avrigny ging auf den Geistlichen zu und sprach zu ihm:

„Mein Herr, wären Sie geneigt, einem unglücklichen Vater, der so eben seine Tochter verloren, dem Herrn Staatsanwalt von Villefort, einen großen Dienst zu leisten?"

„Ah! mein Herr," antwortete der Priester mit stark italienischem Accente, „ja, ich weiß, der Tod ist in seinem Hause."

„Dann brauche ich Sie nicht zu belehren, welchen Dienst er von Ihnen zu erwarten wagt."

„Ich wollte mich so eben anbieten, mein Herr," sagte der Priester; „es ist unsere Aufgabe, unsern Pflichten entgegenzukommen."

„Es handelt sich um ein junges Mädchen."

„Ja, ich weiß dies. Die Bedienten, die ich aus dem Hause entfliehen sah, haben es mir gesagt. Ich habe erfahren, daß sie Valentine hieß, und betete bereits für sie."

„Ich danke, mein Herr," sprach d'Avrigny und da Sie schon Ihr heiliges Amt zu versehen angefangen, so haben Sie die Güte, es fortzusetzen. Nehmen Sie Ihren Platz bei der Todten, und eine in Trauer versunkene Familie wird Ihnen dankbar sein."

„Ich gehe, mein Herr," antwortete der Abbé, „und ich wage sogar zu behaupten, daß nie ein Gebet glühender gewesen sein wird, als das meinige."

D'Avrigny nahm den Abbé bei der Hand und führte ihn, ohne Villefort zu begegnen, der in seinem Cabinet eingeschlossen war, bis in das Zimmer von Valentine, deren sich die Todtengräber erst in der folgenden Nacht bemächtigen sollen.

Als man in dieses Zimmer trat, traf der Blick von Noirtier den des Abbé und ohne Zweifel glaubte er etwas Seltsames darin zu lesen, denn er verließ ihn nicht mehr.

D'Avrigny empfahl dem Priester nicht nur die Todten, sondern auch den Lebenden, und der Priester versprach, seine Gebete Valentine und seine Sorge Noirtier zu weihen.

Der Abbé machte sich feierlich hiezu anheischig, und ohne Zweifel, um nicht in seinen Gebeten gestört zu sein, und damit Noirtier nicht in seinem Schmerze gestört würde, schloß er, sobald Herr d'Avrigny das Zimmer verlassen hatte, nicht nur die Riegel der Thüre, durch die der Doctor weggegangen war, sondern auch die Riegel von derjenigen, welche zu Frau von Villefort führte.

Achtes Kapitel.

Die Unterschrift Danglars.

Der Morgen des nächsten Tages erhob sich traurig und wolkig.

Die Todtengräber hatten während der Nacht ihren Leichendienst erfüllt und den auf dem Bette liegenden Körper in das Schweißtuch genäht, das auf eine düstere Weise die Hingeschiedenen umhüllt und ihnen etwas verleiht, was man die Gleichheit vor dem Tode nennen soll, während es ein letzter Beweis von dem Luxus ist, den sie im Leben geliebt haben.

Dieses Schweißtuch war nichts Anderes, als ein Stück herrlichen Battistes, den das Mädchen vierzehn Tage vorher gekauft hatte.

Im Verlauf des Abends hatten zu diesem Behufe herbeigerufene Männer Noirtier von dem Zimmer von Valentine in das seinige getragen, und der Greis machte, gegen alle Erwartung, keine Schwierigkeiten, sich von dem Leichname seines Kindes zu trennen.

Der Abbé Busoni hatte bis am Morgen gewacht, und sich ohne Jemand zu rufen mit Tagesanbruch zurückgezogen.

Gegen acht Uhr Morgens kam d'Avrigny wieder. Er begegnete Villefort, der zu Noirtier ging und begleitete ihn, um zu erfahren, wie der Greis die Nacht zugebracht.

Sie fanden ihn in seinem großen Lehnstuhle, der ihm als Bett diente, ruhend in sanftem Schlummer und beinahe lächelnd.

Beide blieben erstaunt auf der Schwelle stehen.

„Sehen Sie," sagte d'Avrigny zu Villefort, der seinen entschlummerten Vater betrachtete, „sehen Sie,

die Natur weiß die heftigsten Schmerzen zu stillen; man wird gewiß nicht sagen, Herr Noirtier habe seine Enkelin nicht geliebt, und dennoch schläft er."

„Ja, Sie haben Recht," sprach Villefort, „er schläft, und das ist seltsam, denn der geringste Verdruß hält ihn sonst die ganze Nacht hindurch wach."

„Der Schmerz hat ihn niedergeschmettert," versetzte d'Avrigny.

Und Beide kehrten nachdenkend in das Cabinet des Staatsanwaltes zurück.

„Sehen Sie, ich habe nicht geschlafen," sprach Villefort, auf sein unberührtes Bett deutend; „der Schmerz schmettert mich nicht nieder; ich habe zwei Nächte nicht geschlafen; dagegen schauen Sie mein Bureau an: mein Gott! wie habe ich diese zwei Ta[ge] und diese zwei Nächte hindurch geschrieben! wie h[abe] ich diese Papiere durchwühlt, und die Anklageakte d[es] Mörders Benedetto mit Noten versehen!... O Arbe[it!] Arbeit! meine Leidenschaft, meine Freude, meine Wut[h!] deine Sache ist es, alle meine Schmerzen niederzu[-] schlagen!"

Und er drückte d'Avrigny krampfhaft die Hand.

„Bedürfen Sie meiner?" fragte der Doctor.

„Nein," sprach Villefort, „ich bitte Sie nur, um eilf Uhr zurückzukommen; zur Mittagsstunde findet die Abfahrt statt. Mein Gott! mein armes Kind, mein armes Kind!"

Und wieder Mensch werdend, schlug der Staatsanwalt die Augen zum Himmel auf und stieß einen Seufzer aus.

„Sie werden sich also im Empfangszimmer aufhalten?"

„Nein, ich habe einen Vetter, der diese traurige Ehre übernimmt. Ich gedenke zu arbeiten, Doctor; wenn ich arbeite, verschwindet Alles."

Der Doctor war in der That noch nicht vor der

Thüre, als sich der Staatsanwalt bereits wieder zur Arbeit gesetzt hatte.

Auf der Freitreppe begegnete d'Avrigny dem von dem Staatsanwalte erwähnten Vetter, einem unbedeutenden Menschen in dieser Geschichte, wie in der Familie, einem von jenen Wesen, die schon bei der Geburt dazu bestimmt sind, eine Nützlichkeitsrolle in der Welt zu spielen.

Er war pünktlich, schwarz angekleidet, trug einen Flor um den Arm, und begab sich zu seinem Vetter mit einem Gesichte, das er sich gemacht, nur so lange es nöthig wäre zu behalten und dann wieder aufzugeben gedachte.

Um eilf Uhr rollten die Wagen auf dem Pflaster des Hofes, und die Rue du Faubourg Saint-Honoré ertönte von dem Gemurmel der auf die Freude wie auf die Trauer der Reichen gleich begierigen Menge, einer Menge, welche mit derselben Hast zu einer prunkhaften Beerdigung, wie zu der Hochzeit einer Herzogin läuft.

Allmälig füllte sich der Trauersaal, und man sah zuerst einen Theil von unseren alten Freunden, nämlich Debray, Chateau-Renaud, Beauchamp; dann die berühmten Namen des Parquet und des Advokatenstandes, der Literatur und der Armee; denn Herr von Villefort nahm weniger durch seine gesellschaftliche Stellung, als durch sein persönliches Verdienst eine der ersten Rangstufen der Pariser Welt ein.

Der Vetter stand an der Thüre und ließ Jedermann eintreten, und es war allerdings für die Gleichgültigen eine große Erleichterung, ein gleichgültiges Gesicht zu sehen, das von den Eingeladenen keine lügenhafte Miene, keine falsche Thränen verlangte, wie dies bei einem Vater, bei einem Bruder, oder bei einem Verlobten der Fall gewesen wäre. Diejenigen, welche sich kannten, winkten sich mit dem Blicke und versammelten sich in Gruppen. Eine von diesen Gruppen bestand aus Debray, Chateau-Renaud und Beauchamp.

„Armes Mädchen!“ sagte Debray, diesem schmerzlichen Ereigniß, wie es beinahe unwillkührlich Jeder that, einen Tribut bezahlend; „armes Mädchen! so reich, so schön! Hätten Sie das gedacht, Chateau-Renaud, als wir vor drei Wochen oder vor höchstens einem Monat zusammenkamen, um jenen Vertrag zu unterzeichnen, der nicht unterzeichnet wurde?“

„Meiner Treue! nein,“ erwiederte Chateau-Renaud.

„Kannten Sie Fräulein von Villefort?“

„Ich habe einige Male mit ihr gesprochen, auf dem Balle von Frau von Morcerf z. B., sie kam mir reizend vor, obgleich etwas schwermüthigen Geistes. Wo ist die Stiefmutter? wissen Sie es nicht?“

„Sie bringt den Tag mit der Frau des würdigen Herrn zu, der uns empfängt.“

„Wer ist denn dieser Herr? Ein Deputirter?“

„Nein,“ sprach Beauchamp; „ich bin verurtheilt, unsere Ehrenwerthen alle Tage zu sehen, und sein Kopf ist mir völlig unbekannt.“

„Haben Sie von diesem Tod in Ihrer Zeitung gesprochen?“

„Der Artikel ist nicht von mir, doch man hat davon gesprochen; ich zweifle sogar, ob es Herrn von Villefort angenehm sein dürfte. Es ist, glaube ich, gesagt, wenn vier auf einander folgende Todesfälle anderswo, als in dem Hause des Herrn Staatsanwalts, stattgefunden hätten, so würde der Herr Staatsanwalt sicherlich gewaltiger dadurch in Bewegung gesetzt worden sein.“

„Der Doctor d'Avrigny, der der Arzt meiner Mutter ist, behauptet übrigens, er sei sehr in Verzweiflung,“ sprach Chateau-Renaud. „Doch was suchen Sie, Debray?“

„Ich suche Herrn von Monte Christo,“ antwortete der junge Mann.

„Ich habe ihn unter Wegs auf dem Boulevard getroffen; ich glaube, er ist im Begriff, abzureisen, denn er ging zu seinem Banquier.“

„Zu seinem Banquier? ist sein Banquier nicht Danglars?“ fragte Chateau-Renaud.

„Ich glaube, ja,“ erwiederte der Geheimsecretär mit einer leichten Unruhe. „Doch Monte Christo fehlt nicht allein hier, ich sehe Morrel auch nicht.“

„Morrel! kannte er sie?“ fragte Chateau-Renaud.

„Ich glaube, er ist nur Frau von Villefort vorgestellt worden.“

„Gleichviel, er hätte kommen müssen,“ sprach Debray; „wovon wird er diesen Abend sprechen? Diese Beerdigung ist die Neuigkeit des Tages; doch stille! dort kommt der Herr Minister der Justiz und des Cultus, er wird sich verpflichtet glauben, seinen kleinen Speech an den thränenreichen Vetter zu halten.“

Die drei jungen Leute näherten sich, um den kleinen Speech des Herrn Ministers der Justiz und des Cultus zu hören.

Beauchamp hatte wahr gesprochen; als er sich zu der Trauerfeierlichkeit begab, begegnete er Monte Christo, der sich seinerseits nach dem Hotel von Danglars in der Rue de la Chaussée d'Antin wandte.

Der Banquier sah von seinem Fenster aus den Grafen im Hofe erscheinen und ging ihm rasch entgegen.

„Nun, Graf,“ sagte er, Monte Christo mit einem halb trübseligen, halb höflichen Gesichte die Hand reichend, „Sie kommen, um mir Ihr Beileid zu bezeigen. In der That, das Unglück ist in meinem Hause, dergestalt, daß ich mich, als ich Sie gewahrte, selbst fragte, ob ich nicht dem armen Morcerf Böses gewünscht habe, wodurch sich das Sprüchwort: wer Böses will, dem widerfährt Böses, bestätigt hätte. Auf meine Ehre, nein, ich wünschte Morcerf nichts Böses; er benahm sich vielleicht ein wenig hochmüthig für einen Menschen, der von nichts ausging, wie ich, und Alles sich selbst schuldig war; doch Jeder hat seine Fehler. Ach! hüten Sie sich vor den Leuten unserer Generation. . . Doch verzeihen Sie, Sie gehören nicht zu unserer Generation,

Sie sind zu jung . . . Die Leute von unserer Generation sind nicht glücklich in diesem Jahre: Beispiel hievon unser Puritaner von einem Staatsanwalt, der heilige Villefort, der nun auch seine Tochter verloren hat. Wir wollen es einmal durchgehen: Villefort verliert, wie gesagt, auf eine seltsame Weise seine ganze Familie; Morcerf entehrt und getödtet; ich lächerlich gemacht durch die Verworfenheit dieses Benedetto, und dann . . ."

„Was dann? . . ." fragte der Graf.

„Ach! Sie wissen es nicht?"

„Irgend ein neues Unglück?"

„Meine Tochter . . ."

„Fräulein Danglars?"

„Eugenie hat uns verlassen."

„Oh! mein Gott! was Sie mir da sagen!"

„Die Wahrheit, mein lieber Graf. Großer Gott! wie glücklich sind Sie, daß Sie weder eine Frau, noch Kinder haben."

„Sie finden?"

„Ah! ganz gewiß."

„Und Sie sagen, Fräulein Eugenie . . ."

„Sie konnte die Schmach nicht ertragen, die ihr dieser Elende angethan, und bat mich um Erlaubniß, reisen zu dürfen."

„Und sie ist abgereist?"

„In der darauf folgenden Nacht."

„Mit Madame Danglars?"

„Nein, mit einer Verwandtin . . . Doch wir werden darum die liebe Eugenie nicht minder verlieren; denn ich zweifle, ob sie bei ihrem mir wohlbekannten Charakter je einwilligt, wieder nach Frankreich zurückzukehren!"

„Was wollen Sie, mein lieber Baron?" versetzte Monte Christo, „Familienkummer, ein niederschmetternder Kummer für einen armen Teufel, dessen Kind sein einziges Vermögen wäre, doch zu ertragen für einen Millionär. Die Philosophen haben gut sprechen, die

praktischen Menschen werden sie hierin immer Lügen strafen, das Geld tröstet über vielerlei Dinge, und Sie müssen schneller getröstet sein, als irgend Jemand, wenn Sie die Macht dieses souveränen Balsams zulassen, Sie, der König der Finanzen, der Durchschnittspunkt aller Mächte."

Danglars warf einen schiefen Blick auf den Grafen, um zu sehen, ob er spottete oder im Ernste spräche.

„Ja," sagte er, „es ist wahr, wenn das Vermögen tröstet, so bin ich getröstet; ich bin reich."

„So reich, mein lieber Baron, daß Ihr Vermögen den Pyramiden gleicht: wollte man sie zerstören, so würde man es doch nicht wagen; würde man es wagen, so vermöchte man es nicht."

Danglars lächelte über dieses gutmüthige Zutrauen des Grafen und erwiederte:

„Dies erinnert mich, daß ich bei Ihrem Eintritt damit beschäftigt war, fünf kleine Anweisungen zu machen. Zwei hatte ich bereits unterzeichnet; wollen Sie mir erlauben, auch die andern drei vollends auszufertigen?"

„Thun Sie das, mein lieber Baron."

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein, während dessen man die Feder des Banquier kritzeln hörte, indeß Monte Christo die goldenen Leisten am Plafond betrachtete.

„Spanische Bons, haytische Bons, Bons auf Neapel?" fragte Monte Christo.

„Nein," antwortete Danglars mit seinem anmaßenden Lachen, „Anweisungen au porteur, Anweisungen auf die Bank von Frankreich. Hören Sie," fügte er bei, „mein Herr Graf, Sie, der Sie der Kaiser der Finanzen sind, wie ich ihr König, haben Sie viele Papierfetzen von dieser Größe, jeden im Werth von einer Million, gesehen?"

Monte Christo nahm die fünf Papierfetzen, die ihm

Danglars stolz darreichte, in die Hand, als wollte er sie abwägen, und las:

„Der Herr Regent der Bank beliebe bezahlen zu lassen an meine Ordre und auf die von mir hinterlegten Fonds die Summe von einer Million, Werth in Rechnung. Baron Danglars.“

„Eins, zwei, drei, vier, fünf,“ sagte Monte Christo „fünf Millionen! Teufel! wie Sie zu Werke gehen, Herr Krösus.“

„So treibe ich die Geschäfte!“ sprach Danglars.

„Das ist wunderbar, besonders wenn diese Summe, woran ich nicht zweifle, baar bezahlt wird.“

„Sie wird es,“ versetzte Danglars.

„Es ist schön, einen solchen Credit zu haben; in der That, dergleichen Dinge sieht man nur in Frankreich, fünf Papierfetzen im Werthe von fünf Millionen, und man muß es glauben.“

„Sie zweifeln daran?“

„Nein.“

„Sie sagen das mit einem Tone . . . Hören Sie, machen Sie sich das Vergnügen, begleiten Sie meinen Commis zur Bank, und Sie werden ihn mit Anweisungen auf den Staatsschatz für dieselbe Summe herauskommen sehen.“

„Nein,“ erwiederte Monte Christo, die fünf Billets zusammenlegend, „die Sache ist zu interessant, und ich will selbst den Versuch machen. Mein Credit bei Ihnen war sechs Millionen, ich habe neunmal hundert tausend bei Ihnen genommen, und Sie sind mir folglich noch fünf Millionen und einmal hundert tausend Franken schuldig. Ich nehme Ihre fünf Papierfetzen, die ich schon bei dem Anblick Ihrer Unterschrift allein für gut halte, und gebe Ihnen hier einen allgemeinen Schein für sechs Millionen, wodurch unsere Rechnung sich abschließt. Ich habe den Schein vorher schon geschrieben, denn ich muß Ihnen sagen, daß ich heute durchaus Geld brauche.“

Und mit einer Hand steckte Monte Christo die fünf Billets in seine Tasche, während er mit der andern dem Banquier seinen Empfangschein reichte.

Hätte der Blitz zu den Füßen von Danglars eingeschlagen, sein Schrecken könnte nicht größer gewesen sein.

„Wie?“ stammelte er, „wie! Herr Graf, Sie nehmen dieses Geld? Verzeihen Sie, es ist Geld, das ich den Hospitälern schuldig bin, ein Depositum, welches ich diesen Morgen zu bezahlen versprochen habe.“

„Ah!“ sprach Monte Christo, „das ist etwas Anderes; es ist mir nicht gerade viel an diesen fünf Billets gelegen, bezahlen Sie mich in anderen Werthen; ich nahm diese nur aus Neugierde, um in der ganzen Welt sagen zu können, ohne fünf Minuten Frist von mir zu verlangen, habe mir das Haus Danglars fünf Millionen baar bezahlt! Das wäre merkwürdig gewesen! Doch hier sind Ihre Werthe, ich wiederhole Ihnen, geben Sie mir andere.“

Und er reichte die fünf Papiere Danglars, der zuerst seine Hand ausstreckte, wie ein Geier die Klauen durch die Stangen seines Käfigs ausstreckt, um das Fleisch zu halten, das man ihm entreißen will.

Plötzlich besann er sich eines Andern, und er bezwang sich mit einer mächtigen Anstrengung.

Dann sah man ein Lächeln allmälig seine verstörten Gesichtszüge runden, und er sprach:

„Im Ganzen ist Ihr Empfangschein Geld.“

„Oh mein Gott, ja! und wenn Sie in Rom wären, würde das Haus Thomson und French keine Schwierigkeit machen, Sie zu bezahlen, was Sie selbst nicht gethan haben.“

„Verzeihen Sie, Herr Graf, verzeihen Sie!“

„Ich kann also dieses Geld behalten?“

„Ja,“ erwiederte Danglars, den Schweiß abtrocknend, der an der Wurzel seiner Haare perlte, „behalten Sie es.“

Monte Christo steckte die fünf Billets in seine Tasche, mit jener unübersetzbaren Gesichtsbewegung, welche sagen will:

„Denken Sie bei Gott! nach; wenn Sie es bereuen, ist es noch Zeit.“

„Nein, nein, behalten Sie meine Unterschriften,“ sprach Danglars. „Sie wissen, nichts ist förmlicher, als ein Geldmensch. Ich bestimmte diese Summe für die Hospitäler und hätte sie zu bestehlen geglaubt, wenn ich Ihnen nicht gerade dieses Geld gegeben haben würde, als ob nicht ein Thaler so viel werth wäre, als der andere.“

Und er brach in ein geräuschvolles Gelächter aus, wobei eine Nervenanstrengung nicht zu verkennen war.

„Ich entschuldige und stecke ein,“ erwiederte auf das Freundlichste Monte Christo.

Und er legte die Anweisungen in sein Portefeuille.

„Doch wir haben noch eine Summe von hundert tausend Franken,“ sagte Danglars.

„Oh! Bagatelle,“ sprach Monte Christo. „Das Agio muß sich auf diese Summe belaufen, behalten Sie dieselbe, und wir sind quitt.“

„Graf,“ rief Danglars, „sprechen Sie im Ernste?“

„Ich scherze nie mit den Banquiers,“ antwortete Monte Christo mit einem an Hochmuth grenzenden Ernste.

Und er ging auf die Thüre zu, als eben der Kammerdiener meldete:

„Herr von Boville, Generaleinnehmer der Hospitäler.“

„Meiner Treue,“ sprach Monte Christo, „es scheint, ich bin zu rechter Zeit angelangt, um mich Ihrer Unterschriften zu erfreuen, denn man macht sich dieselben streitig.“

Danglars erbleichte zum zweiten Male und nahm schleunigst von dem Grafen Abschied.

Der Graf von Monte Christo wechselte eine cere-

moniöse Begrüßung mit Herrn von Boville, der im Wartesaal stand und unmittelbar, nachdem Monte Christo vorübergegangen war, in das Cabinet von Herrn Danglars eingeführt wurde.

Man hätte das so ernste Gesicht des Grafen beim Anblick des Portefeuille, das der Herr Generaleinnehmer der Hospitäler in der Hand hielt, durch ein vorübergehendes Lächeln sich erleuchten sehen können.

Vor der Thüre fand er seinen Wagen; er ließ sich auf der Stelle nach der Bank führen.

Während dieser Zeit kam Danglars, jede Aufregung unterdrückend, dem Generaleinnehmer entgegen.

Es versteht sich von selbst, daß das Lächeln und die Freundlichkeit auf seine Lippen stereotypirt waren.

„Guten Morgen, mein lieber Gläubiger," sagte er, „denn ich wollte wetten, der Gläubiger kommt zu mir."

„Sie haben richtig errathen, Herr Baron," sprach Herr von Boville, „die Hospitäler erscheinen in meiner Person; die Witwen und Waisen verlangen durch meine Hände ein Almosen von fünf Millionen von Ihnen."

„Und man sagt, die Waisen seien zu beklagen!" versetzte Danglars, den Scherz ausspinnend, „arme Kinder!"

„Ich komme also in ihrem Namen; Sie müssen meinen Brief gestern erhalten haben."

„Ja."

„Hier ist mein Empfangschein."

„Mein lieber Herr von Boville, Ihre Witwen und Waisen werden wohl die Güte haben, vier und zwanzig Stunden zu warten, in Betracht, daß Herr von Monte Christo, den Sie wohl weggehen sahen ... nicht wahr, Sie haben ihn gesehen?"

„Ja; nun?"

„Nun! Herr von Monte Christo hat Ihre fünf Millionen fortgenommen."

„Wie so?"

„Der Graf hatte einen unbeschränkten Credit auf *mich*, einen Credit eröffnet durch das Haus Thomson und French in Rom; er kam zu mir und verlangte eine Summe von fünf Millionen auf Einmal, und ich gab ihm eine Anweisung auf die Bank: dort sind meine Fonds niedergelegt, und Sie begreifen, wenn ich an einem Tage aus den Händen des Herrn Regenten zehn Millionen zurückzöge, so möchte dies seltsam erscheinen. In zwei Tagen, das ist etwas Anderes," fügte Danglars lächelnd bei.

„Gehen Sie doch," rief Herr von Boville mit dem Tone des vollkommensten Unglaubens; „fünf Millionen dem Herrn, der so eben wegging und mich grüßte, als ob ich ihn kennen würde?"

„Vielleicht kennt er Sie, ohne daß Sie ihn kennen; Herr von Monte Christo kennt Jedermann."

„Fünf Millionen?"

„Hier ist sein Empfangschein, machen Sie es wie der heilige Thomas: sehen Sie und berühren Sie."

Herr von Boville nahm das Papier, das ihm Danglars reichte, und las:

„Empfangen von Herrn Baron von Danglars die Summe von fünf Millionen einmal hundert tausend Franken, die er sich nach Belieben in Anweisungen auf das Haus Thomson und French in Rom zurückbezahlen lassen wird."

„Es ist meiner Treue wahr!" rief Herr von Boville.

„Kennen Sie das Haus Thomson und French?"

„Ja, ich habe einmal ein Geschäft von zweimal hundert tausend Franken mit demselben gemacht, doch seitdem hörte ich nie mehr davon sprechen."

„Es ist eines der besten Häuser Europas," versetzte Danglars und warf nachläßig auf seinen Schreibtisch den Empfangschein, den er aus den Händen von Herrn von Boville genommen hatte.

„Und er hatte nur auf Sie allein fünf Millionen? Ah! dieser Graf von Monte Christo muß ein wahrer Nabob sein."

„Meiner Treue! ich weiß nicht, wie das ist; doch er hatte drei unbeschränkte Credite: einen auf Rothschild, einen auf mich und einen auf Laffitte, und," fügte Danglars nachläßig bei, „er gab, wie Sie sehen, mir den Vorzug, wobei er mir hundert tausend Franken für das Agio ließ."

Es waren alle Zeichen der größten Bewunderung an Herrn von Boville wahrnehmbar, und er erwiederte:

„Das gefällt mir, ich muß ihn besuchen und eine fromme Stiftung für uns erlangen."

„Oh! es ist, als ob Sie dieselbe bereits hätten, nur seine Almosen allein beliefen sich monatlich auf zwanzig tausend Franken."

„Das ist herrlich! übrigens werde ich ihm das Beispiel von Frau von Morcerf und ihrem Sohne anführen."

„Was für ein Beispiel?"

„Sie haben ihr ganzes Vermögen den Hospitälern geschenkt."

„Welches Vermögen?"

„Ihr Vermögen, das Vermögen des verstorbenen General von Morcerf."

„Warum?"

„Weil sie nichts von einem so erbärmlich erworbenen Gute wollten."

„Wovon werden sie leben?"

„Die Mutter zieht sich in die Provinz zurück, und der Sohn nimmt Dienste."

„Ah! ah! das nenne ich Scrupel!"

„Ich habe gestern die Schenkungsakte einregistriren lassen."

„Wie viel besaßen sie?"

„Oh! nicht sehr viel, zwölf bis dreizehnmal hundert tausend Franken. Doch kommen wir auf unsere Millionen zurück."

„Gern," versetzte Danglars mit dem natürlichsten Tone; „Sie haben also große Eile mit Ihrem Geld?"

„Allerdings, die Visitation unserer Kassen findet morgen statt.“

„Morgen! warum sagten Sie mir das nicht sogleich! morgen ist ein Jahrhundert! Um welche Stunde?“

„Um zwei Uhr.“

„Schicken Sie um zwölf Uhr zu mir,“ versetzte Danglars mit seinem Lächeln.

Herr von Boville antwortete nicht viel, er machte Ja mit dem Kopfe und schüttelte sein Portefeuille.

„Doch wenn ich bedenke,“ sagte Danglars, „Sie können noch etwas Besseres thun.“

„Was soll ich thun?“

„Der Empfangschein von Herrn von Monte Christo ist Geld werth; zeigen Sie diesen Schein bei Rothschild, oder bei Laffitte, sie nehmen Ihnen denselben auf der Stelle ab.“

„Obgleich zurückzahlbar auf Rom?“

„Gewiß; es kostet Sie nur einen Disconto von fünf bis sechstausend Franken.“

Der Einnehmer machte einen Sprung rückwärts und rief:

„Meiner Treue! nein, ich will lieber bis morgen warten. Wie schnell Sie zu Werke gehen!“

„Ich glaubte einen Augenblick, verzeihen Sie mir,“ sagte Danglars mit der höchsten Unverschämtheit, „ich glaubte, Sie hätten ein kleines Deficit zu decken.“

„Ah!“ machte der Einnehmer.

„Hören Sie, das hat man schon gesehen, und in einem solchen Falle bringt man ein Opfer.“

„Gott sei Dank, nein.“

„Morgen also, nicht wahr, mein lieber Einnehmer?“

„Ja, morgen; doch es fehlt nicht?“

„Ah, Sie scherzen! schicken Sie um Mittag, und die Bank wird benachrichtigt sein.“

„Ich werde selbst kommen.“

„Noch besser, das verschafft mir das Vergnügen, Sie zu sehen.“

Sie drückten sich die Hand.

„Doch sagen Sie," sprach Herr von Boville, „gehen Sie nicht zu dem Leichenbegängniß von Fräulein von Villefort? ich habe es auf dem Boulevard gesehen."

„Nein, ich bin noch etwas lächerlich seit der Geschichte von Benedetto, und halte mich gebückt."

„Bah! Sie haben Unrecht; sind Sie an der ganzen Sache Schuld?"

„Hören Sie, mein lieber Einnehmer, wenn man einen fleckenlosen Namen trägt, wie ich, so ist man etwas empfindlich."

„Jedermann beklagt Sie, das dürfen Sie überzeugt sein, und besonders beklagt Jedermann Fräulein Danglars."

„Arme Eugenie!" rief Danglars mit einem tiefen Seufzer. „Sie wissen, daß sie in ein Kloster tritt?"

„Nein."

„Ach! es ist leider nur zu wahr. Am Morgen nach dem Ereigniß entschloß sie sich, mit einer ihr befreundeten Nonne abzureisen; sie sucht ein sehr strenges Kloster in Italien oder Spanien."

„Oh! das ist furchtbar."

Nach diesem Ausrufe entfernte sich Herr von Boville unter tausend Beileidsbezeigungen.

Doch er war noch nicht sobald außen, als Danglars mit einer energischen Geberde, die nur diejenigen verstehen werden, welche Robert Macaire von Frédéric haben darstellen sehen, ausrief:

„Dummkopf!!!"

Und die Quittung von Monte Christo in sein kleines Portefeuille schiebend, fügte er bei:

„Komm morgen um Mittag, komm nur, und ich werde fern sein."

Dann schloß er sich doppelt ein, leerte alle Behälter seiner Kasse, sammelte etwa fünfzigtausend Franken in Bankbillets, verbrannte verschiedene Papiere, legte andere so, daß sie in die Augen fielen, und fing an, einen

Brief zu schreiben; sobald er ihn geschrieben hatte, versiegelte er ihn auch und setzte darauf die Adresse:

„An die Frau Baronin Danglars."

„Diesen Abend," murmelte er, „werde ich ihn selbst auf ihre Toilette legen."

Dann zog er einen Paß aus seiner Schublade und sprach:

„Gut! er ist noch für zwei Monate gültig."

Neuntes Kapitel.

Der Kirchhof des Père la Chaise.

Herr von Boville war wirklich dem Leichenzuge begegnet, der Valentine zu ihrer letzten Ruhestätte geleitete.

Das Wetter war düster, der Himmel bewölkt, ein lauer, aber bereits für die gelben Blätter tödtlicher Wind entriß sie den allmälig entblößten Zweigen und ließ sie auf die ungeheure Menge wirbeln, welche die Boulevards belagerte.

Herr von Villefort, ein Vollblut-Pariser, betrachtete den Friedhof des Père la Chaise als den einzig würdigen, die sterbliche Hülle einer Pariser Familie aufzunehmen. Die andern erschienen ihm als Landkirchhöfe, als Hotels garnis des Todes. Nur auf dem Père la Chaise konnte ein Hingeschiedener der guten Gesellschaft bei sich wohnen.

Er hatte hier, wie wir gesehen, für ewige Zeiten einen Raum erkauft, auf welchem sich das so schnell durch alle Mitglieder seiner ersten Familie bevölkerte Denkmal er-

hob. Man las an dem Giebel des Mausoleum: die Familien Saint-Meran und Villefort, denn dies war der letzte Wunsch der armen Renée, der Mutter von Valentine, gewesen.

Nach dem Père la Chaise begab sich also der prunkhafte Leichenzug, der von dem Faubourg Saint-Honoré ausgegangen war.

Man fuhr durch ganz Paris, sodann durch den Faubourg du Temple und über die äußeren Boulevards bis zu dem Friedhofe. Mehr als fünfzig Herrenwagen folgten den zwanzig Trauerwagen, und hinter diesen fünfzig Wagen marschirten noch mehr als fünfhundert Personen zu Fuß.

Es waren beinahe lauter junge Leute, welche, von dem Tode von Valentine wie vom Blitze getroffen, trotz des eisigen Dunstes des Jahrhunderts und des prosaischen Charakters der Zeit, sich unter den poetischen Einfluß dieser schönen, dieser keuschen, dieser anbetungswürdigen, in ihrer Blüthe entführten Jungfrau schmiegten.

Am Ausgange von Paris sah man ein rasches Gespann von vier Pferden erscheinen, welche plötzlich ihre nervigen Kniebeugen wie stählerne Federn streckten: es war Herr von Monte Christo.

Der Graf stieg aus seiner Caleche und mischte sich in die Menge, welche zu Fuß dem Leichenwagen folgte.

Chateau-Renaud erblickte ihn; er stieg sogleich aus seinem Coupé aus und ging auf ihn zu. Beauchamp verließ ebenfalls sein Cabriolet.

Der Graf schaute aufmerksam durch alle Zwischenräume, welche die Menge ließ. Er suchte offenbar irgend Jemand. Endlich fragte er:

„Wo ist Morrel? Weiß Einer von Ihnen, meine Herren, wo er ist?“

„Wir haben diese Frage schon bei dem Sterbehause gemacht,“ sagte Chateau-Renaud, „denn Niemand von uns hat ihn bemerkt.“

Endlich gelangte man auf den Friedhof.

Das durchdringende Auge von Monte Christo durchforschte mit einem Blicke die Eiben- und Fichtengebüsche: ein Schatten schlüpfte unter den schwarzen Hecken hin, und Monte Christo erkannte ohne Zweifel, was er suchte.

Man weiß, was eine Beerdigung in dieser prachtvollen Nekropolis ist: schwarze Gruppen in den weißen Alleen zerstreut, ein Stillschweigen des Himmels und der Erde, nur gestört durch das Geräusch gebrochener Zweige oder einer an einem Grabe eingedrückten Hecke; dann der schwermüthige Gesang der Priester, mit dem sich zuweilen das Schluchzen vermischt, das aus einer Blumengruppe hervorkommt, unter der man eine in Trauer versunkene Frau mit gefaltenen Händen erblickt.

Der Schatten, den Monte Christo erblickte, schritt rasch über den Platz hinter dem Grabe von Heloise und Abeilard, stellte sich neben die Diener des Todes an die Spitze der Pferde, welche den Leichnam zogen, und gelangte mit demselben Schritte zu dem für das Begräbniß erwählten Ort.

Monte Christo schaute nur diesen Schatten an, welcher kaum von seinen nächsten Nachbarn bemerkt wurde.

Zweimal trat der Graf aus den Reihen hervor, um zu sehen, ob die Hände dieses Menschen nicht etwas unter seinen Kleidern Verborgenes suchten.

In dem Schatten erkannte man, als der Zug anhielt, Morrel, der mit seinem schwarzen, bis oben zugeknöpften Rocke, mit seiner leichenbleichen Stirne, seinen hohlen Wangen und seinem durch krampfhafte Hände zerknitterten Hute sich an einen Baum angelehnt und auf einem das Mausoleum beherrschenden Hügel so aufgestellt hatte, daß er nicht den geringsten Umstand von der Leichenceremonie verlieren konnte.

Alles ging nach dem Gebrauche vor sich. Einige Männer, und dies waren wie immer die am wenigsten gerührten, hielten Reden. Die Einen beklagten diesen frühzeitigen Tod; die Andern breiteten sich über den

Schmerz des Vaters aus; Einige waren geistreich genug, zu behaupten, Valentine habe mehr als einmal bei Herrn von Villefort Bitten für die Schuldigen eingelegt, über deren Haupt er das Schwert der Gerechtigkeit gehalten; kurz man erschöpfte sich in blumenreichen Metaphern und schmerzlichen Perioden, und legte auf jede mögliche Weise die Stanzen von Malherbe an Dupérier aus.

Monte Christo hörte nichts, sah nichts, oder er sah vielmehr nur Morrel, dessen Ruhe und Unbeweglichkeit ein furchtbares Schauspiel für Denjenigen waren, welcher allein zu lesen vermochte, was im Innersten des jungen Mannes vorging.

„Sieh da," sprach plötzlich Beauchamp zu Debray, „dort ist Morrel! Wo Teufels mag er gesteckt haben!"

Und sie zeigten ihn Chateau=Renaud.

„Wie bleich er aussieht!" sprach dieser erschrocken.

„Es wird ihn frieren," versetzte Debray.

„Nein," entgegnete langsam Chateau=Renaud; „ich glaube, er fühlt sich erschüttert. Maximilian ist ein für Eindrücke sehr empfänglicher Mensch."

„Bah!" rief Debray; „er kannte Fräulein von Villefort kaum. Sie haben es selbst gesagt."

„Es ist wahr. Doch ich erinnere mich, daß er auf dem Balle von Frau von Morcerf dreimal mit ihr getanzt hat; Sie wissen, Graf, auf dem Balle, wo Sie eine so große Wirkung hervorbrachten?"

„Nein, es ist mir nicht bekannt," antwortete Monte Christo, ohne eigentlich zu wissen, auf was und wem er antwortete, so sehr war er damit beschäftigt, Morrel zu überwachen, dessen Wangen sich belebten, wie es bei denjenigen der Fall ist, welche ihren Athem zurückhalten.

„Die Reden sind beendigt, Gott befohlen, meine Herrn," sprach plötzlich der Graf.

Und er gab das Zeichen zum Aufbruch und verschwand, ohne daß man wußte, wohin er gegangen war.

Die Leichenfeierlichkeit war vorüber, die Anwesenden schlugen wieder den Weg nach Paris ein.

Nur Chateau-Renaud suchte einen Augenblick Morrel mit den Augen; doch während sein Blick dem wegeilenden Grafen gefolgt war, hatte Morrel seinen Platz verlassen, und Chateau Renaud ging, nachdem er ihn vergebens gesucht, Debray und Beauchamp nach.

Monte Christo hatte sich in ein Gebüsch geworfen und beobachtete hinter einem großen Grabmale verborgen die geringste Bewegung von Morrel, der sich allmälig dem von den Neugierigen und den Arbeitern verlassenen Mausoleum näherte.

Morrel schaute langsam und irre umher, doch in der Secunde, wo sein Blick den dem seinen gegenüberliegenden Theil des Kreises umfaßte, näherte sich ihm Monte Christo abermals zehn Schritte, ohne gesehen zu werden.

Der junge Mann kniete nieder.

Den Hals gestreckt, das Auge starr und weit geöffnet, die Kniee gebogen, um auf das erste Zeichen vorzustürzen, näherte sich der Graf Morrel immer mehr.

Morrel beugte seine Stirne bis auf den Stein, umfaßte das Gitter mit seinen zwei Händen und murmelte:

„Oh! Valentine!“

Das Herz des Grafen brach bei dem Ausbruche dieser zwei Worte, er machte noch einen Schritt, klopfte Morrel auf die Schulter und sprach:

„Sie, mein lieber Freund, Sie suchte ich.“

Monte Christo erwartete eine Aufwallung, Vorwürfe, Beschuldigungen: er täuschte sich.

Morrel wandte sich um und sagte mit scheinbarer Ruhe:

„Sie sehen, ich betete!“

Der forschende Blick des Grafen betrachtete den jungen Mann von oben bis unten. Nach dieser Prüfung schien er ruhiger.

„Soll ich Sie nach Paris zurückführen?“ sagte Monte Christo.

„Nein, ich danke.“

„Wünschen Sie irgend etwas?“

„Lassen Sie mich beten.“

Der Graf entfernte sich ohne eine Erwiederung, doch nur um einen neuen Posten einzunehmen, von wo aus er keine Geberde von Morrel verlor; dieser erhob sich endlich, wischte seine durch den Stein weiß gewordenen Kniee ab und schlug wieder den Weg nach Paris ein, ohne ein einziges Mal den Kopf umzuwenden.

Er ging langsam die Rue de la Roquette hinab.

Der Graf schickte seinen Wagen, der vor dem Kirchhofe des Père la Chaise hielt, zurück und folgte ihm auf hundert Schritte.

Maximilian ging über den Kanal und kehrte auf den Boulevards nach der Rue Meslai zurück.

Fünf Minuten nachdem sich die Thüre hinter Maximilian geschlossen hatte, öffnete sie sich wieder für Monte Christo.

Julie befand sich am Eingang des Gartens und schaute mit der tiefsten Aufmerksamkeit Meister Peneton zu, der, sein Gärtnergeschäft mit allem Ernste behandelnd, Steckreiser von bengalischen Rosen machte.

„Ah! Herr Graf von Monte Christo,“ rief sie mit jener Freude, welche gewöhnlich jedes Mitglied der Familie Morrel kundgab, wenn Monte Christo einen Besuch in der Rue Meslai machen.

„Nicht wahr, Madame, Maximilian ist so eben nach Hause gekommen?“ fragte der Graf.

„Ja, ich glaube, ich habe ihn vorübergehen sehen,“ erwiederte die junge Frau; „doch ich bitte, rufen Sie Emmanuel.“

„Verzeihen S e, Madame, ich muß sogleich zu Maximilian hinaufgehen, ich habe ihm eine Sache von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen.“

„Gehen Sie,“ sprach sie den Grafen mit ihrem reizenden Lächeln begleitend, bis er an der Treppe verschwunden war.

Monte Christo hatte bald die Stufen der zwei Stockwerke hinter sich, welche das Erdgeschoß von der Wohnung von Maximilian trennten; auf dem Ruheplatze horchte er: es ließ sich kein Geräusch vernehmen.

Wie in den meisten nur von einem einzigen Herrn bewohnten alten Häusern, war der Ruheplatz mit einer Glasthüre geschlossen. Doch an dieser Glasthüre fand sich kein Schlüssel; Maximilian hatte sich von innen eingeschlossen, aber man konnte unmöglich durch die Thüre sehen, da hinter den Scheiben ein Vorhang von rother Seide angebracht war.

Die Angst des Grafen verrieth sich durch eine lebhafte Röthe, ein bei diesem unempfindlichen Manne höchst selten vorkommendes Symptom.

„Was ist zu thun?“ murmelte er.

Und er dachte einen Augenblick nach.

„Läuten?“ fuhr der Graf fort; „oh, nein! oft beschleunigt der Lärmen einer Glocke, das heißt eines Besuches den Entschluß derjenigen, welche sich in der Lage befinden, in der Maximilian in diesem Augenblick sein muß, und dann antwortet auf den Lärmen der Glocke ein anderer Lärmen.“

Monte Christo schauerte von dem Scheitel bis zu den Zehen, und da bei ihm der Entschluß die Raschheit des Blitzes hatte, so stieß er mit dem Ellenbogen eine von den Scheiben der Glasthüre ein, welche in kleine Stücke zerbrach, hob den Vorhang auf und sah Morrel, der, vor seinem Schreibtische, eine Feder in der Hand, beim Geräusch der zerbrochenen Scheibe von seinem Stuhle aufsprang.

„Es ist nichts,“ sagte der Graf, „ich bitte tausendmal um Vergebung, mein lieber Freund, ich bin ausgeglitscht und habe beim Ausglitschen an das Fenster

gestoßen; da es zerbrochen ist, so will ich dies benützen, um bei Ihnen einzutreten; bemühen Sie sich nicht."

Und der Graf streckte den Arm durch die zerbrochene Scheibe und öffnete die Thüre.

Morrel erhob sich offenbar ärgerlich und ging dem Grafen entgegen, doch weniger um ihn zu empfangen, als um ihm den Weg zu versperren.

„Meiner Treue! es ist der Fehler Ihrer Bedienten," sagte Monte Christo, sich den Ellenbogen reibend, „Ihre Boden glänzen wie Spiegel."

„Sind Sie verwundet, mein Herr?" fragte Morrel kalt.

„Ich weiß es nicht. Doch was machten Sie denn da? Sie schrieben?"

„Ich? nein."

„Sie haben Tintenflecken an den Fingern."

„Es ist wahr," antwortete Morrel, „ich schrieb; das begegnet mir zuweilen, obschon ich Militär bin."

Monte Christo machte einige Schritte im Zimmer, Morrel mußte den Grafen vorüberlassen, folgte ihm jedoch.

„Sie schrieben?" versetzte Monte Christo mit einem ermüdend festen Blicke.

„Ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen ja zu sagen," erwiederte Morrel.

Der Graf schaute umher.

„Ihre Pistolen neben dem Schreibzeug?" sagte er, mit dem Finger auf die auf dem Bureau liegenden Waffen deutend.

„Ich mache eine Reise," antwortete Maximilian trotzig.

„Mein Freund!" sprach Monte Christo mit einer Stimme voll unendlicher Weichheit.

„Mein Herr?"

„Mein Freund, mein lieber Maximilian, keine heftigen Entschlüsse, ich bitte Sie!"

„Ich, heftige Entschlüsse!" versetzte Morrel die

Achseln zuckend; „ich frage Sie, in welcher Beziehung ist eine Reise ein heftiger Entschluß?"

„Maximilian," sprach Monte Christo, „legen wir jeder die Maske bei Seite, die wir tragen. Maximilian, Sie täuschen mich eben so wenig durch diese geheuchelte Ruhe, als ich mich mit meiner oberflächlichen Theilnahme täusche. Nicht wahr, Sie begreifen, um gethan zu haben, was ich gethan, um Scheiben einzustoßen, um das Geheimniß des Zimmers eines Freundes zu verletzen, Sie begreifen, hiezu mußte ich von einer wirklichen Unruhe oder vielmehr von einer furchtbaren Ueberzeugung erfaßt sein? Morrel, Sie wollen sich tödten."

„Gut!" versetzte Morrel schauernd. „Woher nehmen Sie denn diese Gedanken, mein Herr Graf?"

„Ich sage Ihnen, daß Sie sich tödten wollen," fuhr der Graf mit demselben Tone fort, „hier ist der Beweis."

Und er trat zu dem Schreibtisch, hob das weiße Blatt auf, das der junge Mann auf einen angefangenen Brief geworfen hatte, und nahm diesen Brief.

Morrel stürzte auf ihn zu, um das Papier seinen Händen zu entreißen.

Doch Monte Christo sah diese Bewegung vorher und kam ihm zuvor, indem er ihn beim Faustgelenke faßte und zurückhielt, wie die stählerne Kette die Feder mitten in ihrer Evolution zurückhält.

„Sie sehen, daß Sie sich tödten wollten, Morrel," sprach der Graf, „es ist geschrieben!"

„Nun wohl!" rief Morrel mit einem Sprunge vom Anscheine der Ruhe zum Ausdrucke der Heftigkeit übergehend; „nun wohl! wenn dem so wäre, wenn ich beschlossen hätte, gegen mich den Pistolenlauf zu richten, wer würde mich verhindern, wer hätte den Muth, mich zu verhindern? Wenn ich sage: alle meine Hoffnungen sind zertrümmert, mein Herz ist gebrochen, mein Leben ist erloschen, es gibt nur noch Trauer und

Ekel um mich her; die Erde ist Asche geworden; jede menschliche Stimme zerreißt mich! Wenn ich sage: Es ist Mitleid, mich sterben zu lassen, denn wenn Ihr mich nicht sterben laßt, so verliere ich den Verstand und werde wahnsinnig: sprechen Sie, mein Herr, wenn ich dies sage und man sieht, daß ich es mit der Angst und den Thränen meines Herzens sage, wird man mir antworten: Du hast Unrecht? Wird man mich verhindern, nicht mehr der Unglücklichste zu sein? Sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie, haben Sie den Muth hiezu?"

„Ja, Morrel," erwiederte Monte Christo mit einer Stimme, deren Ruhe seltsam mit der Exaltation des jungen Mannes im Widerspruche stand; „ja, ich habe den Muth."

„Sie!" rief Morrel mit einem wachsenden Ausdrucke von Zorn und Vorwurf; „Sie, der Sie mich mit einer thörichten Hoffnung girrten; Sie, der Sie mich mit leeren Versprechungen zurückhielten, wiegten, einschläferten, während ich durch einen kräftigen Schlag, durch einen äußersten Entschluß sie vielleicht hätte retten, oder wenigstens in meinen Armen sterben sehen können; Sie, der Sie alle Mittel des Geistes, alle Kräfte der Materie zu besitzen vorgeben; Sie, der Sie auf der Erde die Rolle der Vorsehung spielen oder zu spielen sich den Anschein verleihen, und nicht einmal die Macht besitzen, einem vergifteten Mädchen ein Gegengift zu geben! Ah! in der That, mein Herr, Sie würden mir Mitleid einflößen, flößten Sie mir nicht Abscheu ein!"

„Morrel . . ."

„Ja, Sie haben mir gesagt, wir wollen die Masken ablegen, wohl, Sie sollen befriedigt werden, ich lege sie ab. Ja, als Sie mir nach dem Kirchhofe folgten, antwortete ich Ihnen noch, denn ich bin gutmüthig; als Sie hier eintraten, ließ ich Sie bis zu dieser Stelle kommen . . . Doch da Sie Mißbrauch von meiner

Güte machen, da Sie mir sogar in diesem Zimmer trotzen, in welches ich mich als in mein Grab zurückgezogen habe, da Sie mir eine neue Qual bringen, mir, der ich alle erschöpft zu haben glaubte, Graf von Monte Christo, mein angeblicher Wohlthäter; Graf von Monte Christo, allgemeiner Retter, seien Sie zufrieden, Sie werden Ihren Freund sterben sehen."

Und das Lächeln der Verrücktheit auf den Lippen, stürzte Morrel zum zweiten Male nach den Pistolen.

Bleich wie ein Gespenst, aber mit blitzenden Augen, streckte Monte Christo die Hand nach den Waffen aus und sprach:

„Und ich wiederhole Ihnen, Sie werden sich nicht tödten!"

„Hindern Sie mich doch!" versetzte Morrel mit einem letzten Sprunge, der sich, wie der erste, an dem stählernen Arme des Grafen brach.

„Ich werde Sie verhindern!"

„Doch wer sind Sie denn, daß Sie sich dieses tyrannische Recht über freie und denkende Geschöpfe anmaßen?" rief Maximilian.

„Wer ich bin?" wiederholte Monte Christo. „Hören Sie: ich bin der einzige Mensch auf der Welt, der berechtigt ist, zu Ihnen zu sagen: Morrel, ich will nicht, daß der Sohn Deines Vaters heute stirbt!"

Und majestätisch, erhaben, verwandelt, ging Monte Christo mit gekreuzten Armen auf den zitternden jungen Mann zu, der, unwillkührlich durch das göttliche Wesen dieses Menschen besiegt, einen Schritt zurückwich.

„Warum sprechen Sie von meinem Vater?" stammelte er, „warum mischen Sie die Erinnerung an meinen Vater in das, was mir heute begegnet?"

„Weil ich derjenige bin, der Deinem Vater eines Tages das Leben gerettet hat, als er sich tödten wollte, wie Du Dich heute tödten willst; weil ich der Mann bin, der Deiner jungen Schwester die Börse und dem alten Morrel den Pharaon geschickt hat; weil ich

Edmond Dantes bin, der Dich als Kind auf seinem Schooße spielen ließ!"

Morrel machte wankend, keuchend noch einen Schritt rückwärts; dann verließen ihn seine Kräfte und er stürzte mit einem gewaltigen Schrei zu den Füßen von Monte Christo nieder.

Plötzlich ging in dieser bewunderungswürdigen Natur eine Bewegung rascher, vollständiger Wiedergeburt vor: er stand auf, sprang aus dem Zimmer, eilte auf die Treppe und rief mit der ganzen Macht seiner Stimme:

„Julie! Julie! Emmanuel! Emmanuel!"

Monte Christo wollte ebenfalls hinauseilen; doch Maximilian hätte sich eher tödten lassen, als daß er von den Angeln der Thüre gewichen wäre, die er gegen den Grafen zurückdrückte.

Auf das Geschrei von Maximilian liefen Julie, Emmanuel, Peneton und einige Diener erschrocken herbei.

Morrel faßte sie bei den Händen, öffnete die Thüre wieder und rief mit einer durch das Schluchzen zusammengepreßten Stimme:

„Auf die Kniee! auf die Kniee! es ist der Wohlthäter, es ist der Retter unseres Vaters! es ist . . ."

Er wollte sagen: „Es ist Edmond Dantes!" doch der Graf hielt ihn zurück.

Julie stürzte auf die Hand des Grafen, Emmanuel umfaßte ihn wie einen Schutzgott, Morrel fiel zum zweiten Male auf die Kniee und schlug mit der Stirne auf den Boden.

Da fühlte der eherne Mann, wie sein Herz sich in seiner Brust erweiterte, die verzehrende Flamme stieg von seiner Kehle in seine Augen, er neigte das Haupt und weinte!

Es fand einige Augenblicke lang in diesem Zimmer ein Concert von erhabenen Thränen und Seufzern statt,

das dem geliebtesten Engel des Herrn harmonisch vorgekommen sein müßte.

Julie hatte sich kaum von ihrer tiefen Erschütterung erholt, als sie hinaus stürzte, die Treppe hinabeilte, mit einer kindischen Freude in den Salon lief und die kristallene Kugel aufhob, welche die ihr von dem Unbekannten der Allées de Meillan geschenkte Börse beschützte.

Während dieser Zeit sprach Emmanuel mit erschütterter Stimme zu dem Grafen:

„Oh! mein Herr Graf, wie konnten Sie, der Sie uns so oft von unserem unbekannten Wohlthäter sprechen hörten, der Sie uns ein Andenken mit so viel Dankbarkeit und Anbetung umfassen sahen, wie konnten Sie bis heute warten, ohne sich uns zu offenbaren? Oh! das ist eine Grausamkeit gegen uns, und ich möchte beinahe sagen, Herr Graf, gegen Sie selbst."

„Hören Sie, mein Freund," erwiederte der Graf, „so kann ich Sie nennen, denn ohne es zu vermuthen, sind Sie mein Freund seit eilf Jahren: die Entdeckung dieses Geheimnisses ist durch ein großes Ereigniß herbeigeführt worden, das Sie nicht kennen sollen. Gott ist mein Zeuge, ich wollte es mein ganzes Leben hindurch im Grunde meiner Seele begraben halten; Ihr Schwager Maximilian hat es mir durch eine Heftigkeit entrissen, die er, ich bin es fest überzeugt, bereut."

Dann schaute er Maximilian an, der sich, obgleich auf den Knieen verharrend, gegen einen Lehnstuhl gewendet hatte, und fügte ganz leise Emmanuel auf eine bezeichnende Weise die Hände drückend bei:

„Wachen Sie über ihm."

„Warum dies?" fragte der junge Mann erstaunt.

„Ich kann es Ihnen nicht sagen; doch wachen Sie über ihm."

Emmanuel schaute rings im Zimmer umher und erblickte die Pistolen von Morrel.

Seine Augen hefteten sich erschrocken auf diese

Waffen, die er Monte Christo, langsam den Finger bis zur Höhe ihrer Lage erhebend, bezeichnete.

Monte Christo neigte das Haupt.

Emmanuel machte eine Bewegung gegen die Pistolen.

„Lassen Sie," sprach der Graf.

Dann ging er auf Morrel zu und faßte ihn bei der Hand; die stürmischen Bewegungen, welche einen Augenblick das Herz des jungen Mannes geschüttelt, hatten einem tiefen Erstaunen Platz gemacht.

Julie kam wieder herauf; sie hielt in der Hand die seidene Börse, und zwei glänzende, freudige Thränen rollten wie zwei Tropfen Morgenthau über ihre Wangen.

„Das ist die Reliquie," sprach sie; „glauben Sie nicht, daß sie mir, minder theuer ist, seitdem sich der Retter uns geoffenbart hat."

„Mein Kind," antwortete Monte Christo erröthend, „erlauben Sie mir, diese Börse zurückzunehmen; nun, da Sie die Züge meines Gesichtes kennen, will ich in Ihre Erinnerung nur durch die Zuneigung zurückgerufen werden, die Sie mir auf meine Bitte gewähren werden."

„Oh! nein, nein, ich flehe Sie an," sprach Julie, die Börse an ihr Herz drückend, „denn eines Tags könnten Sie uns verlassen, denn eines Tags werden Sie uns leider verlassen: nicht wahr?"

„Sie haben richtig errathen, Madame," erwiederte Monte Christo lächelnd, „in acht Tagen bin ich von diesem Lande entfernt, wo so viele Leute, welche des Himmels Rache verdient hätten, glücklich lebten, während mein Vater vor Hunger und Schmerz starb."

Seine nahe bevorstehende Abreise ankündigend, heftete Monte Christo seine Augen auf Morrel und er bemerkte, daß die Worte: „bin ich von diesem Lande entfernt," ohne Maximilian seiner Lethargie zu entziehen vorübergingen; er begriff, daß er einen letzten Kampf mit dem Schmerze seines Freundes aushalten mußte; der Graf nahm die Hände von Julie und Emmanuel,

vereinigte sie in den seinigen, und sprach mit der sanften Würde eines Vaters:

„Meine lieben Freunde, ich bitte Euch, laßt mich mit Maximilian allein."

Dies war ein Mittel für Julie, die kostbare Reliquie wegzubringen, von der der Graf von Monte Christo zu sprechen vergaß.

„Lassen wir sie," sagte sie und zog rasch ihren Gatten fort.

Der Graf war allein mit Morrel, der unbeweglich blieb wie eine Bildsäule.

„Laß hören," sagte der Graf die Schulter Maximilians mit seinem glühenden Finger berührend, „wirst Du endlich wieder ein Mensch, Maximilian?"

„Ja, denn ich fange an zu leiden."

Die Stirne des Grafen faltete sich unter einem düsteren Zögern.

„Maximilian! Maximilian!" sprach er, „die Gedanken, in welche Du Dich versenkst, sind eines Christen unwürdig."

„Oh! beruhigen Sie sich, Freund," sagte Morrel das Haupt erhebend und dem Grafen ein Lächeln von unaussprechlicher Traurigkeit zeigend, „ich werde den Tod nicht mehr suchen."

„Also keine Waffen, keine Verzweiflung mehr?"

„Nein, denn ich habe etwas Besseres, um mich von meinem Schmerze zu heilen, als den Lauf einer Pistole oder die Spitze eines Messers."

„Armer Narr!... was hast Du denn?"

„Ich habe meinen Schmerz, der mich tödten wird."

„Freund," sprach Monte Christo mit derselben Schwermuth, wie Maximilian, „höre mich. Eines Tags wollte ich in einem Augenblick einer Verzweiflung, welche der Deinigen gleichkam, da sie einen ähnlichen Entschluß herbeiführte, wollte ich mich, sage ich, wie Du, tödten; ebenso in Verzweiflung, wollte sich eines Tages auch Dein Vater tödten. Wenn man Deinem Vater in dem

Augenblick, wo er den Pistolenlauf gegen seine Stirne richtete, wenn man mir in dem Augenblick, wo ich von meinem Bette das Brod des Gefangenen wegschob, das ich seit drei Tagen nicht berührt, wenn man endlich uns Beiden in diesem äußersten Augenblick gesagt hätte: Lebt, es kommt ein Tag, wo Ihr glücklich sein und das Leben segnen werdet! von welcher Seite auch die Stimme hörbar geworden wäre, wir würden sie mit der Angst des Zweifels oder mit dem Bangen des Unglaubens aufgenommen haben, und wie oft hat dennoch Dein Vater, Dich umarmend, das Leben gesegnet, wie oft habe ich selbst..."

„Ah!" rief Morrel den Grafen unterbrechend, „Sie hatten nichts verloren, als Ihre Freiheit; mein Vater hatte nichts verloren als sein Vermögen, und ich, ich habe Valentine verloren."

„Schau mich an, Morrel," sprach Monte Christo mit jener Feierlichkeit, die ihn bei gewissen Veranlassungen so groß und überzeugend machte; „schau mich an, ich habe weder Thränen in den Augen, noch Fieber in den Adern, noch düstere Schläge im Herzen; ich sehe Dich jedoch leiden, Maximilian, Dich, den ich liebe, wie ich meinen Sohn lieben würde; nun, sagt Dir das nicht Morrel, daß der Schmerz ist wie das Leben, und daß es stets etwas Unbekanntes jenseits gibt? Wenn ich Dich zu leben bitte, wenn ich Dir zu leben befehle, so geschieht es in der Ueberzeugung, Du werdest mir eines Tags dafür danken, daß ich Dir das Leben erhalten habe."

„Mein Gott!" rief der junge Mann, „mein Gott! was sagen Sie mir da, Graf? Nehmen Sie sich in Acht! Sie haben vielleicht nie geliebt?"

„Kind!" rief der Graf.

„Mit der Liebe, die ich meine," versetzte Morrel. „Sehen Sie, ich bin ein Soldat, seitdem ich ein Mensch bin, ich habe das neunundzwanzigste Jahr erreicht, ohne zu lieben, denn keines von den Gefühlen, die sich bis

dahin in mir regten, verdiente den Namen Liebe: mit neunundzwanzig Jahren sah ich Valentine; ich liebe sie folglich seit beinahe zwei Jahren; seit zwei Jahren konnte ich alle Tugenden des Mädchens und der Frau von der Hand des Herrn in ihr für meine Augen wie ein Buch geöffnetes Herz geschrieben lesen. Graf, in Valentine lag für mich ein unendliches, unermeßliches, unbekanntes Glück, ein Glück, zu groß, zu vollständig, zu göttlich für diese Welt, da es mir diese Welt nicht gegeben hat; Graf, damit sage ich Ihnen, daß es ohne Valentine für mich auf der Welt nur Trostlosigkeit und Verzweiflung gibt."

„Ich hieß Sie hoffen, Morrel," wiederholte der Graf.

„Nehmen Sie sich in Acht, sage ich Ihnen noch einmal, Sie suchen mich zu überzeugen, und wenn Sie mich überzeugen, machen Sie, daß ich den Verstand verliere, denn Sie lassen mich glauben, ich könne Valentine wiedersehen."

Der Graf lächelte.

„Mein Freund, mein Vater!" rief Morrel in höchster Begeisterung, „nehmen Sie sich in Acht! nehmen Sie sich in Acht! sage ich Ihnen zum dritten Male, denn die Herrschaft, welche Sie über mich gewinnen, erschreckt mich; wägen Sie den Sinn Ihrer Worte ab, denn meine Augen beleben sich wieder, mein Herz entzündet sich wieder, wird wiedergeboren; nehmen Sie sich in Acht, denn Sie lassen mich an übernatürliche Dinge glauben. Ich würde gehorchen, wenn Sie mich den Stein von dem Grabe, das die Tochter Jairi bedeckt, aufheben hießen; ich würde auf den Wellen gehen, wenn Sie mich mit einem Zeichen der Hand auf den Wellen gehen hießen; nehmen Sie sich in Acht, ich würde gehorchen."

„Hoffe, mein Freund," wiederholte der Graf.

„Ah!" rief Morrel von der ganzen Höhe seiner Begeisterung in den Abgrund seiner Traurigkeit zurückfallend; „ah! Sie spotten meiner: Sie machen es wie

die guten Mütter, oder vielmehr wie die selbstsüchtigen Mütter, welche mit honigsüßen Worten den Schmerz ihres Kindes stillen, weil sein Geschrei sie ermüdet. Nein, mein Freund, nein, ich hatte Unrecht, Ihnen zu sagen, Sie mögen sich in Acht nehmen; nein, befürchten Sie nichts, ich werde meinen Schmerz so sorgfältig in der Tiefe meiner Brust bewahren, ich werde ihn so dunkel, so geheim machen, daß Sie nicht einmal mehr Mitleid zu haben brauchen. Gott befohlen, mein Freund, Gott befohlen!“

„Im Gegentheil,“ sprach der Graf, „von dieser Stunde an, Maximilian wirst Du bei mir und mit mir leben, Du wirst mich nicht mehr verlassen, und in acht Tagen haben wir Frankreich hinter uns.“

„Und Sie heißen mich immer noch hoffen?“

„Ich heiße Dich hoffen, weil ich ein Mittel kenne, das Dich heilen wird.“

„Graf, Sie machen mich, wenn es möglich ist, noch trauriger. Sie betrachten als die Folge des Schlages, der mich trifft, nur einen alltäglichen Schmerz und glauben mich durch ein alltägliches Mittel, durch Reisen, heilen zu können.“

Und Morrel schüttelte den Kopf mit verächtlichem Unglauben.

„Was soll ich Dir sagen?“ versetzte der Graf. „Ich habe Zutrauen zu meinen Versprechungen, laß mich den Versuch machen.“

„Graf, Sie verlängern nur meinen Todeskampf.“

„Schwaches Herz, Du hast also nicht die Kraft, Deinem Freunde einige Tage zu seiner Probe zu geben! Weißt Du, was der Graf von Monte Christo zu vollführen fähig ist? Weißt Du, daß er genug Glauben an Gott hat, um Wunder von demjenigen zu erlangen, welcher gesagt hat, mit dem Glauben könne der Mensch einen Berg aufheben? Nun! dieses Wunder, auf das ich h..e, erwarte es, oder . . .“

„Oder? . . .“ wiederholte Morrel.

„Oder nimm Dich in Acht, Morrel, ich werde Dich einen Undankbaren nennen."

„Haben Sie Mitleid mit mir, Graf."

„Ich habe dergestalt Mitleid mit Dir, Maximilian, höre mich wohl, dergestalt Mitleid, daß ich Dich, wenn ich Dich nicht in einem Monat, auf den Tag, auf die Stunde, heile, selbst vor die geladene Pistole und vor einen Becher des sichersten Giftes von Italien stelle, vor ein Gift, das sicherer und rascher wirkt, glaube mir, als das, welches Valentine getödtet hat."

„Sie versprechen es mir?"

„Ja, denn ich bin ein Mensch, denn ich habe auch gelitten, denn ich wollte mich auch tödten, und oft, selbst seitdem das Unglück sich von mir entfernt hat, träumte ich von den köstlichen Genüssen des ewigen Schlafes."

„Oh! gewiß, Sie versprechen es mir, Graf?" rief Maximilian berauscht.

„Ich verspreche es Dir nicht, ich schwöre es Dir," sagte Monte Christo, die Hand ausstreckend.

„Bei Ihrer Ehre, wenn ich in einem Monat nicht getröstet bin, lassen Sie mich frei über mein Leben schalten, und was ich auch thun mag, Sie werden mich keinen Undankbaren nennen?"

„In einem Monat, auf den Tag, Maximilian; in einem Monat auf die Stunde, und der Tag ist heilig, Maximilian, ich weiß nicht, ob Du daran gedacht hast, es ist heute der 5. September: heute vor zehn Jahren habe ich Deinen Vater gerettet, als er sterben wollte."

Morrel ergriff die Hände des Grafen und küßte sie; der Graf ließ ihn gewähren, als begriffe er, man wäre ihm diese Anbetung schuldig.

„In einem Monat hast Du an dem Tische, wo wir Beide sitzen werden, gute Waffen und einen sanften Tod. Doch dagegen versprichst Du mir, bis dahin zu warten und zu leben?"

„Oh! ich schwöre Ihnen ebenfalls!“ rief Morrel.

Monte Christo zog den jungen Mann an sein Herz und hielt ihn lange umfangen.

„Und nun,“ sagte er zu ihm, „von heute an wohnst Du bei mir; Du nimmst die Zimmer von Hayde, und meine Tochter wird wenigstens durch meinen Sohn ersetzt.“

„Hayde! was ist aus Hayde geworden?“

„Sie ist diese Nacht abgereist.“

„Um Sie zu verlassen?“

„Um mich zu erwarten. . . . Halte Dich bereit, in der Rue des Champes-Elysées zu mir zu kommen, und laß mich von hier weggehen, ohne daß man mich sieht.“

Maximilian neigte das Haupt und gehorchte wie ein Kind oder wie ein Apostel.

Zehntes Kapitel.

Die Theilung.

In dem Hause der Rue Saint-Germain-des-Prés, das Albert von Morcerf für seine Mutter und sich gewählt hatte, war der erste Stock, bestehend aus einer vollständigen kleinen Wohnung, an eine sehr geheimnißvolle Person vermiethet.

Diese Person war ein Mann, dessen Gesicht, ob er aus oder einging, der Portier selbst nie hatte sehen können; denn im Winter steckte er sein Kinn in eine von

jenen hohen, rothen Halsbinden, wie sie alle Kutscher von gutem Hause tragen, die ihre Gebieter beim Ausgange der Theater erwarten, und im Sommer schnäuzte er sich gerade in dem Augenblick, wo er vor der Loge vorübergehend hätte bemerkt werden können.

Man muß sagen, gegen alles Herkommen wurde dieser Hausbewohner von Niemand bespäht, und das Gerücht, sein Incognito verberge eine sehr hochgestellte Person, welche gar lange Arme habe, verschaffte seiner geheimnißvollen Erscheinung allen möglichen Respect.

Seine Besuche waren gewöhnlich bestimmt, obgleich sie zuweilen etwas vorgerückt oder verzögert wurden; doch beinahe immer, Sommer oder Winter, nahm er gegen vier Uhr Besitz von seiner Wohnung, in der er nie eine Nacht zubrachte.

Um halb vier Uhr im Winter war Feuer durch die verschwiegene Magd angezündet, welche die Aufsicht über die kleine Wohnung hatte; um halb vier Uhr im Sommer hatte dieselbe Magd Eis herbeigebracht.

Um vier Uhr kam, wie gesagt, der geheimnißvolle Mann.

Zwanzig Minuten nach ihm hielt ein Wagen vor dem Hotel; eine schwarz oder dunkelblau gekleidete, stets aber in einen großen Schleier gehüllte Frau stieg aus, schwebte wie ein Schatten vor der Loge vorüber, und ging, ohne daß man eine einzige Stufe unter ihrem Tritte krachen hörte, die Treppe hinauf.

Nie kam es vor, daß man sie fragte, wohin sie wollte.

Ihr Gesicht, wie das des Unbekannten, war also den zwei Wächtern der Thüre völlig fremd, diesen Musterportiers, den einzigen vielleicht in der ungeheuren Brüderschaft der Portiers der Hauptstadt, welche einer solchen Discretion fähig sein mochten.

Es versteht sich von selbst, daß sie nicht höher als bis zum ersten Stocke hinaufging. Sie kratzte auf eine besondere Weise an einer Thüre; die Thüre öffnete

sich, verschloß sich dann wieder hermetisch, und Alles war geschehen.

Verließ man das Haus, so fand dasselbe Manoeuvre statt, wie beim Eintritt.

Die Unbekannte ging, stets verschleiert, zuerst hinaus und stieg wieder in ihren Wagen, der bald an dem einen Ende der Straße, bald an dem andern verschwand; zwanzig Minuten nachher entfernte sich auch der Unbekannte, in sein Halstuch vertieft oder durch sein Sacktuch verborgen, und verschwand ebenfalls.

An dem Tage nach dem, wo der Graf von Monte Christo Danglars einen Besuch gemacht hatte und Valentine beerdigt worden war, kam der geheimnißvolle Bewohner gegen zehn Uhr Morgens, statt wie sonst gegen vier Uhr Nachmittags zu erscheinen.

Beinahe sogleich und ohne den gewöhnlichen Zwischenraum zu beobachten, fuhr ein Fiacre herbei, und die verschleierte Dame stieg rasch die Treppe hinauf.

Die Thüre öffnete sich und schloß sich.

Doch ehe sich die Thüre wieder schloß, rief die Dame:

„Oh Lucien! oh, mein Freund!“

Und so erfuhr der Portier, der diesen Ausruf, ohne es zu wollen, gehört hatte, zum ersten Male, daß sein Miethsmann Lucien hieß; da er jedoch ein Musterportier war, so gelobte er sich, es nicht einmal seiner Frau zu sagen.

„Nun! was gibt es denn, theure Freundin?“ fragte derjenige, dessen Namen die Unruhe oder der Eifer der verschleierten Frau enthüllt hatte, „sprechen Sie geschwinde.“

„Mein Freund, kann ich auf Sie zählen?“

„Gewiß, das ist Ihnen bekannt; doch was gibt es? Ich war ganz bestürzt über Ihr Billet von diesem Morgen. Diese Hast, diese unordentliche Schrift . . . beruhigen Sie mich, oder erschrecken Sie mich ganz und gar!“

„Lucien, ein großes Ereigniß!“ sprach die Dame einen fragenden Blick auf Lucien heftend; „Herr Danglars ist diese Nacht abgereist.“

„Herr Danglars abgereist! Und wohin?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie! Sie wissen es nicht? Er ist also abgereist, um nicht mehr zurückzukommen?“

„Allerdings! Um zehn Uhr Abends brachten ihn seine Pferde an die Barrière von Charenton; hier fand er eine angespannte Postberline, er stieg mit seinem Kammerdiener ein und sagte zu seinem Kutscher, er führe nach Fontainebleau.“

„Nun! was sagten Sie dazu?“

„Warten Sie, mein Freund. Er ließ mir einen Brief zurück.“

„Einen Brief?“

„Ja, lesen Sie.“

Die Baronin zog aus ihrer Tasche einen entsiegelten Brief und bot ihn Debray.

Debray zögerte einen Augenblick, ehe er ihn las, als ob er den Inhalt zu errathen gesucht hätte, oder vielmehr, als ob er, was er auch enthalten möchte, zuvor einen bestimmten Entschluß hätte fassen wollen.

Nach Verlauf von einigen Secunden hatten sich seine Gedanken ohne Zweifel festgestellt, denn er las.

Folgendes war der Inhalt des Billets, das eine so große Unruhe in das Gemüth von Madame Danglars gebracht hatte:

„Madame und sehr treue Gemahlin,“

Ohne daran zu denken, hielt Debray inne und schaute die Baronin an, welche bis unter die Augen erröthete.

„Lesen Sie!“ sagte sie.

Debray fuhr fort:

„Wenn Sie diesen Brief empfangen, haben Sie keinen Gatten mehr! Oh! erschrecken Sie darüber nicht zu sehr; Sie haben keinen Gatten mehr, wie Sie

keine Tochter mehr haben; nämlich ich werde auf einer von den dreißig Straßen sein, welche aus Frankreich führen.

„Ich bin Ihnen Erläuterungen schuldig, und da Sie ganz die Frau sind, um sie zu begreifen, so will ich Ihnen dieselben geben.

„Hören Sie:

„Eine Zahlung von fünf Millionen kam mir diesen Vormittag unversehens, ich habe sie bewerkstelligt; eine andere von derselben Summe folgte beinahe unmittelbar darauf; ich vertage sie auf morgen und reise heute ab, um dieses Morgen zu vermeiden, das mir höchst unerträglich wäre.

„Nicht wahr, Sie begreifen dies, Madame und sehr kostbare Gemahlin?

„Ich sage: Sie begreifen dies, weil Sie ebenso gut wie ich meine Angelegenheiten kennen; sie kennen dieselben sogar noch besser als ich, denn wenn es sich darum handelte, anzugeben, wohin eine gute Hälfte meines jüngst noch so schönen Vermögens gekommen ist, so vermöchte ich dies nicht, während Sie im Gegentheil, das bin ich fest überzeugt, vollständig zu antworten wüßten.

„Die Frauen haben Instinkte von unfehlbarer Sicherheit; sie erklären durch eine nur ihnen allein bekannte Algebra sogar das Wunderbare; ich, der ich nur meine Zahlen kannte, wußte nichts mehr von dem Tage an, wo mich meine Zahlen täuschten.

„Haben Sie zuweilen die Schnelligkeit meines Sturzes bewundert, Madame? Waren Sie ein wenig geblendet durch das weißglühende Schmelzen meiner Goldstangen? Ich meinerseits gestehe, daß ich nur das Feuer dabei gesehen habe; wir wollen hoffen, daß Sie etwas Gold in der Asche fanden.

„Mit dieser tröstlichen Hoffnung entferne ich mich, Madame und sehr kluge Gemahlin, ohne daß mir mein Gewissen den geringsten Vorwurf darüber macht, daß

ich Sie verlasse; es bleiben Ihnen Freunde, die fragliche Asche und, um Ihr Glück voll zu machen, die Freiheit, die ich Ihnen wiederzugeben mich beeile."

„Es ist indessen der Augenblick gekommen, Madame, in diesem Paragraphen ein Wort vertraulicher Erklärung einfließen zu lassen. So lange ich hoffte, Sie arbeiteten für die Wohlfahrt unseres Hauses, für das Vermögen Ihrer Tochter, machte ich philosophisch die Augen zu; da Sie aber aus diesem Hause eine große Ruine gemacht haben, so will ich nicht als Grundlage für das Vermögen eines Andern dienen. Ich habe Sie reich, aber wenig geehrt genommen. Verzeihen Sie mir, daß ich so offenherzig mit Ihnen spreche, insofern ich aber ohne Zweifel nur für uns Beide spreche, sehe ich nicht ein, warum ich die Worte mit einer Schminke bestreichen sollte. . . Ich habe unser Vermögen vermehrt, und es nahm fünfzehn Jahre lang zu, bis zu dem Augenblick, wo unbekannte und für mich noch unbegreifliche Katastrophen es um den Leib faßten und niederwarfen, ohne daß ich, das darf ich wohl sagen, die geringste Schuld daran habe. Sie, Madame, Sie haben nur für Vermehrung des Ihrigen gearbeitet, was Ihnen gelungen ist, davon bin ich moralisch überzeugt. Ich lasse Sie also, wie ich Sie genommen habe, reich, aber wenig ehrenwerth.

„Leben Sie wohl. Von heute an gedenke ich auch für meine Rechnung zu arbeiten. Glauben Sie mir, daß ich Ihnen sehr dankbar für das Beispiel bin, das Sie mir gegeben haben, und das ich befolgen werde.

Ihr

sehr ergebener Gatte

Baron Danglars.

Die Baronin folgte Debray mit den Augen während dieser langen, peinlichen Lesung; sie sah den jungen Mann, trotz seiner wohlbekannten Selbstbeherrschung, wiederholt die Farbe wechseln.

Als er geendigt hatte, faltete er das Papier lang-

sam zusammen und nahm wieder seine nachdenkende Haltung an.

„Nun?" fragte Madame Danglars mit einer leicht begreiflichen Angst.

„Nun! Madame," wiederholte maschinenmäßig Debray.

„Welchen Gedanken flößt Ihnen dieser Brief ein?"

„Das ist ganz einfach, Madame, er flößt mir den Gedanken ein, daß Herr Danglars mit einem Verdacht abgereist ist."

„Sicherlich; doch ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben?"

„Ich begreife nicht," versetzte Debray mit einer eisigen Kälte.

„Er ist abgereist! ganz und gar abgereist! um nie wieder zu kommen!"

„Oh! glauben Sie das nicht!" rief Debray.

„Nein, sage ich Ihnen, er wird nicht wiederkommen; ich kenne ihn, er ist ein unerschütterlicher Mann in allen Entschließungen, welche seinem Interesse entfließen. Hätte er mich zu etwas nütze geglaubt, so würde er mich mitgenommen haben, er läßt mich hier, weil unsere Trennung seinen Plänen dienlich sein kann: sie ist also unwiderruflich, und ich bin für immer frei," fügte Madame Danglars mit demselben fragenden Ausdrucke bei.

Doch statt zu antworten, ließ sie Debray in dieser angstvollen Forschung des Gedankens und des Blickes.

„Wie!" sagte sie endlich, „Sie antworten mir nicht, mein Herr?"

„Ich habe Sie nur Eines zu fragen: was gedenken Sie zu thun?"

„Das wollte ich Sie fragen," erwiederte die Baronin mit einem pochenden Herzen.

„Ah! Sie verlangen einen Rath von mir?"

„Ja, ich verlange einen Rath von Ihnen," sagte die Baronin zitternd.

„Wenn Sie einen Rath von mir haben wollen," entgegnete mit kaltem Tone der junge Mann, „so rathe ich Ihnen, zu reisen."

„Zu reisen," murmelte Madame Danglars.

„Gewiß. Sie sind, wie Herr Danglars gesagt hat, reich und frei. Eine Abwesenheit von Paris wird, wenigstens wie ich glaube, nach dem doppelten Lärmen über die abgebrochene Heirath von Fräulein Eugenie und das Verschwinden von Herrn Danglars durchaus nothwendig sein. Es ist wichtig, daß Sie die ganze Welt verlassen weiß und für arm hält; denn man würde der Frau des Bankerottirers ihren Reichthum und ihren großen Hausstand nicht verzeihen. Für den ersten Punkt genügt es, daß Sie nur vierzehn Tage in Paris bleiben und Jedermann wiederholen, Sie seien verlassen, daß Sie Ihren besten Freundinnen, die es in der Gesellschaft ausbreiten, erzählen, wie dieses Verlassen stattgefunden hat. Darum entfernen Sie sich von Ihrem Hotel, nehmen Ihre Juwelen nicht mit und leisten auf Ihr Witthum Verzicht, und alle Welt wird Ihre Uneigennützigkeit rühmen und Ihr Lob singen. Man weiß hernach, daß Sie verlassen sind, und hält Sie für arm, denn ich allein kenne Ihre finanzielle Lage und bin bereit, Ihnen als redlicher Associé meine Rechenschaft abzulegen.

Die Baronin hatte, bleich, niedergeschmettert, diese Rede mit um so mehr Schrecken und Verzweiflung angehört, als Debray völlig ruhig und gleichgültig zu erscheinen bemüht gewesen war.

„Verlassen!" wiederholte sie, „oh! sehr verlassen... Ja, Sie haben Recht, mein Herr, und Niemand wird meine Verlassenheit bezweifeln."

Das waren die einzigen Worte, welche die so stolze und so heftig verliebte Frau zu stammeln vermochte.

„Aber reich, sehr reich sogar," fuhr Debray fort, einige Papiere, die er sodann wieder einschloß, aus sei-

nem Portefeuille ziehend und auf dem Tische ausbreitend.

Nur bemüht, die Schläge ihres Herzens zu ersticken und die Thränen zurückzuhalten, die am Rande ihrer Augenlider hervorbrechen wollten, ließ ihn Madame Danglars gewähren.

Endlich aber gewann das Gefühl der Würde bei der Baronin die Oberhand; wenn es ihr nicht gelang, ihr Herz zu bewältigen, so gelang es ihr wenigstens, keine Thräne zu vergießen.

„Madame," sagte Debray, „wir sind ungefähr seit sechs Monaten associrt. Sie haben eine Einlage von hundert tausend Franken geliefert.

„Im Monat April dieses Jahres hat unsere Association stattgefunden.

„Im Mai begannen unsere Operationen.

„Im Mai gewannen wir viermal hundert und fünfzig tausend Franken.

„Im Juni belief sich der Nutzen auf neunmal hundert tausend Franken.

„Im Juli fügten wir siebenzehnmal hunderttausend Franken bei; Sie wissen, das ist der Monat der spanischen Bons.

„Am Anfang des Monats August verloren wir dreimal hundert tausend Franken; doch am 15ten erholten wir uns wieder, und am Ende des Monats waren wir entschädigt, denn unsere Rechnungen, welche immer auf das Pünktlichste geführt wurden, sind gestern von mir abgeschlossen worden und geben ein Activum von zwei Millionen viermal hunderttausend Franken, das heißt von zwölfmal hundert tausend Franken für jedes von uns.

„Nun haben wir noch achtzig tausend Franken für die zusammengesetzten Interessen von dieser in meinen Händen gebliebenen Summe," sprach Debray, sein Carnet mit der Methode und der Ruhe eines Wechselagenten zuschlagend.

„Aber was sollen denn diese Interessen bedeuten, da Sie das Geld nie auf Zinsen angelegt haben?“ unterbrach ihn die Baronin.

„Ich bitte um Entschuldigung, Madame,“ entgegnete Debray kalt; „ich hatte in dieser Hinsicht Vollmacht von Ihnen und benützte sie. Das macht also vierzig tausend Franken Interesse für Ihre Hälfte, nebst hundert tausend Franken Einlage, im Ganzen dreizehnmal hundert und vierzig tausend Franken für Ihren Antheil.

„Ich bin nun ehegestern so vorsichtig gewesen, Ihr Geld beweglich zu machen,“ fuhr Debray fort; „Sie sehen, es ist noch nicht lange her, und man könnte glauben, ich hätte vermuthet, ich würde bald gerufen werden, um Ihnen Rechenschaft abzulegen. Ihr Geld ist hier, halb in Bankbillets, halb in Anweisungen au porteur. Ich sage hier, und das ist wahr, denn da ich mein Haus nicht für sicher genug hielt, da mir der Notar nicht discret genug vorkam, und liegendes Eigenthum noch lauter spricht, als die Notare, da Sie endlich nicht berechtigt sind, außer der ehelichen Gemeinschaft etwas zu kaufen oder zu besitzen, so habe ich diese ganze Summe, heute Ihr einziges Vermögen, in einer hinter diesem Schranke verborgenen Kiste verwahrt und dabei selbst den Maurer gemacht.

„Nun, Madame,“ fügte Debray, zuerst den Schrank und dann die Kiste öffnend, bei, „hier sind acht hundert Billets jedes von tausend Franken, welche, wie Sie sehen, einem dicken, in Eisen gebundenen Album gleichen; ich lege ein Rentencoupon von fünf und zwanzig tausend Franken dazu; als Zuschuß, was ungefähr hundert und zehn tausend Franken macht, ist hier eine Anweisung auf Sicht auf meinen Banquier, und da mein Banquier nicht Herr Danglars ist, so können Sie sich darauf verlassen, daß die Anweisung bezahlt werden wird.“

Madame Danglars nahm maschinenmäßig die Anweisung nach Sicht, den Rentencoupon und die zusammengebundenen Bankbillets. Dieses ungeheure Vermö-

gen erschien so auf dem Tische ausgebreitet als sehr wenig. Madame Danglars faßte es mit trockenen Augen, aber die Brust von Schluchzen aufgeschwollen, zusammen, verschloß das stählerne Etui in ihre Tasche, steckte das Rentencoupon und die Anweisung in ihr Portefeuille, und erwartete bleich, stumm, ein Wort, das sie über ihren so großen Reichthum trösten würde.

Doch sie wartete vergebens.

„Nun haben Sie ein herrliches Dasein, Madame," sagte Debray, „so ungefähr sechzigtausend Livres Renten, was für eine Frau, welche wenigstens ein Jahr lang kein Haus machen kann, ungeheuer ist. Sie dürfen allen Phantasien, die Ihnen in den Kopf kommen, ungescheut fröhnen, abgesehen davon, daß Sie, in Rücksicht auf die Vergangenheit, die Ihnen entgeht, aus meinem Vermögen schöpfen können, Madame; ich bin geneigt, Ihnen, oh! wohl verstanden, als Anlehen, Alles anzubieten, was ich besitze, nämlich eine Million und sechzigtausend Franken."

„Ich danke, mein Herr, ich danke," erwiederte die Baronin; „Sie begreifen, daß Sie mir da viel mehr übergeben, als eine arme Frau braucht, welche lange Zeit nicht mehr in der Welt zu erscheinen gedenkt."

Debray war einen Augenblick erstaunt, doch er beruhigte sich und machte eine Geberde, welche sich, wenn man seine Gedanken durch die höflichste Form ausdrücken wollte, in die Worte übersetzen ließ:

„Wie es Ihnen beliebt, Madame."

Madame Danglars hatte vielleicht bis dahin noch etwas gehofft, als sie aber die gleichgültige Geberde, welche Debray entschlüpfte, und den schiefen Blick bemerkte, mit dem diese Geberde begleitet war, als sie seine tiefe Verbeugung und das darauf folgende bezeichnende Schweigen wahrnahm, richtete sie sich hoch auf, öffnete die Thüre und eilte, ohne Wuth, aber auch ohne Zögern nach der Treppe, denjenigen, welcher sie so weggehen ließ, nicht einmal eines letzten Grußes würdigend.

„Bah!“ sagte Debray, als sie sich entfernt hatte: „lauter schöne Vorsätze, sie wird in ihrem Hotel bleiben, Romane lesen und Lanzknecht spielen, da sie nicht mehr an der Börse spielen kann.“

Und er nahm sein Carnet und strich pünktlich die Summen aus, die er bezahlt hatte.

„Es bleiben mir eine Million und sechzig tausend Franken,“ sagte er. „Welch ein Unglück, daß Fräulein von Villefort gestorben ist! sie hätte in jeder Beziehung meinen Wünschen entsprochen, und ich würde sie geheirathet haben.“

Und er wartete phlegmatisch, seiner Gewohnheit gemäß, bis Madame Danglars zwanzig Minuten weggegangen war, um ebenfalls wegzugehen.

Während dieser Zeit machte Debray, seine Uhr neben sich legend, Zahlen.

Die teuflische Person, welche jede abenteuerliche Phantasie mit mehr oder minder Glück geschaffen hätte, wenn Lesage nicht in einem Meisterwerke den Vorrang erlangt haben würde, Asmodi, der die Rinde von den Häusern nahm, um in das Innere zu schauen, hätte ein sonderbares Schauspiel zu Gesicht bekommen, wenn es ihm eingefallen wäre, die Rinde von dem kleinen Hause der Rue Saint-Germain-des-Prés zu nehmen.

Unter dem Zimmer, wo Debray mit Madame Danglars zwei und eine halbe Million getheilt hatte, war ein anderes Zimmer, ebenfalls bewohnt von Personen unserer Bekanntschaft, welche eine hinreichend wichtige Rolle in den von uns erzählten Ereignissen gespielt haben, daß wir sie mit einiger Theilnahme wiederfinden.

In diesem Zimmer waren Mercedes und Albert.

Mercedes hatte sich seit ein paar Tagen sehr verändert, . . nicht als hätte sie selbst in der Zeit ihres größten Vermögens den stolzen Prunk entwickelt, welcher sichtbar gegen alle Lagen absticht und dahin wirkt, daß

wir die Frau nicht mehr erkennen, wenn sie uns unter einfacheren Gewändern erscheint, nicht als ob sie in den Zustand der Bedrücktheit verfallen wäre, wo man die Livree der Armuth anzuziehen gezwungen ist; Mercedes hatte sich verändert, weil ihr Auge nicht mehr glänzte, weil ihr Mund nicht mehr lächelte, weil eine beständige Verlegenheit das rasche Wort, das einst ein stets bereiter Geist von sich gab, auf ihren Lippen zurückhielt.

Nicht die Armuth hatte den Geist von Mercedes welk gemacht, es war nicht der Mangel an Herzhaftigkeit, was ihr die Armuth drückend erscheinen ließ; aus der Mitte herabgestiegen, in der sie lebte, verloren in der neuen Sphäre, die sie sich gewählt, wie Personen, die sich aus einem glänzend erleuchteten Salon entfernen, um rasch in die Finsterniß überzugehen, war Mercedes wie eine aus ihrem Pallaste in eine Hütte herabgesunkene Königin, die, auf das Nothwendigste beschränkt, sich weder an dem thönernen Geschirr, das sie selbst auf die Tafel setzen muß, noch an dem ärmlichen Lager erkennt, das die Stelle ihres Bettes einnimmt.

Die schöne Catalonierin oder die schöne Gräfin hatte in der That weder mehr ihren stolzen Blick, noch ihr reizendes Lächeln, denn wenn sie ihre Augen auf ihre Umgebung heftete, sah sie nur kümmerliche Gegenstände; ein Zimmer mit einer von jenen grauen Tapeten, welche sparsame Hauseigenthümer vorzugsweise als am wenigsten dem Beschmutzen ausgesetzt, wählen; einen Boden ohne Teppich; Meubles, die den Blick auf der Armseligkeit eines falschen Luxus zu haften zwangen, lauter Dinge, die durch ihre schreienden Töne die für Augen, welche an eine elegante Gesammtheit gewöhnt sind, so nothwendige Harmonie unterbrachen.

Frau von Morcerf lebte hier, seitdem sie ihr Hotel verlassen hatte; es schwindelte ihr bei diesem ewigen Stillschweigen, wie es dem Reisenden am Rande eines

Abgrundes schwindelt: sobald sie wahrnahm, daß sie Albert jeden Augenblick verstohlen anschaute, um den Zustand ihres Herzens zu erforschen, zwang sie sich zu einem eintönigen Lächeln der Lippen das, in Ermangelung jenes so sanften Feuers des Lächelns der Augen, die Wirkung einer einfachen Lichtzurückprallung, das heißt einer Helle ohne Wärme, hervorbringt.

Albert aber fühlte sich so beunruhigt, so unbehaglich, so beengt durch einen Rest von Luxus, der ihn verhinderte, seiner gegenwärtigen Lage zu entsprechen; er wollte ohne Handschuhe ausgehen, und fand seine Hände zu weiß; er wollte zu Fuße umherlaufen, und fand seine Stiefeln zu gefirnißt.

Diesen zwei so edeln und verständigen, unauflöslich durch das Band der mütterlichen und kindlichen Liebe vereinigten Wesen war es indessen gelungen, sich zu verstehen, ohne von etwas zu sprechen, und alle Rücksichten zu nehmen, die man sich unter Freunden schuldig ist, um die materielle Wahrheit festzustellen, von der das Leben abhängt.

Albert konnte am Ende, ohne sie erbleichen zu machen, zu Mercedes sagen:

„Meine Mutter, wir haben kein Geld mehr."

Nie hatte Mercedes die Armuth wirklich gekannt; oft hatte sie in ihrer Jugend selbst davon gesprochen; doch das ist nicht dasselbe: Bedürfniß und Nothdurft sind zwei Synonymen, zwischen denen eine ganze Welt von Zwischenräumen liegt.

Bei den Cataloniern hatte Mercedes Mangel an tausend Dingen, aber es fehlte ihr nie an gewissen anderen. So lange die Netze gut waren, fing man Fische, so lange man Fische verkaufte, hatte man Garn, um die Netze zu unterhalten.

Und dann, von der Freundschaft getrennt, nur eine Liebe hegend, welche bei den materiellen Einzelheiten der Lage von keinem Gewichte war, dachte man an sich, jedes an sich, nur an sich. Mercedes machte von dem

Wenigen, was sie hatte, ihren Theil so großmüthig, als möglich: heute hatte sie zwei Theile zu machen und zwar mit nichts.

Der Winter nahte heran: Mercedes hatte in diesem kahlen und bereits kalten Zimmer kein Feuer, sie, der einst ein künstlicher Ofen mit tausend Zweigen das ganze Haus von den Vorzimmern bis zu den Boudoirs erwärmte; sie hatte nicht einmal ein armseliges Blümchen, sie, deren Wohnung ein um Gold bevölkertes Treibhaus gewesen war!

Aber sie hatte ihren Sohn.

Die Exaltation eines vielleicht übertriebenen Pflichtgefühls hatte sie bis jetzt in den höheren Sphären erhalten.

Die Exaltation ist beinahe Begeisterung, und die Begeisterung macht unempfindlich für die Dinge der Erde.

Doch die Begeisterung legte sich, und man mußte allmälig aus dem Lande der Träume in die Welt der Wirklichkeit hinabsteigen.

Man mußte endlich vom Positiven reden, nachdem man das Ideale erschöpft hatte.

„Meine Mutter," sagte Albert in demselben Augenblick, wo Madame Danglars die Treppe herabging, „wir wollen ein wenig, wenn es Ihnen beliebt, alle unsere Reichthümer zählen; ich muß die ganze Summe wissen, um meine Pläne aufzubauen."

„Summe: nichts," erwiederte Mercedes mit schmerzlichem Lächeln.

„Summe: einmal dreitausend Franken, und ich bin so anmaßend, zu behaupten, daß ich uns mit diesen dreitausend Franken ein anbetungswürdiges Leben verschaffen werde."

„Kind!" seufzte Mercedes.

„Ach! meine gute Mutter," sprach der junge Mann, „ich habe Ihnen leider genug Geld verbraucht, um den Werth desselben zu kennen; hören Sie, dreitausend Fran-

ken, das ist ungeheuer, und ich baue auf diese Summe eine wunderbare Zukunft von ewiger Sicherheit."

„Du sagst das, mein Freund," entgegnete die arme Mutter; „doch vor Allem, nehmen wir diese dreitausend Franken an?" fragte Mercedes erröthend.

„Mir scheint, das ist abgemacht," erwiederte Albert mit festem Tone; „wir nehmen sie um so mehr an, als wir sie nicht haben, denn sie sind, wie Sie wissen, im Garten des kleinen Häuschens in den Allées de Meillan in Marseille vergraben."

„Mit zweihundert Franken," sagte Albert, „kommen wir Beide nach Marseille."

„Mit zweihundert Franken! bedenkst Du, Albert?"

„Oh! was das betrifft, ich habe mich über die Diligencen und Dampfboote erkundigt, und meine Berechnung ist gemacht. Sie bekommen einen Platz nach Chalons im Coupé. Sie sehen, meine Mutter, daß ich Sie als Königin behandle; fünfunddreißig Franken."

Albert nahm eine Feder und schrieb:

Coupé, fünfunddreißig Franken	35 Fr.
Von Chalons nach Lyon gehen Sie mit dem Dampfboot sechs Franken	6 „
Von Lyon nach Avignon abermals Dampfboot, sechzehn Franken	16 „
Von Avignon nach Marseille, sieben Franken .	7 „
Ausgaben auf der Reise fünfzig Franken . .	50 „
Summa	114 Fr.

„Setzen wir hundertundzwanzig," fügte Albert lächelnd bei, „Sie sehen, daß ich großmüthig bin, nicht wahr, meine Mutter?"

„Aber Du, mein armes Kind?"

„Ich! haben Sie nicht gesehen, daß ich mir achtzig Franken vorbehalte? Ein junger Mann, meine Mutter, bedarf nicht aller seiner Bequemlichkeiten; überdies weiß ich, was reisen heißt."

„Mit Deiner Postchaise und Deinem Kammerdiener?"

„Auf jede Weise, meine Mutter."

„Wohl, es sei, doch diese zweihundert Franken?"

„Diese zweihundert Franken sind hier, und noch weitere zweihundert. Ich habe meine Uhr um hundert Franken verkauft, und die Breloquen um dreihundert; was das ein Glück ist! Breloquen, welche dreimal so viel werth waren, als die Uhr; immer die herrliche Geschichte des Ueberflusses! Wir sind also reich, da Sie statt der hundert und vierzehn Franken, die Sie zu Ihrer Reise brauchen, zweihundert und fünfzig haben."

„Doch wir sind etwas in diesem Hause schuldig?"

„Dreißig Franken, ich bezahle sie von meinen hundert und fünfzig Franken; das ist abgemacht, und da ich nicht mehr als achtzig Franken brauche, um die Reise zu machen, so sehen Sie, daß ich im Luxus schwimme. Doch, das ist noch nicht Alles, was sagen Sie hiezu, meine Mutter?"

Albert zog aus einem kleinen Carnet mit goldenem Schlosse, einem Ueberreste seiner Phantasien oder vielleicht einem zärtlichen Andenken von einer jener geheimnißvollen, verschleierten Frauen, welche an die kleine Thüre klopften, Albert zog aus einem Carnet ein Billet von tausend Franken.

„Was ist das?" fragte Mercedes.

„Tausend Franken, meine Mutter. Oh! es ist vollkommen viereckig."

„Doch woher hast Du diese tausend Franken?"

„Hören Sie und gerathen Sie nicht zu sehr in Bewegung."

Und Albert stand auf und küßte seine Mutter wiederholt auf beide Wangen, und hielt nur inne, um ihr in das Gesicht zu schauen.

„Sie können sich gar nicht denken, meine Mutter, wie schön ich Sie finde!" sagte der junge Mann mit einem tiefen Gefühle kindlicher Liebe; „Sie sind in der

That die schönste, wie Sie die edelste der Frauen sind, die ich je gesehen habe."

„Theures Kind!" sprach Mercedes, vergebens bemüht, eine Thräne zurückzuhalten, welche an der Ecke ihres Augenlides hervorquoll.

„In der That, Sie mußten nur noch unglücklich werden, daß sich meine Liebe in Anbetung verwandelte."

„Ich bin nicht unglücklich, so lange ich meinen Sohn habe."

„Ganz richtig; doch hier fängt die Prüfung an, meine Mutter! Sie wissen, was verabredet ist?"

„Ist denn etwas zwischen uns verabredet?" fragte Mercedes.

„Ja, daß Sie in Marseille wohnen, und daß ich nach Afrika abreise, wo ich mir für den Namen, den ich aufgegeben, den Namen machen werde, den ich angenommen habe."

Mercedes stieß einen Seufzer aus.

„Nun, meine Mutter, seit gestern bin ich bei den Spahis eingereiht," fügte der junge Mann, die Augen mit einer gewissen Scham niederschlagend, bei, denn er wußte selbst nicht, was in seiner Erniedrigung Erhabenes lag; ich glaubte, mein Körper gehörte mir und ich könnte ihn verkaufen: seit gestern bin ich Stellvertreter von irgend Jemand. Ich habe mich verkauft, wie man sagt, und," fügte er bei, indem er zu lächeln suchte, „um eine größere Summe, als ich werth zu sein glaubte, nämlich um zweitausend Franken."

„Also diese tausend Franken?" fragte Mercedes bebend.

„Sind die Hälfte der Summe, meine Mutter; die andere Hälfte kommt in einem Jahre."

Mercedes schlug die Augen mit einem Ausdrucke zum Himmel auf, den nichts wiederzugeben vermöchte, und die zwei in den Winkeln ihres Augenlides stehen-

den Thränen überströmten unter der inneren Aufregung und flossen stille an ihren Wangen herab.

„Der Preis seines Blutes!“ murmelte sie.

„Ja, wenn ich getödtet werde,“ erwiederte Albert. „Aber ich versichere Sie, gute Mutter, daß ich im Gegentheil die Absicht habe, meine Haut grausam zu vertheidigen; ich habe nie so viel Lust zu leben in mir gefühlt, als gegenwärtig.“

„Mein Gott! mein Gott!“ rief Mercedes.

„Ueberdies, warum soll ich getödtet werden, meine Mutter? Ist Lamoricière, dieser zweite Ney des Süden, getödtet worden? Ist Changarnier getödtet worden? Ist Bedeau getödtet worden? Ist Morrel, den wir kennen, getödtet worden? Bedenken Sie doch, welche Freude, wenn Sie mich mit einer gestickten Uniform zurückkommen sehen! Ich erkläre Ihnen, daß ich herrlich darunter auszusehen hoffe und dieses Regiment aus Eitelkeit gewählt habe.“

Mercedes seufzte, während sie zu lächeln versuchte: diese fromme Mutter begriff, daß es schlimm von ihr wäre, ihr Kind die ganze Last des Opfers tragen zu lassen.

„Sie sehen also, meine Mutter,“ fuhr Albert fort, „es sind bereits mehr als viertausend Franken für Sie gesichert; mit diesen viertausend Franken werden Sie zwei volle Jahre leben.“

„Glaubst Du?“ versetzte Mercedes.

Diese Worte entschlüpften der Gräfin mit einem so tiefen Schmerze, daß ihr wahrer Sinn Albert nicht entging; er fühlte, wie sein Herz sich zusammenschnürte, nahm die Hand seiner Mutter, drückte sie zärtlich und sprach:

„Ja, Sie werden leben.“

„Ich werde leben,“ rief Mercedes, „aber nicht wahr, Du wirst nicht abreisen?“

„Meine Mutter, ich werde reisen,“ sprach Albert mit ruhiger, fester Stimme; „Sie lieben mich zu sehr,

um mich müßig und unnütz bei sich zu lassen; überdies habe ich unterzeichnet.“

„Du magst nach Deinem Willen handeln, mein Sohn, ich handle nach dem Willen Gottes.“

„Nicht nach meinem Willen, meine Mutter, sondern nach den Geboten der Vernunft und der Nothwendigkeit. Nicht wahr, wir sind zwei verzweifelte Geschöpfe? Was ist heute das Leben für Sie? nichts. Was ist das Leben für mich? oh! sehr wenig ohne Sie, meine Mutter, das glauben Sie mir; denn ohne Sie, das schwöre ich Ihnen, hätte dieses Leben an dem Tage aufgehört, wo ich an meinem Vater zweifelte und seinen Namen verleugnete! Ich lebe, wenn Sie mir noch zu hoffen versprechen; überlassen Sie mir die Sorge für Ihr zukünftiges Glück, so verdoppeln Sie meine Kräfte. Ich werde dort den Gouverneur von Algerien aufsuchen, er ist ein redliches Soldatenherz; ich erzähle ihm meine traurige Geschichte, ich bitte ihn, von Zeit zu Zeit die Augen dahin zu wenden, wo ich sein werde, und wenn er mir Wort hält, wenn er mich handeln sieht, so bin ich vor sechs Monaten Officier oder todt. Bin ich Officier, so ist Ihr Schicksal gesichert, meine Mutter, denn ich habe Geld für Sie und für mich, und überdies einen neuen Namen, auf den wir Beide stolz sein können, denn es wird Ihr Name sein. Werde ich getödtet . . . nun wohl! werde ich getödtet, liebe Mutter, so sterben Sie, wenn es Ihnen beliebt, und dann hat unser Unglück sein Ziel gerade in seinem Uebermaße gefunden.“

„Es ist gut,“ sprach Mercedes mit ihrem edeln, beredten Blicke; „Du hast Recht, mein Sohn: beweisen wir gewissen Leuten, welche uns beobachten und unsere Handlungen abwarten, um uns zu beurtheilen, beweisen wir ihnen, daß wir wenigstens des Beklagens würdig sind.“

„Keine traurige Gedanken, theure Mutter,“ rief der junge Mann; „ich schwöre Ihnen, daß wir glücklich

sind, oder wenigstens glücklich werden können. Sie sind eine Frau zugleich voll Geist und voll Resignation; ich bin, wie ich hoffe, ein Mann von einfachem Geschmack und ohne Leidenschaft geworden. Einmal im Dienste, bin ich reich; einmal im Hause von Herrn Dantes, sind Sie ruhig. Versuchen wir es, ich bitte Sie, meine Mutter, versuchen wir es."

„Ja, versuchen wir es, mein Sohn, denn Du sollst leben, Du sollst glücklich sein."

„Unsere Theilung ist also gemacht," fügte der junge Mann, sich den Anschein großen Wohlbehagens gebend, bei. „Wir können noch heute reisen. Ich nehme, wie gesagt, Ihren Platz."

„Doch den Deinigen, mein Sohn?"

„Ich muß noch einige Tage hier bleiben, meine Mutter; das ist ein Anfang der Trennung, und wir müssen uns daran gewöhnen. Ich brauche einige Empfehlungen, einige Unterweisungen über Afrika; in Marseille komme ich wieder zu Ihnen."

„Gut, es sei, reisen wir!" sagte Mercedes, sich in den einzigen Shawl, den sie mitgenommen, hüllend, in einen Shawl, der zufällig ein Kaschmir von großem Werthe war; „laß uns reisen."

Albert sammelte hastig seine Papiere, klingelte, um die dreißig Franken zu bezahlen, die er dem Hausmeister schuldig war, bot seiner Mutter den Arm und stieg die Treppe hinab.

Es ging Jemand vor ihnen; dieser Jemand wandte sich um, als er das Streifen eines seidenen Kleides an dem Geländer hörte.

„Debray!" murmelte Albert.

„Sie, Morcerf!" erwiederte der Secretär des Ministers, auf der Stufe stille stehend, auf der er sich eben befand.

Die Neugierde trug bei Debray den Sieg über das Verlangen, sein Incognito zu bewahren, davon; überdies sah er sich erkannt.

Es bot in der That etwas Anziehendes, in diesem unbekannten Hause den jungen Mann wiederzufinden, dessen unglückliches Abenteuer ein so großes Aufsehen in Paris erregt hatte.

„Morcerf,“ wiederholte Debray.

Dann in dem Halbdunkel die noch jugendliche Haltung und den schwarzen Schleier von Frau von Morcerf wahrnehmend, fügte er lächelnd bei:

„Ah! verzeihen Sie, ich entferne mich, Albert.“

Albert begriff den Gedanken von Debray und sagte sich gegen Mercedes umwendend:

„Meine Mutter, dies ist Herr Debray, Secretär des Ministers des Innern, ein ehemaliger Freund von mir.“

„Wie! ehemalig!“ stammelte Debray; „was wollen Sie damit sagen?“

„Ich sage dies, Herr Debray, weil ich heute keine Freunde mehr habe und keine mehr haben soll. Ich danke Ihnen, daß Sie mich zu erkennen so gütig waren.“

Debray stieg zwei Stufen zurück, gab Albert einen kräftigen Händedruck und sprach mit aller Rührung, welcher er fähig war:

„Glauben Sie, mein lieber Albert, daß ich einen innigen Antheil an dem Unglück, das Sie betroffen, genommen habe, und daß Sie in jeder Beziehung über mich verfügen können.“

„Ich danke, mein Herr,“ erwiederte Albert lächelnd; „doch mitten in unserem Unglück sind wir reich genug geblieben, um zu Niemand unsere Zuflucht nehmen zu müssen; wir verlassen Paris, und es bleiben uns nach Bezahlung unserer Reise noch fünf tausend Franken.“

Schamröthe übergoß die Stirne von Debray, der eine Million in seinem Portefeuille trug, und so wenig poetisch dieser Geist auch war, so konnte er doch nicht umhin, zu bedenken, daß dasselbe Haus noch vor wenigen Augenblicken zwei Frauen enthielt, von denen die eine,

mit Recht entehrt, arm mit fünfzehnmal hundert tausend Franken unter den Falten ihres Mantels wegging, während die andere, ungerecht geschlagen, aber erhaben in ihrem Unglück, mit einigen Pfennigen reich war.

Diese Vergleichung störte ihn in seinen Höflichkeitscombinationen, die Philosophie des Beispiels drückte ihn nieder; er stammelte ein paar allgemeine Worte und ging rasch die Treppe hinab.

An diesem Tage hatten die ihm untergeordneten Schreiber des Ministeriums viel von seiner verdrießlichen Laune zu ertragen.

Doch am Abend kaufte er sich ein schönes auf dem Boulevard de la Madeleine liegendes Haus, dessen Rente sich auf fünfzig tausend Franken belief.

Am andern Tage, zur Stunde, wo Debray die Urkunde unterzeichnete, nämlich um fünf Uhr Abends, stieg Frau Morcerf, nachdem sie ihren Sohn zärtlich umarmt hatte, und zärtlich von ihm umarmt worden war, in das Coupé der Diligence.

Ein Mann stand verborgen im Hofe der Messageries Laffitte hinter einem von den gewölbten Fenstern, welche jedes Bureau überragen: er sah Mercedes in den Wagen steigen; er sah die Diligence wegfahren; er sah Albert sich entfernen.

Dann fuhr er mit der Hand über seine vom Zweifel belastete Stirne und sprach:

„Ach! durch welches Mittel vermag ich diesen zwei Unschuldigen das Glück zurückzugeben, das ich ihnen genommen habe?

„Gott wird mir beistehen!“

Eilftes Kapitel.

Der Löwengraben.

Eines der Quartiere der Force, welches die gefährdetsten und gefährlichsten Gefangenen enthält, heißt die Cour de Saint-Bernard.

Die Gefangenen haben ihm in ihrer kräftigen Sprache den Namen der Löwengraben gegeben, ohne Zweifel, weil sie Zähne haben, die häufig in die Gitterstangen, und zuweilen auch die Wächter beißen.

Es ist ein Gefängniß im Gefängniß, die Mauern haben die doppelte Dicke der andern. Jeden Tag untersucht ein Kerkerknecht sorgfältig die massiven Gitter, und an der herkulischen Gestalt, an den kalten, einschneidenden Blicken der Wächter erkennt man, daß diese gewählt worden sind, um über ihr Volk durch den Schrecken und die Thätigkeit des Geistes zu herrschen.

Der Grasplatz dieses Quartiers ist umgeben von ungeheuren Mauern, über welche schräge die Sonne hereinfällt, wenn sie sich entschließt, in diesen Schlund sittlicher und körperlicher Häßlichkeiten zu dringen. Hier irren von der Stunde des Aufstehens sorgenvoll, abgemagert, bleich wie die Schatten, die Menschen umher, welche die Gerechtigkeit unter dem Messer, das sie für dieselben schärft, gebeugt hält.

Man sieht sie an der Mauer lehnen, welche am meisten von der Wärme einzieht und zurückbehält. Hier verweilen sie, zu zwei und zwei plaudernd, öfter noch allein, das Auge unabläßig auf die Thüre geheftet, welche sich öffnet, um einen von den Bewohnern dieses finsteren Aufenthaltes zu rufen, oder um in den Schlund eine neue aus dem Schmelztigel der Gesellschaft ausgeworfene Schlacke zu speien.

Dieser Hof hat sein eigenes Sprachzimmer; es ist ein langes Viereck, in zwei Theile durch zwei auf drei Fuß von einander parallel laufende Gitter getheilt, so daß der Besuch dem Gefangenen nicht die Hand geben oder ihm etwas zuschieben kann. Dieses Sprachzimmer ist düster, feucht, und in jeder Hinsicht fürchterlich, besonders wenn man an die gräßlichen Mittheilungen denkt, welche über diese Gitter geschlüpft sind und das Eisen der Stangen mit Rost überzogen haben.

So gräßlich aber auch der Ort ist, so ist er doch ein Paradies, wo sich in einer ersehnten Gesellschaft diese Menschen, deren Tage gezählt sind, wieder stärken; denn selten verläßt man den Löwengraben, um anderswohin zu gehen, als an die Barrière Saint-Jaques, in das Bagno oder in das Zellengefängniß!

In dem von uns beschriebenen, eine kalte Feuchtigkeit ausschwitzenden Hofe ging, die Hände in den Rocktaschen, ein junger Mann auf und ab, der mit großer Neugierde von den Bewohnern des Grabens betrachtet wurde.

Nach dem Schnitte seiner Kleider hätte man ihn für einen eleganten Mann halten können, wären diese Kleider nicht zerfetzt gewesen; sie sahen indessen auch nicht abgetragen aus: fein und weich an den unberührten Stellen, nahm das Tuch leicht seinen Glanz unter der streichelnden Hand des Gefangenen an, der ein neues Gewand daraus zu machen suchte.

Er wandte dieselbe Sorgfalt an, um ein Battisthemd zu schließen, das seit seinem Eintritt in das Gefängniß bedeutend seine Farbe geändert hatte, und fuhr über seine gefirnißten Stiefeln mit der Ecke eines Sacktuches, worauf Anfangsbuchstaben mit einer heraldischen Krone gestickt waren.

Einige Kostgänger des Löwengrabens betrachteten mit auffallendem Interesse die Toilette des Gefangenen.

„Sieh da, der Prinz macht sich schön," sagte einer von den Dieben.

„Er ist von Natur sehr schön," bemerkte ein Anderer, „und wenn er nur einen Kamm und Pommade hätte, so würde er alle die Herren mit weißen Handschuhen verdunkeln."

„Sein Kleid muß sehr neu gewesen sein und seine Stiefeln glänzen gar hübsch. Es ist schmeichelhaft für uns, daß wir so stattliche Collegen haben;.. und diese Spitzbuben von Gendarmen sind gemeine Bursche. Die Neidischen! daß sie einen solchen Putz zerrissen!"

„Es scheint, das ist ein Berüchtigter," sprach ein Dritter, „er hat Alles gethan . . . . und zwar in der großen Art . . . er kommt noch so jung von dort her! Oh, das ist herrlich! . . ."

Und der Gegenstand dieser häßlichen Bewunderung schien dieses Lob, oder den Dunst dieses Lobes, denn er hörte die Worte nicht, mit Behagen einzuschlürfen.

Als seine Toilette beendigt war, näherte er sich einer Thüre, an der ein Gefangenwärter lehnte.

„Hören Sie, mein Herr," sagte er zu diesem, „leihen Sie mir zwanzig Franken, Sie bekommen sie bald wieder; bei mir laufen Sie keine Gefahr. Bedenken Sie, daß ich Verwandte habe, welche mehr Millionen besitzen, als Sie Deniers . . . Geben Sie mir zwanzig Franken, ich bitte Sie, damit ich mir einen Schlafrock kaufen kann. Ich leide furchtbar, daß ich immer im Frack und in Stiefeln sein muß . . . . Und welch ein Frack für einen Prinzen Cavalcanti!"

Der Wächter drehte ihm den Rücken zu und zuckte die Achseln. Er lachte nicht einmal bei diesen Worten, welche jede andere Stirne entrunzelt haben würden; doch dieser Mensch hatte ganz andere Dinge, oder er hatte vielmehr immer dasselbe gehört.

„Gehen Sie," sprach Andrea, „Sie sind ein Mensch, der kein Herz im Leibe hat, und ich werde machen, daß Sie Ihren Platz verlieren."

Jetzt erst drehte sich der Gefangenwärter um und brach in ein schallendes Gelächter aus.

Nun näherten sich die Gefangenen und machten einen Kreis.

„Ich sage Ihnen," fuhr Andrea fort, „daß ich mir mit dieser elenden Summe einen Rock und ein Zimmer verschaffen kann, um auf eine anständige Weise den erhabenen Besuch zu empfangen, den ich jeden Tag erwarte."

„Er hat Recht! er hat Recht!" riefen die Gefangenen, „bei Gott, man sieht, daß er ein ganzer Mann ist."

„Nun, so leiht ihm die zwanzig Franken!" sprach der Wärter, sich mit seiner colossalen Schulter an die Wand stützend; „seid Ihr das einem Kameraden nicht schuldig?"

„Ich bin nicht der Kamerad dieser Leute," entgegnete stolz der junge Mann; „beleidigen Sie mich nicht, Sie haben nicht das Recht dazu!"

„Hört Ihr ihn?" rief der Wärter mit einem schlimmen Lächeln, „er behandelt Euch hübsch, leiht ihm doch zwanzig Franken!"

Die Verbrecher schauten sich mit dumpfem Gemurmel an, und ein mehr durch den Wärter, als durch die Worte von Andrea hervorgerufener Sturm fing an, sich über dem aristokratischen Gefangenen zu sammeln.

Sicher, das quos ego zu machen, wenn die Wellen zu heftig würden, ließ sie der Wärter allmälig steigen, um dem ungelegenen Bittsteller einen Streich zu spielen und sich während seiner langen Wache eine Unterhaltung zu verschaffen.

Bereits näherten sich die Verbrecher Andrea; die Einen sagten: die Schlappe! die Schlappe!"

Es ist dies eine grausame Operation, wobei ein bei diesen Herren in Ungnade gefallener College nicht mit den Schlappen, sondern mit Schuhen, welche mit Eisen beschlagen sind, geprügelt wird.

Andere trugen auf den Aal an; bei dieser Unterhaltung füllen sie mit Sand, Kieselsteinen und Kupfermünzen, wenn sie haben, ein gedrehtes Sacktuch, das

die Henker sodann wie einen Dreschflegel auf den Schultern und dem Kopf des Missethäters arbeiten lassen.

„Peitschen wir den schönen Herrn, den ehrlichen Mann!" sagten Einige.

Doch Andrea wandte sich gegen sie um, blinzelte mit einem Auge, schwellte die Backe mit seiner Zunge auf, und ließ jenes Schnalzen der Lippen hören, das tausend Zeichen des Verständnisses unter Gefangenen gleichkommt, welche zu schweigen genöthigt sind.

Es war ein Maurerzeichen, das ihm Caderousse mitgetheilt hatte. Sie erkannten Einen der Ihrigen.

Sogleich fielen die Sacktücher wieder; die mit Eisen beschlagene Schlappe kehrte an den Fuß des Haupthenkers zurück. Man hörte einige Stimmen verkündigen, der Herr hätte Recht, der Herr könnte nach Belieben ehrlich sein, und die Gefangenen wollten ein Beispiel von Gewissensfreiheit geben.

Die Meuterei legte sich. Der Gefangenwärter war darüber dergestalt erstaunt, daß er sogleich Andrea bei den Händen faßte und zu durchsuchen anfing, denn er schrieb irgend einer bezeichnenderen Kundgebung, als einer einfachen Verblendung den raschen Wechsel der Bewohner des Löwengrabens zu.

Andrea ließ ihn machen, jedoch nicht ohne Einsprache zu thun.

Plötzlich erscholl eine Stimme an der Pforte und ein Aufseher rief:

„Benedetto!"

Der Wärter stellte seine Durchsuchung ein.

„Man ruft mich!" sagte Andrea.

„In das Sprachzimmer!" rief die Stimme.

„Hören Sie, man will mir einen Besuch abstatten!.. Ah! mein lieber Herr, Sie werden sehen, ob man einen Cavalcanti wie einen gewöhnlichen Menschen behandeln darf!"

Und wie ein schwarzer Schatten in den Hof schlüpfend, eilte Andrea durch die halbgeöffnete Pforte und

ließ seine Genossen und sogar den Gefangenwärter in Bewunderung zurück.

Man rief ihn in der That in das Sprachzimmer, und darüber dürfte man sich nicht weniger wundern, als Andrea selbst; denn, statt wie die Leute vom Alltagsschlage von der gewährten Wohlthat des Schreibens Gebrauch zu machen, um sich reclamiren zu lassen, hatte der junge Mann seit seinem Eintritt in die Force das stoischste Sillschweigen beobachtet.

„Ich bin offenbar von irgend einem Mächtigen beschützt," sagte er, „Alles beweist mir dies: das plötzliche Vermögen, die Leichtigkeit, mit der ich alle Hindernisse beseitigt habe, eine improvisirte Familie, ein mein Eigenthum gewordener berühmter Name, das Gold bei mir regnend, die herrlichsten Verbindungen meiner Eitelkeit verheißen. Eine unglückliche Vergessenheit meines Gestirnes, eine Abwesenheit meines Beschützers hat mich zu Grunde gerichtet, doch nicht gänzlich, nicht für immer! Die Hand hat sich für einen Augenblick zurückgezogen, sie muß sich wieder gegen mich ausstrecken und mich in der Minute festhalten, wo ich in den Abgrund zu stürzen auf dem Punkte sein werde.

„Warum sollte ich einen unklugen Schritt wagen? Ich würde mir vielleicht meinen Beschützer abhold machen. Es gibt für ihn zwei Wege, mich aus der Klemme zu ziehen: entweder eine geheimnißvolle Entweichung durch Gold zu erkaufen, oder den Richter zu einer Freisprechung zu nöthigen. Warten wir, um zu reden, um zu handeln, bis es mir bewiesen ist, daß ich ganz verlassen bin, und dann ..."

Andrea hatte einen Plan ersonnen, den man für geschickt halten darf; der Bösewicht war unerschrocken beim Angriff und hartnäckig bei der Vertheidigung.

Er hatte das Elend des gemeinschaftlichen Kerkers, die Entbehrungen aller Art ertragen. Allmälig gewann aber seine Natur, oder vielmehr die Gewohnheit wieder die Oberhand; Andrea litt dadurch, daß er nackt, daß

er schmutzig, daß er hungerig war; die Zeit dauerte ihm lang.

In diesem Augenblick des Ueberdrusses rief ihn die Stimme des Aufsehers in das Sprachzimmer.

Andrea fühlte sein Herz vor Freude springen. Es war zu früh, als daß es der Untersuchungsrichter sein konnte, und zu spät für einen etwaigen Ruf von Seiten des Gefängnißdirectors oder des Arztes: es mußte also der erwartete Besuch sein.

Hinter dem Gitter des Sprachzimmers, wohin man Andrea führte, erblickte er mit seinen durch eine heftige Neugierde weit aufgesperrten Augen das düstere, verständige Gesicht von Bertuccio, welcher ebenfalls mit schmerzlichem Erstaunen die Gitter, die verriegelten Thüren und den Schatten betrachtete, der sich hinter den gekreuzten Stangen bewegte.

„Ah!" machte Andrea im Herzen getroffen.

„Guten Morgen, Benedetto," sprach Bertuccio mit seiner hohlen Stimme.

„Sie! Sie!" sagte der junge Mann, voll Schrecken umherschauend.

„Du erkennst mich nicht, unglückliches Kind!" entgegnete Bertuccio.

„Stille! stille doch!" flüsterte Andrea, der das feine Gehör der Wände kannte; „mein Gott, mein Gott, sprechen Sie nicht so laut!"

„Nicht wahr, Du würdest gern mit mir allein reden?" fragte Bertuccio.

„Oh! ja."

„Es ist gut."

Bertuccio griff in seine Tasche, machte einem Wärter, den man hinter der Scheibe der Pforte erblickte, ein Zeichen und sagte zu ihm:

„Lesen Sie."

„Was ist das?" fragte Andrea.

„Der Befehl, Dich in ein Zimmer zu führen, dort einzuquartieren, und mich mit Dir sprechen zu lassen."

„Ah! ah!“ machte Andrea hüpfend vor Freude.

Doch alsbald sich in sich selbst zurückbiegend, sagte er zu sich:

„Abermals der unbekannte Beschützer! man vergißt mich nicht! Man sucht die Heimlichkeit, da man in einem abgesonderten Zimmer mit mir sprechen will. Ich habe sie . . . Bertuccio ist vom Beschützer abgeschickt!“

Der Wärter besprach sich einen Augenblick mit einem Oberen, öffnete sodann die zwei vergitterten Thüren und führte in ein Zimmer des ersten Stockes, das die Aussicht auf den Hof hatte, Andrea, der vor Freude außer sich war.

Das Zimmer war getüncht, wie dies bei Gefängnissen gebräuchlich ist, und bot einen heiteren Anblick, der dem Gefangenen strahlend vorkam: ein Ofen, ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch bildeten die kostbare Ausstattung.

Bertuccio setzte sich auf den Stuhl. Andrea warf sich auf das Bett. Der Wärter entfernte sich.

„Laß hören, was hast Du mir zu sagen?“ sprach der Intendant.

„Und Sie?“ versetzte Andrea.

„Sprich Du zuerst . . .“

„Oh! nein; Sie haben mir viel mitzutheilen, da Sie mich aufsuchten.“

„Wohl! es sei. Du hast Deine Verworfenheiten fortgesetzt; Du hast gestohlen, Du hast gemordet.“

„Wenn Sie mich in ein besonderes Zimmer führen, um mir nur diese Dinge zu sagen, mein Herr, so hätten Sie sich lieber gar keine Mühe gemacht. Es gibt andere Dinge, die ich nicht weiß, sprechen wir von diesen, wenn es Ihnen beliebt. Wer hat Sie geschickt?“

„Oh! oh! Sie gehen sehr rasch, Herr Benedetto.“

„Nicht wahr? und gerade auf das Ziel. Ersparen wir uns alle unnütze Worte. Wer schickt Sie?“

„Niemand.“

„Woher wissen Sie, daß ich im Gefängniß bin?"

„Ich habe Dich längst in dem fashionablen, frechen Burschen erkannt, der so zierlich sein Pferd auf den Champs=Elysées tummelte."

„Die Champs=Elysées. . . . Ah! ah! wir brennen, wie man bei den Kinderspielen sagt . . . die Champs=Elysées! . . . Sprechen wir ein wenig von meinem Vater, wenn's beliebt!"

„Wer bin denn ich?"

„Sie, mein braver Herr, sind mein Adoptivvater . . . Doch, ich denke, Sie haben nicht zu meinen Gunsten über hunderttausend Franken verfügt, die ich in vier bis fünf Monaten verzehrte; Sie haben mir nicht einen italienischen Vater und Edelmann geschmiedet; Sie haben mich nicht in die Welt eingeführt und zu einem gewissen Mittagsmahle, das ich noch zu genießen glaube, nach Auteuil mit der besten Gesellschaft von Paris eingeladen, namentlich mit einem gewissen Staatsanwalt, dessen Bekanntschaft nicht zu pflegen ich Unrecht hatte, denn sie könnte mir in diesem Augenblick nützlich sein; Sie waren es endlich nicht, der mich für ein paar Millionen versicherte, als mir die unselige Geschichte mit der Entdeckung eines gewissen Geheimnisses begegnete . . . Vorwärts, sprechen Sie, ehrenwerther Corse . . ."

„Was soll ich Dir sagen?"

„Sie erwähnten so eben der Champs=Elysées, mein würdiger Pflegevater."

„Nun?"

„Auf den Champs=Elysées wohnt ein sehr reicher, sehr reicher Herr."

„Bei dem Du gestohlen und gemordet hast, nicht wahr?"

„Ich glaube, ja."

„Der Herr Graf von Monte Christo?"

„Sie haben ihn genannt, wie Racine sagt. Soll ich mich in seine Arme werfen, ihn an mein Herz

drücken und ausrufen: „„Mein Vater! mein Vater!““ wie Pixérécourt sagt?“

„Scherzen wir nicht,“ erwiederte Bertuccio mit ernstem Tone, „ein solcher Name soll nicht ausgesprochen werden, wie Du ihn auszusprechen wagst.“

„Bah!“ rief Andrea, etwas verblüfft durch die feierliche Haltung von Bertuccio, „warum nicht?“

„Weil derjenige, welcher diesen Namen führt, zu sehr vom Himmel begünstigt ist, um der Vater eines Elenden Deiner Art zu sein.“

„Oh! große Worte . . .“

„Und große Wirkungen, wenn Du Dich nicht in Acht nimmst!“

„Drohungen! . . . ich fürchte sie nicht . . . ich werde sagen . . .“

„Glaubst Du es mit Pygmäen, wie Du bist, zu thun zu haben?“ sagte Bertuccio mit so ruhigem Tone und mit so sicherem Blicke, daß Andrea im Innersten erschüttert wurde, „glaubst Du es mit geübten Missethätern des Bagno oder mit den Thoren, wie man sie gewöhnlich in der Welt trifft, zu thun zu haben? .. Benedetto, Du bist in einer furchtbaren Hand, diese Hand will sich Dir öffnen: benütze es. Spiele nicht mit dem Blitze, den sie einen Augenblick niederlegt, aber wieder aufnehmen kann, sobald Du sie in ihrer freien Bewegung zu stören suchst.“

„Mein Vater . . . ich will wissen, wer mein Vater ist,“ sprach der Eigensinnige; „ich will darüber sterben, wenn es sein muß, aber ich werde es erfahren. Was kümmere ich mich um den Scandal? Für mich ist er wohlthätig, er macht mir Ruf, er verleiht mir Ansehen, er empfiehlt mich. Doch Ihr Leute von der großen Welt habt trotz Euerer Millionen und Euerer Wappen beim Scandal immer etwas zu verlieren . . . Nun, wer ist mein Vater?“

„Ich bin gekommen, um es Dir zu sagen . . .“

„Ah!“ rief Benedetto mit Freude funkelnden Augen.

In dieser Secunde öffnete sich die Thüre und der Gefangenwärter sprach, sich an Bertuccio wendend:

„Verzeihen Sie, der Untersuchungsrichter erwartet den Gefangenen.“

„Das ist der Schluß meines Verhörs,“ sagte Andrea zu dem würdigen Intendanten . . . „zum Teufel mit dem Ueberlästigen!“

„Ich werde morgen wiederkommen,“ versetzte Bertuccio.

„Gut!“ sagte Andrea. „Meine Herren Gendarmen, ich bin ganz zu Ihren Diensten . . . Ah! lieber Herr, lassen Sie doch ein Dutzend Thaler in der Kanzlei zurück, daß man mir hier gibt, was ich brauche.“

„Es soll geschehen,“ erwiederte Bertuccio.

Andrea reichte ihm die Hand; Bertuccio behielt die seinige in der Tasche und ließ nur ein paar Goldstücke darin klingen.

„Das wollte ich sagen,“ sprach Andrea mit einer lächelnden Grimasse, jedoch ganz bewältigt durch die seltsame Ruhe von Bertuccio.

„Sollte ich mich getäuscht haben?“ sagte er zu sich selbst, in den länglichen und vergitterten Wagen steigend, den man den Salatkorb nennt. „Wir werden sehen! Morgen also!“ fügte er, sich gegen Bertuccio umwendend, bei.

„Morgen!“ antwortete der Intendant.

Zwölftes Kapitel.

Der Richter.

Man erinnert sich, daß der Abbé Busoni allein bei Noirtier in dem Sterbezimmer geblieben war, und daß

sich der Greis und der Priester zu Wächtern der Leiche des Mädchens gemacht hatten.

Vielleicht waren es die christlichen Ermahnungen des Abbé, vielleicht war es das überzeugende Wort, was dem Greise den Muth zurückgab; denn seit dem Augenblick der Besprechung, die er mit dem Priester gehabt, kündigte bei Noirtier, statt der Verzweiflung, die sich Anfangs seiner bemächtigt, Alles eine große Resignation, eine Ruhe an, die besonders für diejenigen überraschend war, welche sich seiner tiefen Liebe und Zuneigung für Valentine erinnerten.

Herr von Villefort hatte den Greis seit dem Morgen des Todes nicht wiedergesehen. Das ganze Haus war erneuert worden; man hatte einen anderen Kammerdiener für ihn, einen anderen Bedienten für Noirtier angeworben; zwei Kammerfrauen waren in den Dienst von Frau von Villefort eingetreten: Alle, bis auf den Portier und den Kutscher, boten neue Gesichter, welche sich gleichsam zwischen den verschiedenen Gebietern dieses verfluchten Hauses erhoben und die unter denselben bereits bestehende Kälte als noch mehr durchherrschend erscheinen ließen. Ueberdies eröffneten sich die Assisen in ein paar Tagen, und in sein Cabinet eingeschlossen, verfolgte Villefort mit fieberhafter Thätigkeit den gegen den Mörder von Caderousse eingeleiteten Prozeß. Diese Angelegenheit machte, wie alle diejenigen, mit welchen der Graf von Monte Christo vermengt war, großes Aufsehen in der Pariser Welt. Die Beweise waren nicht überzeugend, weil sie auf einigen Worten, geschrieben von einem sterbenden Galeerensklaven, einem ehemaligen Bagnogenossen des Angeklagten, beruhten, der seinen Gefährten aus Haß oder aus Rache anschuldigen konnte; nur das Bewußtsein des Beamten hatte sich festgestellt; der Staatsanwalt hatte die furchtbare Ueberzeugung gewonnen, Benedetto wäre schuldig, und es sollte ihm aus diesem schwierigen Siege einer von jenen Genüssen der Eitelkeit erwachsen,

welche allein einiger Maßen die Fibern seines vereisten Herzens erweckten.

Der Prozeß nahm also seinen Gang, in Folge der rastlosen Arbeit von Villefort, welcher die Eröffnung seiner nächsten Assisen daraus machen wollte. Mehr als je war er genöthigt, sich zu verbergen, um eine Erwiederung auf die ungeheure Menge von Bitten zu vermeiden, die man an ihn richtete, um Audienzkarten zu erhalten.

Und dann war nur so kurze Zeit vorüber, seitdem man die arme Valentine zu Grabe getragen, der Schmerz des Hauses war noch so neu, daß Niemand darüber staunte, wenn man den Vater so ganz in seine Pflichterfüllung als in die einzige Zerstreuung, die er für seinen Kummer finden konnte, versunken sah.

Ein einziges Mal, und zwar an dem Tage, nach dem Benedetto den zweiten Besuch von Bertuccio empfangen, bei welchem dieser ihm den Namen seines Vaters hatte nennen sollen, war Villefort Herrn Noirtier zu Gesichte gekommen: es geschah dies in dem Augenblick, wo der Beamte, durch die Anstrengung entkräftet, in den Garten seines Hauses hinabging, und Tarquinius ähnlich, wie er mit seinem Stabe die höchsten Mohnköpfe abschlug, die langen, sterbenden Stängel von Herbstrosen, welche sich wie Gespenster am Wege erhoben, mit einem Stocke abmähte.

Wiederholt war er bis an den Hintergrund des Gartens, bis an das bekannte, nach dem verlassenen Gehege führende Gitter gegangen, als er durch dieselbe Allee, in der er mit der gleichen Geberde hin und her wanderte, zurückkehrend, zufällig nach dem Hause schaute, in welchem er mit großem Geräusch seinen Sohn spielen hörte, der aus seiner Pension zurückgekommen war, um den Sonntag und den Montag bei seiner Mutter zuzubringen.

Bei dieser Bewegung sah er an einem von den offenen Fenstern Herr Noirtier, der sich bis an den Kreuz-

stock hatte rollen lassen, um sich der letzten Strahlen einer noch warmen Sonne zu erfreuen, die gerade die verwelkenden Blüthen der Winden und die gerötheten Blätter der Jungfernreben begrüßte.

Das Auge des Greises war gleichsam auf einen Punkt genietet, den Villefort nur unvollkommen gewahrte. Dieser Blick von Noirtier war so haßerfüllt, so wild, zeugte so sehr von heftiger Ungeduld, daß der Staatsanwalt, der alle Eindrücke dieses ihm so genau bekannten Gesichtes mit voller Gewandtheit auffaßte, von der Linie, die er durchlief, abging, um zu sehen, auf was oder auf wen der gewichtige Blick fiel.

Da bemerkte er unter einer Gruppe von Linden mit beinahe entblätterten Aesten Frau von Villefort, welche, ein Buch in der Hand, auf einer Bank saß und sich von Zeit zu Zeit im Lesen unterbrach, um ihrem Sohne zuzulächeln oder ihm seinen elastischen Ball zuzuwerfen, den er hartnäckig vom Salon in den Garten schleuderte.

Villefort erbleichte, denn er verstand, was der Greis sagen wollte.

Noirtier schaute stets denselben Gegenstand an; doch plötzlich ging sein Blick von der Frau auf den Mann über, und Villefort hatte selbst den Angriff dieser blitzenden Augen auszuhalten, die, den Gegenstand verändernd, auch die Sprache veränderten, ohne etwas von ihrem drohenden Ausdruck zu verlieren.

Allen diesen Leidenschaften fremd, deren Kreuzfeuer über ihrem Haupte hinging, hielt Frau von Villefort in diesem Augenblicke den Ball ihres Sohnes in der Hand und machte ihm ein Zeichen, er möge denselben mit einem Kusse holen; doch Eduard ließ sich lange bitten, die mütterliche Liebkosung kam ihm wahrscheinlich nicht als eine hinreichende Entschädigung für die Mühe vor, die er sich nehmen sollte: endlich entschloß er sich, sprang aus dem Fenster mitten in ein Beet von Heliotropen und Margarethenblumen, und lief, die Stirne

mit Schweiß bedeckt, auf Frau von Villefort zu. Seine Mutter wischte ihm den Schweiß ab, drückte ihre Lippen auf die feuchte, elfenbeinweiße Stirne, und ließ das Kind mit dem Ball in der einen Hand und mit einem Haufen Bonbons in der andern zurückgehen.

Durch eine unwiderstehliche Anziehungskraft fortgetrieben, wie der Vogel durch die Schlange beherrscht wird, näherte sich Villefort dem Hause; je näher er zu demselben kam, desto mehr senkte sich, ihm folgend, der Blick von Noirtier, und das Feuer seiner Augensterne schien einen solchen Grad von Brennkraft anzunehmen, daß sich Villefort bis in das Innerste seines Herzens davon verzehrt fühlte. Man las in der That in diesem Blicke zugleich einen blutigen Vorwurf und eine furchtbare Drohung. Dann schlug Noirtier die Augen zum Himmel auf, als ob er seinen Sohn an einen vergessenen Schwur erinnern wollte.

„Es ist gut," sprach Villefort unten vom Hofe herauf, „es ist gut, fassen Sie noch einen Tag Geduld; was ich gesagt habe, ist gesagt."

Noirtier schien durch diese Worte beruhigt, und seine Augen wandten sich gleichgültig einer andern Seite zu.

Villefort knöpfte heftig seinen Rock auf, der ihn beinahe erstickte, fuhr mit der bleichen Hand über seine Stirne und kehrte in sein Cabinet zurück.

Die Nacht ging kalt und ruhig vorüber; Jedermann begab sich zu Bette und schlief wie gewöhnlich in diesem Hause. Nur Villefort legte sich, ebenfalls wie gewöhnlich, nicht zugleich mit den Andern nieder; er arbeitete bis früh Morgens, durchlas die am Abend vorher von dem Untersuchungsbeamten vorgenommenen Verhöre, verglich die Aussagen der Zeugen und brachte seine Anklageakte, eine der schärfsten und kräftigsten, die er je abgefaßt, vollends ins Reine.

Am folgenden Tage sollte die erste Sitzung der Assisen stattfinden. Villefort sah diesen Tag, einen Montag, blaß und düster anbrechen, und sein bläulicher Schim-

mer ließ die auf dem Papiere mit rother Tinte geschriebenen Zeilen erglänzen. Der Beamte war einen Augenblick entschlummert, während seine Lampe ihre letzten Seufzer von sich gab: er erwachte an ihrem Geknister, die Finger feucht und purpurroth, als hätte er sie in Blut getaucht.

Der Staatsanwalt öffnete sein Fenster: ein großer orangefarbiger Streifen durchzog in der Ferne den Himmel und schnitt die schlanken Pappelbäume entzwei, welche sich am Horizont schwarz abzeichneten. Auf dem Luzernenacker, jenseits der Kastanienbäume, ließ eine Lerche, in die Lüfte emporsteigend, ihren klaren Morgengesang ertönen.

Die feuchte Luft der Dämmerung übergoß das Haupt von Villefort und erfrischte sein Gedächtniß.

„Heute wird es geschehen," sagte er mit einer gewissen Anstrengung; „heute muß der Mann, der das Schwert der Gerechtigkeit in der Hand hält, überallhin schlagen, wo sich die Schuldigen finden."

Seine Blicke suchten nun unwillkührlich das Fenster von Noirtier, das Fenster, an welchem er am vorhergehenden Abend den Greis gesehen hatte.

Der Vorhang war zugezogen.

Und dennoch war ihm das Bild seines Vaters so gegenwärtig, daß er sich an dieses verschlossene Fenster wandte, als ob es offen wäre, und daß er noch daran den drohenden Greis erblickte.

„Ja, ja, sei unbesorgt!" murmelte er.

Sein Kopf sank wieder auf seine Brust herab, und so mit gebeugtem Haupte ging er einige Male im Zimmer auf und ab; dann warf er sich endlich ganz angekleidet auf ein Canapé, weniger um zu schlafen, als um seine durch Müdigkeit und durch die bis in das Mark der Beine dringende Kälte der Arbeit steif gewordenen Glieder wieder geschmeidig zu machen.

Allmählig erwachte Jedermann: Villefort hörte von seinem Cabinet aus die auf einander folgenden Geräusche, welche das Leben des Hauses bilden: die in Be-

wegung gesetzten Thüren, das Klingeln der Glocke von Frau von Villefort, welche ihre Kammerjungfer rief, das erste Geschrei des Kindes, das freudig aufstand, wie man gewöhnlich in seinem Alter aufsteht.

Villefort läutete ebenfalls. Sein neuer Kammerdiener trat ein und brachte ihm die Zeitungen.

Zugleich mit den Zeitungen brachte er eine Tasse Chocolade.

„Ich habe das nicht verlangt. Wer gibt sich diese Mühe mit mir?"

„Madame; sie sagt, der Herr Staatsanwalt würde ohne Zweifel bei dem Ermordungsprozesse viel sprechen und müßte Kräfte sammeln."

Und der Diener stellte auf den Tisch, der vor dem Canapé stand nnd wie die andern mit Papieren überladen war, die Vermeiltasse.

Villefort schaute die Tasse einen Augenblick mit einer düstern Miene an, dann ergriff er sie plötzlich mit einer nervigen Bewegung und leerte den Trank, den sie enthielt, mit einem Zuge. Man hätte glauben sollen, er hoffte, dieser Trank wäre tödtlich, und er riefe den Tod herbei, der ihn von einer Pflicht befreien sollte, welche ihm etwas Schwierigeres, als das Sterben befahl. Hiernach stand er auf und ging in seinem Cabinet mit einem gewissen Lächeln umher, welches furchtbar anzuschauen gewesen wäre, wenn es Jemand beobachtet hätte.

Die Chocolade war harmlos, und Herr von Villefort empfand nichts.

Als die Frühstücksstunde gekommen war, erschien Herr von Villefort nicht bei Tische.

Der Kammerdiener kehrte in sein Cabinet zurück und meldete:

„Madame läßt dem Herrn Staatsanwalt sagen, es habe eilf Uhr geschlagen, und die Sitzung sei auf zwölf Uhr bestimmt."

„Nun! und dann?" rief Villefort.

„Madame hat ihre Toilette gemacht; sie ist bereit, und läßt fragen, ob sie den Herr Staatsanwalt begleiten werde?"

„Wohin?"

„In den Justizpallast."

„Warum dies?"

„Madame sagt, sie wünsche sehr, dieser Sitzung beizuwohnen."

„Ah! sie wünscht das!" versetzte Villefort mit einem beinahe schrecklichen Tone.

Der Kammerdiener wich einen Schritt zurück und erwiederte:

„Will der Herr Staatsanwalt allein dahin fahren, so werd ich es Madame sagen."

Villefort blieb einen Augenblick stumm, er grub mit sein Nägeln in seiner bleichen Wange, von der sein ebenholzschwarzer Bart stark abstach.

„Sagen Sie Madame," erwiederte er endlich, „ich wünsche sie zu sprechen, und bitte sie, mich in ihrem Zimmer zu erwarten."

„Gut, mein Herr."

„Dann kommen Sie zurück, um mich zu rasiren und anzukleiden."

„Auf der Stelle."

Der Kammerdiener verschwand in der That nur, um wiederzuerscheinen, rasirte Villefort und kleidete ihn feierlich schwarz an.

Als er dieses Geschäft beendigt hatte, sprach er:

„Madame hat gesagt, sie erwarte den Herrn Staatsanwalt, sobald er angekleidet wäre."

„Ich komme," versetzte Villefort und wandte sich, die Akten unter dem Arme, den Hut in der Hand, nach der Wohnung seiner Frau.

An der Thüre ihres Zimmers blieb er einen Augenblick stehen und trocknete mit dem Sacktuch den Schweiß ab, der von seiner bleichen Stirne floß.

Dann öffnete er.

Frau von Villefort saß auf einer Ottomane und blätterte mit Ungeduld in den Zeitungen und Brochuren, welche der junge Eduard zu seiner Belustigung in Stücke zerriß, ehe seine Mutter Zeit gehabt hatte, ihre Lecture zu vollenden.

Sie war völlig zum Ausgehen gekleidet; ihr Hut erwartete sie auf einem Fauteuil liegend, und sie hatte bereits die Handschuhe angezogen.

„Ah! hier sind Sie, mein Herr," sagte sie mit ihrer natürlichen, ruhigen Stimme: „mein Gott! wie bleich sehen Sie aus! Sie haben also abermals die ganze Nacht hindurch gearbeitet? Warum sind Sie nicht zum Frühstück zu uns gekommen? Nun! nehmen Sie mich mit, oder werde ich allein mit Eduard gehen?"

Frau von Villefort hatte, wie man sieht, die Fragen vervielfacht, um eine Antwort zu erhalten; aber bei allen diesen Fragen blieb Herr von Villefort kalt und stumm, wie eine Bildsäule.

„Eduard," sagte Villefort, einen gebieterischen Blick auf das Kind heftend, „spiele im Garten, mein Freund, ich muß mit Deiner Mutter sprechen."

Frau von Villefort bebte, als sie dieses kalte Wesen, diesen entschiedenen Ton, diese seltsamen Präliminarien wahrnahm. Eduard schaute seine Mutter an; als er sah, daß sie den Befehl von Herrn von Villefort nicht bestätigte, fing er an, seinen bleiernen Soldaten die Köpfe abzuschneiden.

„Eduard," rief Herr von Villefort mit so hartem Ausdruck, daß das Kind auf den Boden sprang, „verstehst Du mich? vorwärts!"

An eine solche Behandlung nicht gewöhnt, richtete sich das Kind auf und erbleichte, . . ob aus Zorn oder aus Furcht, wäre schwer zu behaupten gewesen.

Der Vater ging auf den Knaben zu, nahm ihn beim Arm, küßte ihn auf die Stirne und sprach:

„Gehe, mein Kind, gehe!"

Eduard entferte sich.

Herr von Villefort folgte ihm bis zur Thüre und schloß diese, als er hinausgegangen war, mit dem Riegel.

„Oh! mein Gott!“ rief die junge Frau, ihrem Gatten bis in die Tiefe der Seele schauend und ein Lächeln versuchend, das die Unempfindlichkeit von Villefort vereiste, „was wollen Sie denn?“

„Madame, wo verwahren Sie das Gift, dessen Sie sich gewöhnlich bedienen?“ sprach scharf und ohne Eingang der zwischen seiner Frau und der Thüre stehende Beamte.

Frau von Villefort empfand, was die Lerche empfinden muß, wenn sie den Hühnergeier seine mörderischen Kreise über ihrem Kopfe immer enger ziehen sieht.

Ein heiserer, gebrochener Ton, der weder ein Schrei, noch ein Seufzer war, kam aus der Brust von Frau von Villefort hervor, und leichenblaß erwiederte sie:

„Mein Herr ... ich verstehe Sie nicht.“

Dann erhob sie sich in einem Paroxysmus des Schreckens, ... doch in einem zweiten Paroxysmus, der ohne Zweifel noch heftiger war, als der erste, fiel sie alsbald wieder auf die Kissen ihrer Ottomane zurück.

„Ich fragte Sie,“ fuhr Herr von Villefort mit vollkommen ruhigem Tone fort, „ich fragte Sie, wo Sie das Gift verbärgen, mit dessen Hülfe Sie meinen Schwiegervater, Herrn von Saint-Meran, meine Schwiegermutter, Barrois und meine Tochter Valentine umgebracht haben?“

„Oh! mein Herr,“ rief Frau von Villefort die Hände faltend, „was sagen Sie da?“

„Sie haben mich nicht zu fragen, sondern nur zu antworten.“

„Habe ich dem Richter oder dem Gatten zu antworten?“ stammelte Frau von Villefort.

„Dem Richter, Madame, dem Richter.“

Es war ein furchtbares Schauspiel, die Blässe dieser Frau, die Angst in ihren Blicken, das Zittern ihres ganzen Körpers.

„Ah! mein Herr!“ murmelte sie, „ah! mein Herr!“ und das war Alles.

„Sie antworten nicht, Madame!“ rief der furchtbare Frager. Dann fügte er mit einem Lächeln bei, das noch schrecklicher war, als sein Zorn: „Sie leugnen also nicht!“

Frau von Villefort machte eine Bewegung.

„Und Sie könnten auch nicht leugnen,“ fügte Herr von Villefort bei, indem er die Hand ausstreckte, als wollte er sie im Namen der Gerechtigkeit festnehmen; „Sie haben diese verschiedenen Verbrechen mit einer unverschämten Geschicklichkeit verübt, die jedoch nur Leute täuschen konnte, welche durch Liebe geneigt waren, Ihnen gegenüber blind zu sein. Seit dem Tode von Frau von Saint-Meran wußte ich, daß ein Giftmischer in meinem Hause war, Herr d'Avrigny hatte mich davon in Kenntniß gesetzt; nach dem Tode von Barrois fiel mein Verdacht, Gott verzeihe es mir, auf Jemand, auf einen Engel, mein Verdacht, der selbst da, wo kein Verbrechen obwaltet, im Grunde meines Herzens unabläßig angezündet Wache hält; doch nach dem Tode von Valentine gab es keinen Zweifel mehr für mich, Madame, und nicht allein für mich, sondern auch für Andere; so wird Ihr Verbrechen, nunmehr zwei Personen bekannt, von Mehren geargwohnt, öffentlich werden; und es ist, wie ich Ihnen so eben sagte, Madame, nicht mehr der Gatte, der zu Ihnen spricht, sondern ein Richter!“

Ihr Gesicht in ihren Händen verbergend, stammelte die junge Frau:

„Oh! Herr, ich flehe Sie an, glauben Sie nicht dem Scheine!“

„Sollten Sie feig sein?“ rief Villefort mit verächtlichem Tone. „In der That, ich habe stets wahrgenommen, daß die Giftmischer feig sind. Sollten Sie feig sein, Sie, die Sie den gräßlichen Muth gehabt

haben, zwei Greise und ein junges Mädchen von Ihnen ermordet vor Ihren Augen verscheiden zu sehen?"

„Herr! Herr!"

„Sollten Sie feig sein," fuhr Villefort mit wachsender Heftigkeit fort, „Sie, die Sie die Minuten von vier Todeskämpfen eine um die andere gezählt Sie, die Sie mit einer so wunderbaren Geschicklichkeit und Genauigkeit Ihre höllischen Pläne entworfen und Ihre schändlichen Getränke eingerührt haben? Sie, die Sie Alles so gut berechnet, sollten Eines nicht berechnet haben, nämlich, wohin Sie die Enthüllung Ihrer Verbrechen führen konnte? Oh! das ist unmöglich, und Sie haben ein Gift, süßer, feiner, tödtlicher als die anderen, aufbewahrt, um der Ihnen gebührenden Bestrafung zu entgehen. . . . Sie haben dies gethan, wenigstens hoffe ich es."

Frau von Villefort rang ihre Hände und fiel auf die Kniee.

„Ich weiß es wohl . . . ich weiß es wohl," sprach Herr von Villefort, „Sie gestehen, doch ein Geständniß den Richtern abgelegt, ein Geständniß im letzten Augenblick, ein Geständniß, wenn man nicht mehr leugnen kann, ein solches Geständniß mildert in keiner Beziehung die Strafe, die sie über den Schuldigen verhängen!"

„Die Strafe!" rief Frau von Villefort, „die Strafe, mein Herr! Es ist schon das zweite Mal, daß Sie dieses Wort aussprechen!"

„Allerdings. Glaubten Sie zu entkommen, weil Sie viermal schuldig waren? Glaubten Sie, weil Sie die Frau desjenigen sind, welcher die Strafe fordert, würde diese Strafe ausbleiben? Nein, Madame, nein! Die Giftmischerin, wer sie auch sein mag, erwartet das Schaffot, besonders sie, wie ich Ihnen so eben sagte, nicht dafür besorgt gewesen ist, einige Tropfen von ihrem sichersten Gifte aufzubewahren!"

Frau von Villefort stieß einen wilden Schrei aus, und der häßliche, unbezähmbare Schrecken bemächtigte sich ihrer verstörten Gesichtszüge.

„Oh! fürchten Sie das Schaffot nicht, Madame,“ sagte der Staatsanwalt, „ich will Sie nicht entehren, denn das hieße mich selbst entehren; nein, im Gegentheil, wenn Sie mich gut gehört haben, müssen Sie begreifen, daß Sie nicht auf einem Schaffot sterben können.“

„Nein, ich habe nicht begriffen, was wollen Sie sagen?“ stammelte völlig niedergeschmettert die unglückliche Frau.

„Ich will sagen, daß die Frau des ersten Beamten der Hauptstadt einen fleckenlos gebliebenen Namen nicht mit ihrer Schande belasten, und nicht mit demselben Schlage ihren Gatten und ihr Kind entehren wird.“

„Nein! oh, nein!“

„Wohl, Madame, das wird eine gute Handlung von Ihnen sein, und für diese gute Handlung danke ich Ihnen.“

„Sie danken mir, und wofür?“

„Für das, was Sie gesagt haben.“

„Was habe ich gesagt? mein Kopf ist verwirrt; mein Gott! mein Gott! ich begreife nichts mehr.“

Und sie erhob sich mit aufgelösten Haaren und schäumenden Lippen.

„Sie beantworteten die Frage, welche ich bei meinem Eintritt machte: „„Wo ist das Gift, dessen Sie sich gewöhnlich bedienen, Madame?““

Frau von Villefort streckte die Arme zum Himmel empor und schlug krampfhaft die Hände an einander.

„Nein, nein,“ schrie sie, „Sie wollen das nicht!“

„Ich will nicht, daß Sie auf dem Schaffot sterben, Madame, hören Sie?“ antwortete Villefort.

„Oh! Gnade, Herr!“

„Es ist mein Wille, daß Gerechtigkeit geschehe.

Ich bin auf der Erde, um zu strafen, Madame," fügte er mit einem flammenden Blicke bei; „jeder andern Frau, und wäre es einer Königin, würde ich den Henker schicken, gegen Sie werde ich barmherzig sein. Ihnen sage ich: Nicht wahr, Madame, Sie haben einige Tropfen von Ihrem süßesten, schnellsten und sichersten Gift aufbewahrt?"

„Oh! verzeihen Sie mir, lassen Sie mich leben!"

„Sie ist feig," sprach Villefort.

„Bedenken Sie, daß ich Ihre Frau bin!"

„Sie sind eine Giftmischerin!"

„Im Namen des Himmels!"

„Nein!"

„Im Namen der Liebe, die Sie für mich gehabt haben! . ."

„Nein! nein!"

„Im Namen unseres Kindes! Oh! unserem Kinde zu Liebe lassen Sie mich leben."

„Nein! nein! nein! sage ich Ihnen; ließe ich Sie leben, so würden Sie eines Tages das Kind so gut tödten, als die Andern."

„Ich! mein Kind tödten!" rief in höchster Leidenschaft diese Mutter, auf Villefort zustürzend; „ich meinen Eduard tödten! . . . Ah! ah! ah!"

Und ein gräßliches Gelächter, das Lachen eines Dämons, das Lachen eines Wahnsinnigen vollendete den Satz und verlor sich in einem blutigen Geröchel.

Frau von Villefort stürzte zu den Füßen ihres Gatten nieder.

Villefort näherte sich ihr und sprach:

„Bedenken Sie wohl, Madame, ist bei meiner Rückkehr nicht Gerechtigkeit geschehen, so zeige ich Sie mit meinem eigenen Munde an, verhafte ich Sie mit meinen eigenen Händen."

Sie hörte keuchend, vernichtet; nur ihr Auge lebte in ihr und brannte in einem düsteren, furchtbaren Feuer.

„Sie verstehen mich," sagte Villefort, „ich gehe,

um die Todesstrafe gegen einen Mörder zu fordern. Finde ich Sie noch lebend, so ist heute Nacht die Conciergerie Ihre Wohnstätte."

Frau von Villefort stieß einen Seufzer aus, ihre Nerven wurden schlaff, sie wälzte sich gebrochen auf dem Boden.

Der Staatsanwalt schien eine Regung des Mitleids zu fühlen, er schaute sie minder streng an, verbeugte sich leicht vor ihr und sprach langsam:

„Gott befohlen, Madame, Gott befohlen!"

Dieser Abschied fiel wie das Messer des Todes auf Frau von Villefort.

Sie wurde ohnmächtig.

Der Staatsanwalt entfernte sich und schloß hinausgehend die Thüre doppelt.

Dreizehntes Kapitel.

Die Assisen.

Die Affaire Benedetto, wie man damals in Paris und in der Gesellschaft sagte, machte ein ungeheures Aufsehen. Ein täglicher Gast des Café de Paris, des Boulevard de Gand und des Bois de Boulogne, hatte der falsche Cavalcanti während seines Aufenthalts in Paris und während der paar Monate, die sein Glanz gedauert, eine Menge von Bekanntschaften gemacht. Die Zeitungen erzählten von den verschiedenen Stellungen des Angeklagten in seinem eleganten Leben und in seinem Leben im Bagno; hieraus erfolgte die größte

Neugierde besonders bei denjenigen, welche den Prinzen Calvalcanti persönlich gekannt hatten; diese beschloßen auch, Alles daran zu setzen, um auf der Bank der Angeklagten Herrn Benedetto, den Mörder seines Kettenkameraden, zu sehen.

Für Viele war Benedetto, wenn nicht ein Opfer, doch wenigstens ein Irrthum der Justiz: man hatte Herrn Calvacanti Vater in Paris gesehen, und man erwartete, er würde abermals erscheinen, um seinen erhabenen Sprößling zu reclamiren. Manche Personen, welche nie etwas von der berühmten Polonaise gehört, mit der er bei dem Grafen von Monte Christo angekommen war, hatten sich betroffen gefühlt von der würdigen Miene, von dem edelmännischen Wesen und der Weltkenntniß des alten Patriciers, welcher allerdings als ein vollkommener vornehmer Herr erschien, so oft er nichts sprach und nicht Arithmetik trieb.

Was den Angeklagten selbst betrifft, so erinnerten sich viele Leute, ihn so liebenswürdig, so schön, so verschwenderisch gesehen zu haben, daß sie eher an eine Machination von Seiten irgend eines Feindes glauben wollten, wie man solche in dieser Welt trifft, wo die großen Vermögen die Mittel, das Gute oder das Böse zu thun, zu der Höhe des Wunderbaren und zu der Macht des Unerhörten erheben.

Alle Welt lief also zu der Sitzung des Assisenhofes, die Einen, um das Schauspiel zu genießen, die Andern, um es mit ihren Erläuterungen und Bemerkungen zu begleiten. Von Morgens um sieben Uhr machte man Queue am Gitter, und eine Stunde vor Eröffnung der Sitzung war der Saal bereits voll von Bevorzugten.

Vor dem Eintritt des Gerichtshofes und häufig noch nach demselben gleicht der Audienzsaal, an Tagen von großen Prozessen, ungemein einem Salon, wo sich viele Leute erkennen, anreden, besuchen, wenn sie einander nahe genug sind, um ihre Plätze nicht zu verlieren, sich Zeichen machen, wenn sie durch eine zu

große Menge von Volk, Advokaten und Gendarmen getrennt sind.

Es war einer von den herrlichen Herbsttagen, die uns zuweilen für einen fehlenden oder für einen verkürzten Sommer entschädigen; die Wolken, welche Herr von Villefort am Morgen die aufgehende Sonne hatte mit Streifen überziehen sehen, waren wie durch einen Zauber verschwunden und ließen in seiner ganzen Reinheit einen von den letzten, von den schönsten Septembertagen erglänzen.

Beauchamp, der zu den Königen der Presse gehörte und folglich seinen Thron überall hatte, lorgnirte rechts und links. Er erblickte Chateau-Renaud und Debray, welche sich die Gunst eines Stadtsergenten erworben und diesen bestimmt hatten, sich hinter sie zu stellen, statt sie zu maskiren, wie es sein Recht war. Der würdige Agent hatte den Secretär des Ministers und den Millionär gerochen; er benahm sich voll Rücksicht gegen seine edlen Nachbarn und erlaubte ihnen, mit dem Versprechen, ihre Plätze aufzubewahren, Beauchamp einen Besuch zu machen.

„Nun! wir werden also unsern Freund sehen!“ sagte Beauchamp.

„Ei! mein Gott, ja!“ erwiederte Debray, „dieser würdige Prinz! Der Teufel sei mit den italienischen Prinzen!“

„Ein Mensch, der Dante zum Genealogen hatte und zu der Divina Comedia hinaufstieg!“

„Adel des Strickes,“ bemerkte phlegmatisch Chateau-Renaud.

„Nicht wahr, er wird verurtheilt werden?“ fragte Debray Beauchamp.

„Ei! mein Lieber,“ erwiederte der Journalist, „mir scheint, das muß man Sie fragen: Sie wissen besser, als wir, wie es im Bureau aussieht; haben Sie den Präsidenten bei der letzten Soirée Ihres Ministers gesprochen?“

„Ja."

„Was hat er Ihnen gesagt?"

„Etwas, was Sie in Erstaunen setzen wird."

„Ah! sprechen Sie geschwinde, ich habe schon lange nichts dergleichen mehr gehört."

„Wohl! er hat gesagt, Benedetto, den man für einen Phönix der Feinheit, für einen Riesen an Schlauheit halte, sei nur ein ungeordneter, einfältiger Schuft, und ganz unwürdig der Versuche, die man nach seinem Tode an seinen phrenologischen Organen machen werde."

„Bah!" rief Beauchamp, „er spielte den Prinzen gar nicht übel."

„Für Sie, Beauchamp, der Sie diese unglücklichen Prinzen hassen und entzückt sind, wenn Sie schlechte Manieren bei Ihnen finden, aber nicht für mich, der ich aus Instinkt den Edelmann rieche und einer aristokratischen Familie als wahrer Wappenspürhund ihren Standpunkt anweise."

„Sie haben also nie an seinen Fürstenstand geglaubt?"

„Nie."

„Ich versichere Sie jedoch, daß er für jeden Andern, als für Sie, seine Geltung haben konnte," bemerkte Debray. „Ich habe ihn bei den Ministern getroffen."

„Ah! ja," erwiederte Chateau-Renaud, „Ihre Minister verstehen sich auf die Prinzen."

„Es liegt etwas Gutes in dem, was Sie so eben gesagt haben, Chateau-Renaud," versetzte Beauchamp, in ein Gelächter ausbrechend; „die Phrase ist kurz, aber angenehm. Ich bitte Sie um Erlaubniß, in meinem Berichte davon Gebrauch machen zu dürfen."

„Immerhin, mein lieber Beauchamp, immerhin; ich gebe Ihnen meine Phrase für das, was sie werth ist."

„Doch wenn ich mit dem Präsidenten gesprochen," sagte Debray zu Beauchamp, „so müssen Sie mit dem Staatsanwalt gesprochen haben?"

„Unmöglich; seit acht Tagen verbirgt sich Herr von Villefort, und das ist ganz natürlich: diese Reihenfolge von häuslichen Unglücksfällen, denen der nicht minder seltsame Tod seiner Tochter die Krone aufsetzte . . .“

„Der seltsame Tod! was sagen Sie da, Beauchamp?“

„Ah! ja, spielen Sie den Unwissenden, unter dem Vorwande, dies Alles ereigne sich bei dem Adel der Robe,“ sagte Beauchamp, indem er sein Glas an sein Auge drückte und allein zu halten nöthigte.

„Mein lieber Herr,“ rief Chateau-Renaud, „erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie in Beziehung auf den Lorgnon nicht die Stärke von Debray besitzen. Debray, geben Sie Herrn Beauchamp eine Lection.“

„Halt,“ sagte Beauchamp, „ich täusche mich nicht.“

„Was denn?“

„Sie ist es.“

„Wer, sie?“

„Man sagte, sie sei abgereist.“

„Fräulein Eugenie?“ fragte Chateau-Renaud, „sollte sie zurückgekommen sein?“

„Nein, ihre Mutter.“

„Madame Danglars?“

„Unmöglich,“ rief Chateau-Renaud; „zehn Tage nach der Flucht ihrer Tochter, drei Tage nach dem Bankerott ihres Mannes!“

Debray erröthete leicht und folgte der Richtung des Blickes von Beauchamp.

„Gehen Sie doch!“ sagte er, „es ist eine verschleierte Frau, eine unbekannte Dame, vielleicht die Mutter des Fürsten Cavalcanti; aber mir scheint, Sie wollten uns sehr interessante Dinge mittheilen, Beauchamp?“

„Ich?“

„Ja. Sie sprachen von dem seltsamen Tode von Valentine.“

„Ah! ja, das ist wahr; doch warum ist Frau von Villefort nicht hier?“

„Die liebe arme Frau!“ versetzte Debray; „sie ist ohne Zweifel damit beschäftigt, Melissenwasser für die Hospitäler zu destilliren und kosmetische Mittel für sich und ihre Freundinnen zu bereiten. Sie wissen, daß sie für diese Unterhaltung jährlich, wie man sagt, zwei bis dreitausend Thaler ausgibt. Sie haben in der That Recht, warum ist Frau von Villefort nicht hier? Ich hätte sie mit großem Vergnügen gesehen, denn ich liebe diese Frau ungemein.“

„Und ich,“ sprach Chateau-Renaud, „ich hasse sie.“

„Warum?“

„Ich weiß es nicht. Warum liebt man? warum haßt man? Ich hasse sie aus Antipathie.“

„Oder abermals aus Instinkt.“

„Möglich ... Doch kommen wir auf Ihre Rede zurück, Beauchamp.“

„Wohl!“ versetzte Beauchamp, „sind Sie nicht neugierig, zu erfahren, warum man so plötzlich in dem Hause von Villefort stirbt?“

„Meiner Treue!“ sagte Debray, „ich verliere dieses seit drei Monaten mit Trauer behängte Haus nicht aus dem Auge, und noch vorgestern, bei Veranlassung des Todes von Valentine, sprach Madame *** mit mir darüber.“

„Wer ist Madame ***?“ fragte Chateau-Renaud.

„Bei Gott! die Frau des Ministers.“

„Ah! verzeihen Sie, ich besuche die Minister nicht, ich überlasse dies den Prinzen.“

„Sie waren nur schön, Sie werden strahlend, Baron, haben Sie Mitleid mit uns, oder Sie werden uns, wie ein zweiter Jupiter, versengen.“

„Ich werde nichts mehr sagen,“ erwiederte Chateau-Renaud, „doch haben Sie Mitleid mit mir und verschonen Sie mich mit Gegenbemerkungen.“

„Lassen Sie uns zum Ziele unseres Gespräches kom-

men, Beauchamp; ich sagte Ihnen, Madame*** habe mich vorgestern um Auskunft über diese Sache gebeten, belehren Sie mich, und ich werde sie belehren."

„Ei! meine Herren, wenn man in dem Hause Villefort so plötzlich stirbt, so geschieht es, weil ein Mörder dort ist."

Die zwei jungen Leute bebten, denn es war ihnen mehr als einmal derselbe Gedanke gekommen.

„Und wer ist dieser Mörder?" fragten sie gleichzeitig.

„Der junge Eduard."

Ein schallendes Gelächter der zwei Zuhörer brachte den Redner durchaus nicht aus der Fassung, und er fuhr fort:

„Ja, meine Herren, der junge Eduard, ein Kind, das man als ein Phänomen zu betrachten hat, denn es bringt bereits Alles um."

„Das ist ein Scherz!"

„Keines Wegs; ich habe gestern einen Bedienten angenommen, der bei Villefort ausgetreten ist: hören Sie, was ich Ihnen sage."

„Wir hören."

„Morgen schicke ich ihn wieder fort, denn er ißt ungeheuer, um sich von dem Fasten zu erholen, das er sich dort aus Schrecken auferlegt hatte. Nun, es scheint, dieses Kind hat sich eines Fläschchens mit einer Drogue bemächtigt, und bedient sich dieser Drogue von Zeit zu Zeit gegen diejenigen, welche ihm nicht gefallen. Zuerst mißfielen ihm der gute Papa und die gute Mama Saint-Meran, und er flößte ihnen drei Tropfen von seinem Elixir ein: drei Tropfen genügen; dann war es der brave Barrois, ein alter Diener des guten Papa Noirtier, der bisweilen den liebenswürdigen Jungen hart anließ: der liebenswürdige Junge gab ihm drei Tropfen von seinem Elixir; dann kam die Reihe an Valentine, diese ließ ihn zwar nicht hart an, aber er war

eifersüchtig auf sie: er flößte ihr drei Tropfen ein, und für sie, wie für die Andern, war Alles vorbei."

„Aber was Teufels erzählen Sie uns denn da?" sagte Chateau=Renaud.

„Ja, nicht wahr, ein Mährchen aus der andern Welt?" erwiederte Beauchamp.

„Das ist abgeschmackt," sprach Debray.

„Ah! Sie suchen bereits verzögernde Mittel!" entgegnete Beauchamp. „Fragen Sie meinen Bedienten, oder vielmehr denjenigen, welcher morgen nicht mehr mein Bedienter sein wird: es herrschte dieses Gerücht im ganzen Hause."

„Doch das Elixir, wo ist es? was ist es?"

„Verdammt! das Kind verbirgt es."

„Wo hat es dasselbe genommen?"

„In dem Laboratorium seiner Frau Mutter."

„Seine Mutter hat also Gift in ihrem Laboratorium?"

„Weiß ich es? Sie stellen da Fragen an mich, wie ein Staatsanwalt. Ich wiederhole nur, was man mir gesagt hat; ich nenne Ihnen meine Quelle, mehr kann ich nicht thun. Der arme Teufel von einem Bedienten aß vor Angst nicht mehr."

„Das ist unglaublich!"

„Nein, mein Lieber, das ist durchaus nicht unglaublich: Sie haben gesehen, wie sich im vorigen Jahre jenes Kind der Rue Richelieu damit belustigte, daß es seine Brüder und Schwestern umbrachte, indem es ihnen, während sie schliefen, eine Nadel in das Ohr steckte. Die auf uns folgende Generation ist sehr frühreif, mein Lieber!"

„Mein Freund," sprach Chateau=Renaud, „ich wette, Sie glauben nicht ein Wort von dem, was Sie uns da erzählen? ... Doch ich sehe den Grafen von Monte Christo nicht; warum ist er nicht hier?"

„Er ist solcher Scenen überdrüssig," sagte Debray; „auch wird er nicht vor der Welt erscheinen wollen,

nachdem er sich von allen diesen Cavalcanti hat bethören lassen; sie kamen, wie es scheint, mit falschen Beglaubigungsschreiben zu ihm, und er hat nun für hunderttausend Franken Hypotheken auf das Fürstenthum."

„Ei! Herr von Chateau-Renaud, wie geht es Morrel?" fragte Beauchamp.

„Meiner Treue, ich bin bereits dreimal bei ihm gewesen, und es war kein Morrel zu finden. Seine Schwester kam mir indessen nicht dadurch beunruhigt vor, und sie sagte mir mit einem sehr heiteren Gesichte, sie hätte ihn seit ein paar Tagen auch nicht gesehen, doch sie wäre überzeugt, er befände sich wohl."

„Ah! es fällt mir ein, der Graf von Monte Christo kann nicht in den Saal kommen!" sprach Beauchamp.

„Warum dies?"

„Weil er bei diesem Drama handelnde Person ist."

„Hat er auch Jemand ermordet?" fragte Debray.

„Nein, man wollte im Gegentheil ihn ermorden. Sie wissen, daß der gute Herr von Caderousse, als er von dem Hause des Grafen wegging, von seinem Freunde Benedetto ermordet worden ist. Sie wissen, daß man bei Monte Christo die berüchtigte Weste gefunden hat, in der der Brief war, durch welchen die Unterzeichnung des Vertrages gestört wurde. Sehen Sie die berüchtigte Weste? sie liegt dort ganz blutig als Beweisstück auf dem Bureau."

„Ah! sehr gut!"

„Stille, meine Herren, der Gerichtshof erscheint; gehen wir an unsere Plätze."

Man vernahm in der That ein gewaltiges Geräusch im Gerichtssaale; der Stadtsergent machte seine zwei Schützlinge durch ein kräftiges He! aufmerksam, und der Huissier rief, auf der Schwelle des Berathungssaales erscheinend, mit jener quickenden Stimme, welche den Huissiers schon zur Zeit von Beaumarchais eigenthümlich war:

„Meine Herren, der Gerichtshof!"

Vierzehntes Kapitel.

Die Anklageakte.

Die Richter traten mitten unter dem tiefsten Stillschweigen ein; die Geschworenen nahmen ihre Plätze; Herr von Villefort, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, wir möchten beinahe sagen Bewunderung, setzte sich bedeckt in seinen Lehnstuhl und schaute ruhig umher.

Jeder betrachtete mit Erstaunen das ernste, strenge Antlitz, über dessen Unempfindlichkeit die persönlichen Schmerzen keine Gewalt zu haben schienen, und man sah mit einem gewissen Schrecken diesen den Regungen der Menschlichkeit fremden Mann an.

„Gendarmen," sprach der Präsident, „führt den Angeklagten vor."

Bei diesen Worten wurde die Aufmerksamkeit des Publicums lebhafter und Aller Augen waren auf die Thüre gerichtet, durch welche Benedetto eintreten sollte.

Bald öffnete sich diese Thüre und der Angeklagte erschien.

Der Eindruck war bei Jedermann der gleiche, Niemand täuschte sich in dem, was in seinem Gesichte zu lesen war.

Seine Züge trugen nicht das Gepräge jener tiefen Aufregung, welche das Blut zum Herzen zurückdrängt und die Stirne und die Wangen entfärbt. Seine Hände, die eine zierlich auf den Hut, die andere in die Oeffnung seiner Weste von weißem Piqué gelegt, wurden von keinem Schauer geschüttelt, sein Auge war ruhig und glänzend. Kaum war er im Saal, als der Blick des jungen Mannes alle Reihen der Richter und der

Anwesenden durchlief und länger auf dem Präsidenten und besonders auf dem Staatsanwalt haften blieb.

Neben Andrea setzte sich der Advocat, den er gewählt, oder vielmehr der von Amtswegen gewählte Advocat (denn Andrea hatte sich mit diesen Einzelnheiten, auf die er keinen Werth legte, nicht beschäftigen wollen), ein junger Mensch mit mattblonden Haaren und einem Gesichte, das hundertmal mehr durch die Aufregung geröthet war, als das des Angeklagten.

Der Präsident verlangte die Verlesung der, wie man weiß, durch die so geschickte und unversöhnliche Feder von Villefort abgefaßten Anklageacte.

Während dieser lang anhaltenden Verlesung, welche für jeden Andern niederdrückend gewesen wäre, war die öffentliche Aufmerksamkeit unabläßig auf Andrea gerichtet, der das Gewicht derselben mit der Seelenheiterkeit eines Spartaners ertrug.

Nie vielleicht war Villefort so scharf, so beredt gewesen; das Verbrechen wurde unter den lebhaftesten Farben dargestellt; die früheren Verhältnisse des Angeklagten, seine Verwandlung, die Verkettung seiner Handlungen seit einem ziemlich zarten Alter wurden mit dem ganzen Talente auseinandergesetzt, welches die Lebenspraxis und die Kenntniß des menschlichen Herzens einem so erhabenen Geiste, wie es der des Staatsanwaltes war, zu gewähren vermochten.

Schon durch den Eingang allein war Benedetto auf ewig in der öffentlichen Meinung verloren, bis ihn das Gesetz auf eine materiellere Weise bestraft haben würde.

Andrea schenkte den auf einander folgenden Anklagen, welche sich gegen ihn erhoben und auf ihn fielen, nicht die geringste Aufmerksamkeit. Herr von Villefort, der ihn oft prüfend anschaute und an ihm ohne Zweifel die physiologischen Studien fortsetzte, die er häufig an den Angeklagten zu machen Gelegenheit gehabt hatte, Herr von Villefort konnte es nicht einmal dahin

bringen, daß er die Augen vor ihm niederschlug, wie starr und tief auch sein Blick sein mochte.

Endlich war die Verlesung vorüber.

„Angeklagter," sprach der Präsident, „Ihr Name und Ihr Vorname?"

Andrea stand auf.

„Verzeihen Sie, Herr Präsident," sagte er mit einer Stimme von vollkommen reinem Klang, „ich sehe, Sie belieben eine Ordnung der Fragen, in der ich Ihnen nicht folgen kann. Ich werde es mir später zur Aufgabe machen, die Behauptung zu rechtfertigen, daß ich eine Ausnahme von den gewöhnlichen Angeklagten bin. Wollen Sie mir also erlauben, einer abweichenden Ordnung folgend zu antworten; ich werde darum nicht minder Alles beantworten."

Der Präsident schaute erstaunt die Geschworenen an, welche ihrerseits den Staatsanwalt anschauten.

Eine große Verwunderung offenbarte sich in der ganzen Versammlung.

Doch Andrea schien keines Wegs darüber in Bewegung zu gerathen.

„Ihr Alter?" fragte der Präsident; „werden Sie diese Frage beantworten?"

„Ich werde diese Frage wie die andern beantworten, doch in ihrer Reihe."

„Ihr Alter?" wiederholte der Präsident.

„Ich bin ein und zwanzig Jahre alt, oder vielmehr ich werde es erst in einigen Tagen, denn ich bin in der Nacht vom 27. auf den 28. September im Jahre 1817 geboren."

Herr von Villefort, der eben damit beschäftigt war, eine Note zu machen, hob bei diesem Datum rasch den Kopf empor.

„Wo sind Sie geboren? fragte der Präsident.

„In Auteuil, bei Paris," antwortete Benedetto.

Herr von Villefort hob den Kopf abermals empor,

schaute Benedetto an, als ob er das Haupt der Meduse erblickt hätte, und wurde leichenblaß.

Benedetto aber fuhr anmuthig über seine Lippen mit den gestickten Zipfeln eines Sacktuches von feinem Battist.

„Ihr Gewerbe?" fragte der Präsident.

„Anfangs war ich Fälscher," erwiederte Andrea auf das Allerruhigste, „dann wurde ich Dieb, und in der jüngsten Zeit habe ich mich zum Mörder gemacht."

Ein Gemurmel, oder vielmehr ein Sturm der Entrüstung brach in allen Theilen des Saales los; die Richter selbst schauten ihn erstaunt an, die Richter sogar gaben den größten Ekel gegen die Schamlosigkeit kund, welche man so wenig von einem so eleganten Manne erwartete.

Herr von Villefort drückte eine Hand auf seine Stirne, welche, Anfangs bleich, plötzlich roth und brausend geworden war: es fehlte ihm an Luft.

„Suchen Sie etwas, Herr Staatsanwalt?" fragte Benedetto mit seinem höflichsten Lächeln.

Herr von Villefort antwortete nicht, sondern setzte sich, oder sank vielmehr auf seinen Stuhl zurück.

„Und nun, Angeklagter, willigen Sie ein, Ihren Namen zu sagen?" fragte der Präsident. „Die rohe Eitelkeit, mit der Sie Ihre verschiedenen Verbrechen, welche Sie als Ihr Gewerbe bezeichnen, aufgezählt haben, die Ehre, die Sie in dieses Gewerbe setzen, während der Gerichtshof im Namen der Moral und der Achtung, die man der Menschheit schuldig ist, Sie hierüber auf das Strengste tadeln muß, sind vielleicht der Grund, aus dem Sie sich zu nennen zögern: Sie wollen vielleicht diesen Namen durch die ihm vorhergehenden Titel hervorheben."

„Es ist unglaublich, Herr Präsident," sprach Benedetto mit dem anmuthigsten Tone und mit den artigsten Manieren, „es ist unglaublich, wie Sie im Grunde meines Geistes lesen; ich habe Sie in der That in die-

ser Absicht gebeten, die Ordnung der Fragen zu verkehren."

Das Erstaunen erreichte den höchsten Grad; es lag in den Worten des Angeklagten weder mehr Prahlerei, noch Schamlosigkeit; das bewegte Auditorium hatte das Vorgefühl, daß aus dieser düstern Wolke ein Blitz hervorbrechen mußte.

„Nun!" sagte der Präsident, „Ihr Name?"

„Ich bin nicht im Stande, Ihnen meinen Namen zu nennen, denn ich weiß ihn nicht: doch ich weiß den meines Vaters und kann Ihnen denselben sagen."

Ein schmerzhafter Schwindel blendete Villefort und ließ von seinen Wangen rasch hinter einander Tropfen herben Schweißes auf das Papier fallen, das er mit krampfhafter Hand schüttelte.

„So sagen Sie den Namen Ihres Vaters," sprach der Präsident.

Kein Hauch, kein Athemzug störte das Stillschweigen dieser ungeheuren Versammlung; Jedermann wartete.

„Mein Vater ist Staatsanwalt," antwortete ruhig Andrea.

„Staatsanwalt!" rief der Präsident bestürzt und ohne die Verstörung zu bemerken, welche in den Gesichtszügen von Herrn von Villefort vorging; „Staatsanwalt!"

„Ja, und da Sie seinen Namen wissen wollen, so will ich Ihnen denselben nennen: er heißt Villefort."

Der so lange aus Achtung vor der Würde des Gerichtshofes zurückgehaltene Ausbruch erfolgte jetzt wie ein Donner aus der Brust von allen Anwesenden; der Gerichtshof selbst dachte nicht daran, diese Bewegung der Menge zu unterdrücken. Die an Benedetto, welcher stets unempfindlich blieb, gerichteten Vorwürfe und Schmähungen, die kräftigen Geberden, die Bewegungen der Gendarmen, das Hohngelächter jenes schmutzigen Theiles, der bei jeder Versammlung in den Augenblicken der Unruhe und des Scandals auf die Oberfläche steigt,

Alles dies dauerte fünf Minuten, ehe die Behörden und die Huissiers das Stillschweigen wiederherzustellen vermochten.

Mitten unter diesem Lärmen hörte man die Stimme des Präsidenten rufen:

„Sie spotten des Gerichtes, Angeklagter; sollten Sie es wagen, Ihren Mitbürgern das Schauspiel einer Verdorbenheit zu geben, welche in einer Zeit, die in dieser Hinsicht doch nichts zu wünschen übrig läßt, ihres Gleichen nicht hätte?"

Zehn Personen drängten sich um den auf seinem Stuhle halb niedergeschmetterten Staatsanwalt und boten ihm Tröstungen, Ermuthigungen, Betheuerungen ihres Eifers und ihres Mitgefühls.

Die Ruhe war im Saale wiederhergestellt, mit Ausnahme eines einzigen Punktes, wo eine ziemlich zahlreiche Gruppe sich geberdete und flüsterte.

Eine Frau war, wie man sagte, in Ohnmacht gefallen; man hatte sie an Salzen riechen lassen, und sie war wieder zu sich gekommen.

Andrea wandte während dieses ganzen Tumultes sein lächelndes Gesicht der Versammlung zu; dann stützte er sich mit der anmuthigsten Haltung auf das eichene Geländer seiner Bank und sprach:

„Meine Herren, Gott bewahre mich, daß ich den Gerichtshof zu beleidigen und in Gegenwart dieser ehrenwerthen Versammlung einen unnützen Scandal zu machen suche. Man fragt mich, wie alt ich sei, ich sage es; man fragt mich, wo ich geboren sei, ich antworte; man fragt mich nach meinem Namen, ich kann ihn nicht nennen, weil meine Eltern mich verlassen haben. Doch ohne meinen Namen zu nennen, da ich keinen habe, kann ich den meines Vaters nennen: ich wiederhole also, mein Vater heißt Herr von Villefort, und ich bin bereit, es zu beweisen."

Der Ton des jungen Mannes hatte das Gepräge einer Gewißheit, einer Ueberzeugung, einer Energie,

wodurch der Aufruhr zum Stillschweigen gebracht wurde. Die Blicke richteten sich allgemein auf den Staatsanwalt, der auf seinem Sitze die Unbeweglichkeit eines Menschen beobachtete, welchen der Blitz in eine Leiche verwandelt hat.

„Meine Herren," fuhr Andrea, durch die Geberde und durch die Stimme Stillschweigen heischend, fort, „meine Herren, ich bin Ihnen den Beweis und die Erklärung meiner Worte schuldig."

„Aber Sie haben bei der Untersuchung erklärt, Sie hießen Benedetto," rief heftig der Präsident, „Sie haben gesagt, Sie wären eine Waise, und nannten Corsica als Ihr Vaterland."

„Ich habe bei der Untersuchung gesagt, was mir dabei zu sagen beliebte, denn der feierliche Klang, den ich meinen Worten geben wollte, sollte nicht, was unfehlbar geschehen wäre, geschwächt oder gehemmt werden.

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich in Auteuil in der Nacht vom 27. auf den 28. September des Jahres 1817 geboren wurde und der Sohn des Herrn Staatsanwaltes von Villefort bin. Wollen Sie nun die Einzelnheiten wissen? ich werde sie Ihnen sagen.

„Ich wurde geboren im ersten Stocke des Hauses Nro. 28, Rue de la Fontaine, in einem mit rothem Damast austapezirten Zimmer. Mein Vater sagte meiner Mutter, ich wäre todt, nahm mich in seine Arme, wickelte mich in eine mit einem H. und mit 15. bezeichnete Serviette, und trug mich in den Garten, wo er mich lebendig begrub."

Ein Schauer durchlief alle Anwesende, als sie sahen, daß die Sicherheit des Angeklagten mit dem Schrecken von Herrn von Villefort wuchs.

„Doch woher wissen Sie diese einzelnen Umstände?" fragte der Präsident.

„Ich will es Ihnen sagen, Herr Präsident In den Garten, wo mich mein Vater begraben, hatte sich

in dieser Nacht ein Mensch geschlichen, der ihn auf den Tod haßte und seit langer Zeit auf ihn lauerte, um eine corsische Rache an ihm zu vollziehen. Dieser Mensch war in einem Gesträuch verborgen; er sah meinen Vater ein Kistchen in die Erde verschließen und brachte ihm einen Messerstich mitten in seiner Arbeit bei: im Glauben, das Kistchen enthielte einen Schatz, öffnete er das Grab und fand mich noch am Leben. Dieser Mensch trug mich in das Hospital der Findelkinder, wo ich unter der Nummer 37 eingeschrieben wurde. Drei Monate nachher machte seine Schwägerin; die Reise von Rogliano nach Paris, um mich zu holen, forderte mich als ihren Sohn zurück und brachte mich nach Hause.

„Deßhalb bin ich, obgleich in Auteuil geboren, doch in Corsica erzogen worden.“

Es herrschte einen Augenblick ein so tiefes Stillschweigen, daß man, abgesehen von der Angst, welche die Brust von Tausenden zu athmen schien, den Saal hätte für leer halten sollen.

„Fahren Sie fort,“ sprach die Stimme des Präsidenten.

„Ich konnte allerdings glücklich sein bei den braven Leuten, die mich anbeteten; aber meine verkehrte Natur trug den Sieg über alle Tugenden davon, welche meine Adoptivmutter in mein Herz zu pflanzen suchte. Ich wuchs im Schlechten und gelangte zum Verbrechen.

„Eines Tages, als ich Gott verfluchte, daß er mich so böse gemacht und mir ein so abscheuliches Geschick gegeben, kam mein Adoptivvater zu mir und sprach:

„„Lästere nicht, Unglücklicher! denn Gott hat Dir das Tageslicht ohne Zorn verliehen, das Verbrechen kommt von Deinem Vater und nicht von Dir, von Deinem Vater, der Dich der Hölle weihte, wenn Du sterben, dem Elend, wenn ein Wunder Dich dem Leben zurückgeben würde!““

„Von da an hörte ich auf, Gott zu lästern, aber ich verfluchte meinen Vater; und darum ließ ich hier die

Worte vernehmen, die Sie mir vorgeworfen, Herr Präsident; darum habe ich den Scandal veranlaßt, über den diese Versammlung noch bebt. Ist dies ein Verbrechen mehr, so bestrafen Sie mich, habe ich Sie jedoch überzeugt, daß von meiner Geburt an mein Schicksal ein unseliges, schmerzliches, bitteres war, so beklagen Sie mich!"

„Doch Ihre Mutter?" fragte der Präsident.

„Meine Mutter hielt mich für todt; meine Mutter ist nicht schuldig. Ich wollte ihren Namen nicht wissen, und kenne ihn nicht."

In diesem Augenblick ertönte ein schriller Schrei, der sich in einem Schluchzen endigte, mitten aus einer Gruppe, welche, wie gesagt, eine Frau umgab.

Diese Frau hatte einen heftigen Nervenanfall und wurde aus dem Gerichtssaale weggetragen; während man sie wegtrug, verschob sich der dicke Schleier, der ihr Gesicht verbarg, und man erkannte Madame Danglars.

Trotz des Druckes, der auf seinen geschwächten Sinnen lastete, trotz des Gesummes, das sein Ohr erfüllte, trotz des Wahnsinnes, der sein Gehirn durchtobte, erkannte sie Herr von Villefort ebenfalls und stand auf.

„Die Beweise? die Beweise?" sagte der Präsident; „Angeklagter, erinnern Sie sich, daß dieses Gewebe von Gräueln durch die untrüglichsten Beweise unterstützt werden muß."

„Die Beweise?" versetzte Benedetto lachend, „die Beweise wollen Sie haben?"

„Ja."

„Wohl! schauen Sie Herrn von Villefort an, und verlangen Sie noch einmal die Beweise."

Jedermann wandte sich gegen den Staatsanwalt um, der unter dem Gewichte von tausend auf ihn gehefteten Blicken, wankend, die Haare in Unordnung, das

Gesicht hochroth durch das Pressen seiner Nägel, in den Kreis des Tribunals trat.

Die ganze Versammlung ließ ein langes Gemurmel des Erstaunens vernehmen.

„Man verlangt die Beweise von mir, mein Vater," sprach Benedetto; „soll ich sie geben?"

„Nein, nein," stammelte Herr von Villefort mit gepreßter Stimme, „nein, es ist unnöthig."

„Wie, unnöthig?" rief der Präsident, „was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen," entgegnete der Staatsanwalt, „daß ich mich vergebens unter dem tödtlichen Drucke, der mich niederwirft, zerarbeiten würde. Meine Herren, ich erkenne es, ich bin in der Hand des rächenden Gottes. Keine Beweise! Es bedarf dessen nicht: Alles, was dieser junge Mensch gesagt hat, ist wahr."

Ein düsteres, schwer lastendes Stillschweigen, wie das, welches den Katastrophen der Natur vorhergeht, hüllte in seinen bleiernen Mantel alle Anwesende, denen sich die Haare auf dem Haupte sträubten.

„Wie! Herr von Villefort," rief der Präsident, „Sie weichen nicht der Macht eines Anfalles von Irrsinn! Wie! Sie besitzen Ihre Fähigkeiten im ganzen Umfange! Es ließe sich leicht begreifen, wenn eine so seltsame, so unvorhergesehene, so furchtbare Anklage Ihren Geist gestört hätte; auf, Herr von Villefort, beruhigen Sie sich!"

Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf. Seine Zähne schlugen heftig an einander, wie die eines Menschen, der vom Fieber verzehrt wird, und dennoch war er bleich wie der Tod.

„Ich bin ganz und gar bei Sinnen," sprach er; „der Körper allein leidet, und das läßt sich begreifen. Ich erkenne mich schuldig Alles dessen, was dieser junge Mensch gegen mich vorgebracht hat, und ich halte mich von dieser Stunde an in meinem Hause zur Verfügung des Herrn Staatsanwaltes, meines Nachfolgers."

Nachdem er diese Worte mit dumpfer, beinahe erstickter Stimme gesprochen hatte, ging Herr von Villefort wankend auf die Thüre zu, die ihm mit einer maschinenmäßigen Bewegung der Huissier vom Dienste öffnete.

Die ganze Versammlung blieb stumm durch diese Offenbarung und durch dieses Geständniß, wodurch eine so furchtbare Entwickelung den räthselhaften Erscheinungen verliehen wurde, die seit vierzehn Tagen die hohe Pariser Gesellschaft in Bewegung setzten.

„Man sage noch einmal, das Drama liege nicht in der Natur!“ sprach Beauchamp.

„Meiner Treue,“ versetzte Chateau-Renaud, „ich würde noch lieber wie Herr von Morcerf endigen; ein Pistolenschuß erscheint sanft gegen eine solche Katastrophe.“

„Und dann tödtet er,“ bemerkte Beauchamp.

„Und ich, der ich einen Augenblick den Gedanken hatte, seine Tochter zu heirathen!“ sagte Debray. „Das arme Kind hat wohl daran gethan, daß es gestorben ist.“

„Die Sitzung ist aufgehoben, meine Herren, und die Sache auf die nächste Session verschoben,“ sprach der Präsident. „Der Proceß muß auf's Neue eingeleitet und einem anderen Beamten anvertraut werden.“

Andrea verließ den Saal, stets gleich ruhig, und noch viel interessanter als zuvor, geleitet von Gendarmen, welche ihm unwillkührlich eine gewisse Achtung zollten.

„Nun, was denken Sie davon, mein braver Mann?“ fragte Debray den Stadtsergenten, indem er ihm einen Louisd'or in die Hand drückte.

„Es werden mildernde Umstände obwalten!“ antwortete dieser.

Fünfzehntes Kapitel.

Sühnung.

Herr von Villefort sah die Reihen der Menge vor sich öffnen, so gedrängt sie auch waren. Die großen Schmerzen sind so ehrwürdig, daß es selbst in den unglücklichsten Zeiten kein Beispiel gibt, wobei die erste Bewegung der versammelten Menge nicht eine Bewegung des Mitleids für eine große Katastrophe gewesen wäre. Viele verhaßte Leute sind in einem Aufruhr ermordet worden, nur selten wurde ein Unglücklicher, und war er auch ein großer Verbrecher, durch die Menschen beleidigt, welche seinem Todesurtheile beiwohnten.

Villefort schritt durch die Reihen der Zuschauer, der Wachen, der Leute des Palastes, und entfernte sich durch sein eigenes Geständniß als schuldig erkannt, aber beschützt durch seinen Schmerz.

Es gibt Lagen, welche die Menschen mit ihrem Instinkte auffassen, mit ihrem Geiste jedoch nicht zu erklären vermögen; der größte Dichter ist in diesem Falle derjenige, welcher den heftigsten und natürlichsten Schrei ausstößt. Die Menge nimmt diesen Schrei für eine ganze Erzählung, und sie hat Recht, sich damit zu begnügen, und noch viel mehr Recht, ihn erhaben zu finden, wenn er wahr ist.

Es wäre indessen schwierig, den Zustand der Betäubung zu nennen, in welchem sich Herr von Villefort befand, als er den Palast verließ, das Fieber zu schildern, das jede Arterie schlagen, jede Faser seines Leibes erstarren machte, jede Vene zum Zerspringen anschwoll und jeden Punkt seines Körpers in Millionen von Leiden zerschnitt.

Villefort schleppte sich, nur geleitet durch die Ge-

wohnheit, die Gänge entlang; er warf die Toga des Beamten von seinen Schultern, nicht als hätte er gedacht, er müßte sie der Schicklichkeit wegen ablegen, sondern weil es für seine Schultern eine niederdrückende Last, eine an Qualen furchtbare Tunica des Nessus war.

Er kam wankend bis zu der Cour Dauphine, erblickte seinen Wagen, weckte den Kutscher, öffnete selbst den Schlag und sank, mit dem Finger die Richtung des Faubourg Saint-Honoré andeutend, auf die Kissen.

Das ganze Gewicht seines zusammengestürzten Glückes war auf sein Haupt gefallen; dieses Gewicht drückte ihn nieder, ohne daß er genau die Folgen davon kannte; er hatte diese nicht ermessen, er fühlte sie; er setzte sich nicht sein Gesetzbuch aus einander, wie der kalte Mörder, der einen bekannten Artikel erläutert.

Er hatte Gott im Grunde seines Herzens.

„Gott!“ murmelte er, ohne nur zu wissen, was er sagte, „Gott! Gott!“

Er sah nur Gott hinter dem Einsturze, der ihn so eben getroffen hatte.

Der Wagen rollte rasch fort; heftig sich auf den Kissen hin und her bewegend, fühlte Villefort einen Gegenstand, der ihn belästigte.

Er suchte mit der Hand diesen Gegenstand: es war ein Fächer, den Frau von Villefort zwischen dem Kissen und der Rückenlehne des Wagens hatte liegen lassen; dieser Fächer erweckte eine Erinnerung, und diese Erinnerung war wie ein Blitz mitten in der Nacht.

Villefort dachte an seine Frau.

„Oh! oh!“ rief er, als ob ein glühendes Eisen sein Herz durchdränge.

Seit einer Stunde hatte er in der That nur eine Seite seines Unglücks unter den Augen, und nun bot sich seinem Geiste plötzlich eine andere, nicht minder furchtbare.

„Diese Frau! er war gegen sie kurz zuvor als unerbittlicher Richter verfahren, er hatte sie zum Tode

verurtheilt; und vom Schrecken ergriffen, von den Gewissensbissen niedergeschmettert, in den Abgrund der Schande gestürzt, den er durch die Beredsamkeit seiner vorwurfsfreien Tugend vor ihr geöffnet hatte, schwach und wehrlos gegen eine unumschränkte, oberste Gewalt, schickte sich die arme Frau in diesem Augenblick vielleicht an, zu sterben!

Eine Stunde war seit ihrer Verurtheilung abgelaufen; ohne Zweifel durchging sie in dieser Minute in ihrem Gedächtniß alle ihre Verbrechen, bat Gott um Gnade und schrieb einen Brief, um auf den Knieen die Verzeihung ihres tugendhaften Gatten anzuflehen, eine Verzeihung, die sie mit ihrem Tode erkaufte.

Villefort stieß ein zweites Gebrülle des Schmerzes und der Wuth aus.

„Ah!“ rief er, sich auf dem Atlaßkissen seiner Carrosse wälzend, „diese Frau ist nur Verbrecherin geworden, weil sie mich berührt hat. Ich schwitze das Verbrechen aus, und sie hat es geerbt, wie man den Typhus erbt, wie man die Cholera erbt, wie man die Pest erbt, und ich bestrafe sie! Oh! nein! nein! sie wird leben... sie wird mir folgen... Wir fliehen, verlassen Frankreich und wandern fort und fort, so lange uns die Erde trägt. Ich sprach zu ihr vom Schaffot! .. Großer Gott! wie konnte ich es wagen, dieses Wort auszusprechen! Auch mich erwartet das Schaffot!... Wir werden fliehen... Ja, ich will ihr beichten; ja, jeden Tag will ich mich demüthigen, ihr sagen, daß ich auch ein Verbrechen begangen habe. Oh! herrliche Verbindung des Tigers und der Schlange! Oh! würdige Frau eines Mannes, wie ich bin! Sie soll leben, meine Schande soll die ihrige erbleichen machen!“

Villefort ließ heftig das Vorderfenster seines Coupé herab und rief mit einer Stimme, welche den Kutscher auf seinem Sitze auffahren machte:

„Vorwärts! geschwinder, geschwinder!“

Von der Furcht angetrieben, flogen die Pferde bis an sein Haus.

„Ja! ja!“ wiederholte sich Villefort, während er sich seiner Wohnung näherte, „ja, diese Frau soll leben, sie soll bereuen und meinen Sohn erziehen, mein armes Kind, das einzige Wesen, das mit dem unzerstörbaren Greise der Vernichtung meiner Familie entgangen ist. Sie liebte den Knaben; für ihn hat sie Alles gethan. Man darf nie an dem Herzen einer Mutter verzweifeln, die ihr Kind liebt; sie wird bereuen: Niemand wird erfahren, daß sie schuldig war; die in meinem Hause verübten Verbrechen, um welche sich die Welt bereits bekümmert, werden mit der Zeit vergessen, oder erinnern sich einige Feinde derselben, so nehme ich sie auf das Register meiner Frevel. Einer, zwei, drei mehr, was ist daran gelegen! Meine Frau wird sich, Geld und besonders ihren Sohn mitnehmend, fern von dem Abgrunde flüchten, in den, wie es mir scheint, die ganze Welt mit mir zu stürzen im Begriffe ist. Sie wird leben, sie wird noch glücklich sein, weil sich ihre ganze Liebe in ihrem Sohne zusammendrängt und ihr Sohn sie nicht verläßt. Ich werde eine gute Handlung verrichtet haben, und das erleichtert das Herz.“

Und der Staatsanwalt athmete freier, als er es seit langer Zeit gethan.

Der Wagen hielt im Hofe des Hotel an.

Villefort stürzte von dem Fußtritt auf die Freitreppe; er sah, wie die Diener darüber staunten, daß er so schnell zurückkam. Er las nichts Anderes auf ihrem Antlitz; keiner richtete das Wort an ihn; man blieb vor ihm stehen, wie gewöhnlich, um ihn vorbeigehen zu lassen: mehr nicht.

Er kam an dem Zimmer von Noirtier vorüber und erblickte durch die halb offene Thüre etwas wie zwei Schatten, doch er bekümmerte sich nicht um die Person, welche bei seinem Vater war: seine Unruhe trieb ihn mächtig vorwärts.

„Gut," sagte er, die kleine Treppe hinaufsteigend, welche zu dem Ruheplatze führte, auf den die Wohnung seiner Frau und das leere Zimmer von Valentine gingen; „gut, es hat sich nichts hier geändert."

Er schloß vor Allem die Thüre des Ruheplatzes.

„Niemand darf uns stören," sagte er; „ich muß frei mit ihr sprechen, mich vor ihr anklagen, ihr Alles mittheilen können."

Er näherte sich der Thüre, legte die Hand auf den kristallenen Knopf, die Thüre gab nach.

„Nicht geschlossen! oh! gut, sehr gut!" murmelte er.

Und er trat in den kleinen Salon, wo man jeden Abend ein Bett für Eduard bereitete; denn obgleich in der Kostschule, kehrte Eduard doch jeden Abend zurück; seine Mutter hatte sich nie von ihm trennen wollen.

Er umfaßte mit einem Blicke den ganzen Salon.

„Niemand," sagte er; „ohne Zweifel ist sie in ihrem Schlafzimmer."

Er eilte nach der Thüre.

Hier war der Riegel vorgeschoben.

Schauernd blieb er stehen und rief:

„Heloise!"

Es kam ihm vor, als verrückte man einen Schrank.

„Heloise!" wiederholte er.

„Wer ist da?" fragte die Stimme der Gerufenen.

Er glaubte, diese Stimme wäre schwächer als gewöhnlich.

„Oeffnen Sie, öffnen Sie," rief Villefort, „ich bin es."

Doch trotz dieses Befehles, trotz des ängstlichen Tones, mit dem er gegeben wurde, öffnete man nicht.

Villefort stieß die Thüre mit einem Fußtritte ein.

Am Eingang des Zimmers, das in ihr Boudoir ging, stand Frau von Villefort, bleich, das Gesicht zusammengezogen, und schaute ihn mit furchtbar starren Augen an.

„Heloise!“ rief er, „Heloise, was haben Sie? sprechen Sie!“

Die junge Frau streckte ihre starre, leichenblasse Hand gegen ihn aus.

„Es ist geschehen, mein Herr,“ sprach sie mit einem Röcheln, das ihren Schlund zu zerreissen schien; „was wollen Sie noch mehr von mir?“

Und sie stürzte von ihrer ganzen Höhe auf den Boden.

Villefort lief auf sie zu und faßte sie bei der Hand. Diese Hand preßte krampfhaft ein kristallenes Fläschchen mit goldenem Stöpsel.

Frau von Villefort war todt.

Außer sich vor Schrecken, wich Villefort bis auf die Schwelle des Zimmers zurück, und schaute die Leiche an.

„Mein Sohn!“ rief er plötzlich, „wo ist mein Sohn? Eduard! Eduard!“

Und er stürzte aus dem Zimmer und schrie:

„Eduard! Eduard!“

Dieser Name wurde mit einem solchen Tone der Angst ausgerufen, daß die Bedienten herbeiliefen.

„Mein Sohn! wo ist mein Sohn?“ fragte Villefort, „man entferne ihn von dem Hause, er soll nicht sehen . . .“

„Herr Eduard ist nicht unten,“ antwortete der Kammerdiener.

„Er spielt ohne Zweifel im Garten; seht nach! seht nach!“

„Nein, Herr Staatsanwalt, Madame hat ihren Sohn vor ungefähr einer halben Stunde gerufen; Herr Eduard ist zu Madame hineingegangen und seitdem nicht mehr herausgekommen.“

Ein eiskalter Schweiß überströmte die Stirne von Villefort; seine Beine strauchelten auf den Platten, seine Gedanken fingen an, sich wie das in Unordnung gebrachte Räderwerk einer zerbrechenden Uhr in seinem Kopfe zu drehen.

„Zu Madame!“ murmelte er, „zu Madame!“ Und er kehrte langsam um, und wischte sich mit einer Hand den Schweiß ab, während er sich mit der andern an die Wand stützte.

In das Zimmer zurückkehrend, mußte er abermals den Leichnam der unglücklichen Frau sehen.

Um Eduard zu rufen, mußte er das Echo dieses in einen Sarg verwandelten Gemaches wecken: sprechen hieß die Stille des Grabes verletzen.

Villefort fühlte seine Zunge in seinem Schlunde gelähmt.

„Eduard! Eduard!“ stammelte er.

Das Kind antwortete nicht; wo mochte das Kind sein, das nach der Aussage der Diener zu seiner Mutter hineingegangen und nicht wieder herausgekommen war?

Villefort machte einen Schritt vorwärts.

Der Leichnam von Frau von Villefort lag quer vor der Thüre des Boudoir, in welchem sich Eduard nothwendig befinden mußte; dieser Leichnam schien mit starren, offenen Augen, mit einer gräßlichen, geheimnißvollen Ironie auf den Lippen an der Schwelle zu wachen.

Hinter dem Leichnam ließ der halbaufgehobene Thürvorhang einen Theil des Boudoir, ein Clavier und das Ende eines Divan von blauem Atlaß erschauen.

Villefort machte ein paar Schritte vorwärts und sah auf dem Canapé sein Kind liegen.

Das Kind schlief ohne Zweifel.

Der Unglückliche hatte eine Regung der Freude, ein reiner Lichtstrahl drang in diese Hölle, in der er sich zerarbeitete.

Es handelte sich nur noch darum, über den Leichnam zu steigen, in das Boudoir zu dringen, das Kind in seine Arme zu nehmen und mit ihm zu fliehen, weit, weit zu fliehen.

Villefort war nicht der Mensch, aus dem seine Verdorbenheit den Typus des civilisirten Mannes machte:

er war ein auf den Tod verwundeter Tiger, der seine gebrochenen Zähne in seiner letzten Wunde zurückläßt.

Er hatte nicht mehr bange vor den Vorurtheilen, sondern vor den Gespenstern. Er setzte an und sprang über den Leichnam, als hätte er müssen über eine verzehrende Flamme springen.

Er nahm das Kind in seine Arme, preßte es, schüttelte es, rief es: das Kind antwortete nicht. Er drückte seine gierigen Lippen auf des Kindes Wangen; diese Wangen waren bleich und eisig; er rieb seine starren Glieder, er legte seine Hand auf sein Herz, das Herz schlug nicht mehr.

Das Kind war todt.

Ein viereckig zusammengelegtes Papier fiel aus der Brust von Eduard.

Wie vom Blitze getroffen, sank Villefort auf seine Kniee; das Kind entschlüpfte seinen trägen Armen und rollte an die Seite seiner Mutter.

Villefort hob das Papier auf, erkannte die Schrift seiner Frau und durchlief es gierig.

Es enthielt folgende Worte:

„Sie wissen, ob ich eine gute Mutter war, da ich mich für meinen Sohn zur Verbrecherin gemacht habe.

„Eine gute Mutter reist nicht ohne ihren Sohn!"

Villefort wollte seinen Augen nicht trauen; Villefort wollte seiner Vernunft nicht glauben: er schleppte sich zu dem Körper von Eduard und untersuchte ihn noch einmal mit der ängstlichen Aufmerksamkeit, mit der die Löwin ihr todtes Junges betrachtet.

Ein herzzerreißender Schrei drang aus seiner Brust hervor.

„Gott!" murmelte er, „immer Gott!"

Diese zwei Opfer erschreckten ihn; er fühlte, wie sich der Schauer der von zwei Leichnamen bevölkerten Einsamkeit seiner bemächtigte.

Kurz zuvor noch hatte ihn die Wuth, diese ungeheure Kraft starker Menschen, hatte ihn die Verzweiflung,

diese höchste Macht des Todeskampfes aufrecht erhalten, diese Macht, welche die Titanen antrieb, den Himmel zu erstürmen, und Ajax, den Göttern die Faust zu zeigen.

Villefort beugte sein Haupt unter dem Gewichte der Schmerzen, er erhob sich auf seine Kniee, schüttelte seine von Schweiß feuchten, vor Schrecken emporstarrenden Haare, und derjenige, welcher nie Mitleid mit Jemand gehabt hatte, suchte den Greis, seinen Vater, auf, um in seiner Schwäche Jemand zu haben, dem er sein Unglück erzählen, bei dem er weinen könnte.

Er stieg die uns bekannte Treppe hinab und trat bei Noirtier ein.

Dieser schien aufmerksam und so freundlich, als es ihm seine Unbeweglichkeit erlaubte, auf den wie gewöhnlich ruhigen und kalten Abbé Busoni zu hören.

Als Villefort den Abbé erblickte, fuhr er mit der Hand nach seiner Stirne. Die Vergangenheit kehrte zu ihm zurück, wie eine von jenen Wellen, deren Zorn mehr Schaum auftreibt, als die andern Wellen.

Er erinnerte sich des Besuches, den er dem Abbé zwei Tage nach dem Mittagsmahle in Auteuil gemacht, und des Besuches, den der Abbé ihm am Todestag von Valentine gemacht hatte.

„Sie hier, mein Herr!“ sagte er; „Sie erscheinen also immer nur in diesem Hause, um den Tod zu geleiten?“

Busoni richtete sich auf; als er die verstörten Gesichtszüge des Beamten, den wilden Glanz seiner Augen wahrnahm, begriff er, oder glaubte er zu begreifen, daß die Scene der Assisen in Erfüllung gegangen war; das Uebrige wußte er nicht.

„Ich bin damals gekommen, um bei dem Leichname Ihrer Tochter zu beten,“ antwortete Busoni.

„Und warum kommen Sie heute hierher?“

„Ich komme, um Ihnen zu sagen, daß Sie Ihre Schuld hinreichend bezahlt haben, und daß ich von die-

sem Augenblicke an Gott bitten werde, er möge zufrieden sein, wie ich."

„Mein Gott!" rief Villefort, Schrecken auf der Stirne und zurückweichend, „diese Stimme ist nicht die des Abbé Busoni!"

„Nein."

Der Abbé riß seine falsche Tonsur ab, schüttelte den Kopf, und seine langen schwarzen Haare fielen, vom Zwange befreit, auf seine Schultern herab und umrahmten sein männliches Antlitz.

„Es ist das Gesicht von Herrn von Monte Christo," rief Villefort mit stieren Augen.

„Auch das ist es nicht, Herr Staatsanwalt, suchen Sie besser und ferner."

„Diese Stimme! diese Stimme! wo habe ich sie zum ersten Male gehört?"

„Sie haben sie zum ersten Male gehört in Marseille vor ein und zwanzig Jahren, am Tage Ihrer Verlobung mit Fräulein von Saint-Meran. Suchen Sie in Ihren Akten."

„Sie sind nicht Busoni? Sie sind nicht Monte Christo? Mein Gott, Sie sind jener verborgene Todfeind! Ich habe in Marseille etwas gegen Sie gethan, oh! wehe mir!"

„Ja, Du hast Recht," sprach der Graf, die Arme über seiner breiten Brust kreuzend; „suche! suche!"

„Aber was habe ich Dir denn gethan?" rief Villefort, dessen Geist bereits auf der Grenze schwebte, wo sich Vernunft und Unvernunft in jenem Nebel vermengen, der nicht mehr Traum und noch nicht das Erwachen ist, „was habe ich Dir gethan? sage! sprich!"

„Sie haben mich zu einem langsamen, abscheulichen Tod verurtheilt, Sie haben meinen Vater getödtet, Sie haben mir die Liebe mit der Freiheit und das Glück mit der Liebe geraubt!"

„Wer sind Sie? mein Gott! wer sind Sie denn?"

„Ich bin das Gespenst eines Unglücklichen, den

Sie in den Kerkern des Schlosses If begraben haben. Diesem aus seinem Grabe hervorgegangenen Gespenste hat Gott die Maske des Grafen von Monte Christo gegeben, er hat es mit Diamanten und Gold bedeckt, damit Sie es erst heute erkennen würden."

„Ah! ich erkenne Dich, ich erkenne Dich!" sprach der Staatsanwalt; „Du bist . . ."

„Ich bin Edmond Dantes!"

„Du bist Edmond Dantes!" rief der Staatsanwalt, den Grafen beim Handgelenke fassend; „so komm!"

Und er zog ihn nach der Treppe, zu der ihm Monte Christo erstaunt, ohne zu wissen, wohin ihn der Staatsanwalt führte, aber eine neue Katastrophe ahnend, folgte.

„Sieh, Edmond Dantes," sagte er, dem Grafen den Leichnam seiner Frau und den Körper seines Sohnes zeigend; „sieh hierher! bist Du gerächt?"

Monte Christo erbleichte bei diesem furchtbaren Schauspiel; er begriff, daß er die Rechte der Rache überschritten hatte; er begriff, daß er nicht mehr sagen konnte: Gott ist für mich und mit mir."

Er warf sich mit einer Empfindung unaussprechlicher Angst auf den Körper des Kindes, öffnete seine Augen, befühlte seinen Puls, und stürzte mit ihm in das Zimmer von Valentine, das er doppelt schloß.

„Mein Kind!" rief Villefort; „er trägt den Leichnam meines Kindes fort! Oh! Fluch! Unglück! Tod über Dich."

Und er wollte Monte Christo nachstürzen; aber er fühlte seine Füße wie in einem Traume Wurzel fassen, seine Augen erweiterten sich, als wollten sie ihre Höhlen sprengen, seine auf das Fleisch seiner Brust gekrümmten Finger preßten sich stufenweise hinein, bis das Blut seine Nägel röthete, die Adern seiner Schläfe schwollen von brausenden Geistern an, welche das zu enge Gewölbe seines Schädels hoben und sein Gehirn in ein Feuermeer tauchten.

Diese Starrheit dauerte mehrere Minuten, bis die gräßliche Umwälzung der Vernunft vollbracht war.

Dann stieß er einen Schrei aus, schlug ein langes Gelächter auf und stürzte nach der Treppe.

Eine Viertelstunde nachher öffnete sich das Zimmer von Valentine wieder, und der Graf von Monte Christo erschien auf der Schwelle.

Er war bleich, sein Auge finster, seine Brust gepreßt. Alle Züge dieses sonst so ruhigen, so edlen Gesichtes waren vom Schmerz verstört.

Er hielt in seinen Armen das Kind, dem keine Hülfe das Leben hatte zurückgeben können.

Der Graf setzte ein Knie auf die Erde und legte den Knaben mit frommer Geberde neben seine Mutter so nieder, daß sein Kopf auf ihrer Brust ruhte.

Dann stand er auf, ging hinaus und fragte einen Bedienten, den er auf der Treppe traf:

„Wo ist Herr von Villefort?“

Der Bediente streckte, ohne zu antworten, die Hand nach dem Garten aus.

Monte Christo stieg die Treppe hinab, schritt auf den bezeichneten Ort zu, und sah mitten unter seinen Dienern, welche einen Kreis um ihn bildeten, Villefort, der, einen Spaten in der Hand, die Erde mit einer Art von Wuth durchwühlte.

„Es ist noch nicht hier,“ sagte er; „es ist noch nicht hier!“

Und er wühlte weiter.

Monte Christo näherte sich ihm und sprach ganz leise, mit beinahe demüthigem Tone:

„Mein Herr, Sie haben einen Sohn verloren; doch ...“

Villefort unterbrach ihn; er hatte weder gehört, noch gesehen.

„Oh! ich werde ihn wiederfinden,“ sagte er; „Sie mögen immerhin behaupten, er sei nicht da, ich werde

ihn wiederfinden, und müßte ich bis zum Tage des jüngsten Gerichtes suchen."

Monte Christo wich voll Schrecken zurück.

„Ha! er ist wahnsinnig," murmelte er.

Und als hätte er befürchtet, die Mauern des verfluchten Hauses könnten über ihm einstürzen, lief er auf die Straße, zum ersten Male zweifelnd, ob er das Recht gehabt, zu thun, was er gethan.

„Oh! genug, genug damit," sagte er, „retten wir den letzten."

Monte Christo kam nach Hause und traf Morrel, der in dem Hotel der Champs-Elysées umherirrte, schweigsam wie ein Schatten, welcher den von Gott bestimmten Augenblick, um in sein Grab zurückzukehren, erwartet.

„Treffen Sie Ihre Vorkehrungen, Maximilian," sagte er mit einem Lächeln zu ihm, „wir verlassen morgen Paris."

„Haben Sie nichts mehr hier zu thun?" fragte Morrel.

„Nein," antwortete Monte Christo, „und Gott wolle, daß ich nicht zu viel gethan habe."

Am andern Tage reisten sie wirklich nur von Baptistin allein begleitet ab. Hayde hatte Ali mitgenommen, Bertuccio blieb bei Noirtier.

Sechzehntes Kapitel.

Die Abreise.

Diese Ereignisse beschäftigten ganz Paris. Emmanuel und seine Frau erzählten sich dieselben mit einem ganz natürlichen Erstaunen in ihrem kleinen Salon der

Rue Meslay; sie stellten diese drei eben so plötzlichen, als unerwarteten Katastrophen von Morcerf, Danglars und Villefort zusammen.

Maximilian, der ihnen einen Besuch machte, hörte ihnen zu, oder wohnte vielmehr, in seine gewöhnliche Unempfindlichkeit versunken, ihrem Gespräche bei.

„In der That," sagte Julie, „sollte man nicht glauben, Emmanuel, alle diese gestern noch so reichen, so glücklichen Leute hätten bei der Berechnung, auf welche sie ihr Vermögen, ihr Glück und ihre Ehre gegründet, den Theil des bösen Geistes vergessen, und dieser wäre, wie die schlimmen Feen in den Mährchen von Perrault, die man zu irgend einer Hochzeit oder einer Taufe einzuladen vergessen, plötzlich erschienen, um sich für das unselige Vergessen zu rächen!"

„Wie viele Unglücksfälle!" sprach Emmanuel, an Morcerf und Danglars denkend.

„Welche Leiden!" rief Julie, sich Valentinens erinnernd, welche sie aus einem weiblichen Instinkte nicht in Gegenwart ihres Bruders nennen wollte.

„Wenn Gott sie geschlagen hat," sprach Emmanuel, „so geschah es, weil Gott, die höchste Güte, in der Vergangenheit dieser Leute nichts fand, was eine Milderung dieser Strafe verdiente, weil diese Leute verflucht waren."

„Bist Du nicht sehr vermessen in deinem Urtheil?" sprach Julie. „Wenn Jemand, als mein Vater, die Pistole in der Hand, im Begriff war, sich zu erschießen, gesagt hätte, wie Du zu dieser Stunde sagst: dieser Mensch hat seine Strafe verdient, hätte sich dieser Jemand nicht getäuscht?"

„Ja, aber Gott gestattete nicht, daß Abraham seinen Sohn opferte; dem Patriarchen, wie uns, schickte er einen Engel, der auf halbem Wege die Flügel des Todes abschnitt."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als das Geräusch der Glocke ertönte.

Dies war das Signal, durch welches der Concierge einen Besuch ankündigte.

Beinahe in demselben Augenblick öffnete sich die Thüre, und der Graf von Monte Christo erschien auf der Schwelle.

Ein doppelter Freudenschrei drang aus dem Munde der jungen Leute.

Maximilian hob das Haupt und ließ es wieder fallen.

„Maximilian," sprach der Graf, ohne daß es schien, als bemerkte er die verschiedenen Eindrücke, welche seine Gegenwart auf seine Wirthe hervorbrachte, „Maximilian, ich komme, um Sie zu holen."

„Mich holen?" fragte Maximilian, wie aus einem Traume erwachend.

„Ja, ist es nicht unter uns verabredet, daß ich Sie mitnehme, und habe ich Ihnen nicht gestern gesagt, Sie mögen sich bereit halten?"

„Hier bin ich," sagte Maximilian, „ich ging nur hierher, um von ihnen Abschied zu nehmen."

„Und wohin reisen Sie, Herr Graf?" fragte Julie.

„Zuerst nach Marseille, Madame."

„Nach Marseille?" wiederholten gleichzeitig die zwei jungen Leute.

„Ja, und ich nehme Ihnen Ihren Bruder."

„Ach! Herr Graf," erwiederte Julie, „geben Sie ihn uns geheilt zurück."

Morrel wandte sich ab, um eine lebhafte Röthe zu verbergen.

„Sie haben also bemerkt, daß er leidet?" fragte der Graf.

„Ja," antwortete die junge Frau, „und ich befürchte, er langweilt sich bei uns."

„Ich werde ihn zerstreuen," versetzte der Graf.

„Ich bin bereit, mein Herr," sprach Maximilian,

„Lebt wohl, meine Freunde, Gott befohlen, Emmanuel, Gott befohlen, Julie!“

„Wie! lebt wohl?“ rief Julie, „Du reisest also auf der Stelle, ohne Vorbereitungen, ohne Paß?“

„Das sind Dinge, welche den Kummer der Trennung verdoppeln,“ sagte Monte Christo, „und ich bin fest überzeugt, Maximilian ist meiner Empfehlung gemäß so vorsichtig gewesen, für Alles zu sorgen.“

„Ich habe meinen Paß, und mein Koffer ist gepackt,“ sprach Morrel mit seiner eintönigen Ruhe.

„Sehr gut,“ versetzte Monte Christo lächelnd, „man erkennt hierin die Pünktlichkeit eines guten Soldaten.“

„Und Sie verlassen uns auf diese Art?“ sagte Julie. „Sie verlassen uns auf der Stelle, Sie schenken uns nicht einen Tag, nicht eine Stunde?“

„Mein Wagen ist vor der Thüre, Madame; ich muß in fünf Tagen in Rom sein.“

„Doch Maximilian geht nicht nach Rom!“ entgegnete Emmanuel.

„Ich gehe, wohin es dem Grafen mich zu führen belieben wird,“ sprach Morrel mit einem traurigen Lächeln; „ich gehöre ihm noch für einen ganzen Monat.“

„Oh! mein Gott, wie er das sagt, Herr Graf!“

„Maximilian begleitet mich,“ sprach der Graf mit seiner überzeugenden Freundlichkeit, „beruhigen Sie sich also über Ihren Bruder.“

„Gott befohlen, meine Schwester!“ wiederholte Morrel; „lebe wohl, Emmanuel.“

„Er verwundet mir das Herz mit seiner Gleichgültigkeit,“ sagte Julie; „oh! Maximilian, Maximilian, Du verbirgst uns etwas!“

„Bah!“ rief Monte Christo, „Sie werden ihn lachend und freudig zurückkommen sehen.“

Maximilian schleuderte Monte Christo einen beinahe verächtlichen, beinahe zornigen Blick zu.

„Vorwärts!“ sagte der Graf.

„Ehe Sie von uns gehen, Herr Graf," sprach Julie, „erlauben Sie uns, Alles das auszudrücken, was einst . . ."

„Madame," erwiederte der Graf, sie bei beiden Händen fassend, „Alles, was Sie mir sagen würden, käme nicht dem gleich, was ich in Ihren Augen lese; was Ihr Herz gedacht, hat das meinige empfunden. Wie die Wohlthäter der Romane, hätte ich, ohne Sie wiederzusehen, abreisen müssen: doch diese Tugend ging über meine Kräfte, weil ich ein schwacher und eitler Mensch bin, weil der feuchte, freudige, zärtliche Blick von meines Gleichen mir wohlthut . . . . Nun reise ich ab, ich treibe die Selbstsucht so weit, daß ich sage: Meine Freunde vergeßt mich nicht, denn Ihr werdet mich wahrscheinlich nie wiedersehen."

„Nicht wiedersehen!" rief Emmanuel, während zwei schwere Thränen über die Wangen von Julie rollten; „nicht wiedersehen! es ist also kein Mensch, sondern ein Gott, der uns verläßt, und dieser Gott will zum Himmel aufsteigen, nachdem er auf der Erde erschienen ist, um hier Gutes zu thun!"

„Sagt das nicht," versetzte lebhaft Monte Christo, „sagt das nie, meine Freunde; die Götter thun nie das Böse, die Götter bleiben stehen, wo sie stehen bleiben wollen, der Zufall ist nicht stärker als sie, und sie sind es im Gegentheil, welche den Zufall beherrschen. Nein, ich bin ein Mensch, Emmanuel, und Ihre Bewunderung ist eben so ungerecht, als Ihre Worte gotteslästerlich sind."

Und an seine Lippen die Hand von Julie drückend, die sich in seine Arme stürzte, reichte er die andere Hand Emmanuel; dann entriß er sich diesem Hause, einem sanften Neste, dessen Wirth das Glück war, und zog durch ein Zeichen den seit dem Tode von Valentine stets unempfindlichen, leidenden, in tiefe Gedanken versunkenen Maximilian nach sich.

„Geben Sie meinem Bruder die Freude wieder!“ flüsterte Julie Monte Christo zu.

Monte Christo drückte ihr die Hand, wie er sie ihr eilf Jahre vorher auf der Treppe, welche zu dem Cabinet von Morrel führte, gedrückt hatte.

„Vertrauen Sie Simbad dem Seefahrer?“ fragte sie lächelnd der Graf.

„Oh ja!“

„Wohl! so schlafen Sie im Frieden und im Glauben an den Herrn.“

Die Postchaise wartete, wie gesagt, vier kräftige Pferde sträubten die Mähnen und stampften voll Ungeduld das Pflaster.

Unten an der Freitreppe wartete Ali, das Gesicht von Schweiß glänzend; er schien von einem langen Gange zu kommen.

„Nun?“ fragte ihn der Graf in arabischer Sprache, „bist Du bei dem Greise gewesen?“

Ali machte ein bejahendes Zeichen.

„Und Du hast ihm den Brief vor die Augen gelegt, wie ich Dir befohlen?“

„Ja,“ machte ehrfurchtsvoll der Sklave.

„Und was hat er gesagt, oder vielmehr gethan?“

Ali stellte sich so unter das Licht, daß ihn sein Herr sehen konnte, und schloß, mit seinem so treuen Verstande das Gesicht des Greises nachahmend, die Augen, wie dies Noirtier that, wenn er ja sagen wollte.

„Gut! er nimmt es an,“ sprach Monte Christo; „brechen wir auf.“

Kaum hatte er dieses Wort entschlüpfen lassen, als bereits der Wagen rollte und die Pferde aus dem Pflaster eine Funkenmasse hervorspringen machten.

Maximilian legte sich in seine Ecke, ohne ein Wort zu sprechen.

Es verging eine halbe Stunde: der Wagen hielt plötzlich an; der Graf hatte an der seidenen Schnur

gezogen, welche mit dem Finger von Ali in Verbindung stand.

Der Nubier stieg ab und öffnete den Schlag. Die Nacht funkelte von Sternen. Man war oben an der Anhöhe von Villedejuif, auf dem Plateau, von wo aus Paris wie ein düsteres Meer seine Millionen von Lichtern bewegt, welche phosphorescirende Wellen zu sein scheinen, Wellen, geräuschvoller, leidenschaftlicher, wüthender, gieriger, als die des aufgebrachten Oceans, Wellen, die nicht die Ruhe kennen, wie die der weiten See, Wellen, welche beständig an einander stoßen, stets schäumen, immer verschlingen.

Der Graf blieb allein, und auf ein Zeichen seiner Hand fuhr der Wagen ein paar Schritte weiter. Lange betrachtete er mit gekreuzten Armen diesen Schmelzofen, in welchem sich alle die Ideen vermengen, krümmen, drehen und gestalten, alle diese Ideen, welche aus dem kochenden Schlunde hervorstürzen, um die Welt in Bewegung zu setzen. Als er seinen mächtigen Blick auf dieses Babylon geheftet hatte, das die religiösen Dichter, wie die materialistischen Spötter träumen macht, sprach er den Kopf neigend und die Hände wie zum Gebete faltend:

„Große Stadt! es sind weniger als sechs Monate, daß ich durch deine Thore eingetreten bin. Ich glaube, daß mich der Geist Gottes zu dir geführt hatte, triumphirend führt er mich von dir zurück. Das Geheimniß meiner Gegenwart in deinen Mauern habe ich diesem Gotte anvertraut, der allein in meinem Herzen zu lesen vermochte; er allein weiß, daß ich mich ohne Haß und ohne Stolz, doch nicht ohne Bedauern entferne; er allein weiß, daß ich nicht meinetwegen und nicht um eitler Ursachen willen von der Macht, die er mir anvertraut, Gebrauch gemacht habe. Oh! große Stadt! in deinem zitternden Schooße habe ich gefunden, was ich suchte; ein geduldiger Gräber, durchwühlte ich deine Eingeweide, um das Böse daraus hervorzutreiben; nun

ist mein Werk erfüllt, meine Sendung beendigt; nun kannst Du mir weder mehr Freude, noch Schmerzen bieten, Gott befohlen, Paris!"

Sein Blick schwebte noch einmal wie der eines Geistes der Nacht über die Ebene hin; dann fuhr er mit der Hand nach der Stirne, stieg wieder in seinen Wagen, dieser schloß sich hinter ihm und verschwand bald auf der andern Seite der Anhöhe in einem Wirbel von Staub und Geräusch.

Siebenzehntes Kapitel.

Das Haus der Allées de Meillan.

Sie legten zehn Stunden zurück, ohne ein Wort zu sprechen, Morrel träumte, Monte Christo schaute den Träumer an.

„Morrel," sagte der Graf endlich zu diesem, „sollten Sie es bereuen, daß Sie mir gefolgt sind?"

„Nein, Herr Graf, doch Paris verlassen . . ."

„Hätte ich geglaubt, das Glück erwarte Sie in Paris, so würde ich Sie dort gelassen haben."

„In Paris ruht Valentine, und von Paris scheiden heißt sie zum zweiten Male verlieren."

„Maximilian," sprach der Graf, „Freunde, welche wir verloren haben, ruhen nicht in der Erde; sie sind in unserem Herzen begraben, und Gott hat es so gewollt, damit wir stets begleitet wären. Ich habe zwei Freunde, welche mich auf diese Art beständig begleiten: der eine ist derjenige, welcher mir das Leben, der andere

der, welcher mir den Verstand gegeben hat. Der Geist von Beiden lebt in mir. Ich befrage sie im Zweifel, und wenn ich etwas Gutes gethan, so habe ich es ihren Rathschlägen zu verdanken. Berathen Sie sich mit der Stimme Ihres Herzens, Morrel, und fragen Sie dieselbe, ob Sie mir fortwährend dieses böse Gesicht machen sollen."

„Mein Freund," sprach Morrel, „die Stimme meines Herzens ist sehr traurig und verheißt mir nur Unglück."

„Es ist das Eigenthümliche geschwächter Geister, daß sie alle Dinge nur durch einen schwarzen Flor sehen; es ist die Seele, die sich selbst ihre Horizonte bildet: Ihre Seele ist düster, und sie ist es, die Ihnen einen stürmischen Himmel macht."

„Das mag wahr sein," sagte Maximilian; und er verfiel wieder in seine Träumerei.

Die Reise ging mit der wunderbaren Schnelligkeit vor sich, welche in der Macht des Grafen lag: die Städte zogen wie Schatten auf ihrem Wege vorüber. Von den ersten Winden des Herbstes geschüttelt, schienen ihnen die Bäume wie zerzauste Riesen entgegenzukommen und entflohen rasch, sobald sie dieselben erreicht hatten. Am andern Morgen kamen sie in Châlons an, wo sie das Dampfboot des Grafen erwartete; ohne einen Augenblick zu verlieren, wurde der Wagen an Bord gebracht; die zwei Reisenden waren bereits eingeschifft.

Das Fahrzeug war vortrefflich für den raschen Lauf gebaut, man hätte glauben sollen, es wäre eine indische Pirogue; seine zwei Räder schienen zwei Flügel, mit denen es das Wasser streifte wie ein Wandervogel; Morrel selbst empfand jene Berauschung der Geschwindigkeit, und zuweilen war der Wind, der seine Haare flattern machte, nahe daran, für einen Augenblick die Wolken von seiner Stirne zu zerstreuen.

Was den Grafen betrifft, so schien ihn, je mehr

er sich von Paris entfernte, eine beinahe übermenschliche Heiterkeit wie eine Glorie zu umgeben; es war, als kehrte ein Verbannter in sein Vaterland zurück.

Marseille, weiß, warm, lebendig; Marseille, die jüngere Schwester von Tyrus und Carthago, die ihnen in der Herrschaft auf dem mittelländischen Meere folgte; Marseille, immer jünger, je mehr es altert, erschien bald vor ihren Augen. Sie boten den Reisenden einen an Erinnerungen fruchtbaren Anblick, dieser runde Thurm, dieses Fort Saint-Nicolas, das Stadthaus des Puget, der Hafen mit den Quais von Backsteinen, wo Beide als Kinder gespielt hatten.

Beide blieben im Einklang auf der Cannebière stehen.

Ein Schiff ging nach Algier ab; die Ballen, die auf dem Verdecke aufgehäuften Passagiere, die Menge der Verwandten, der Freunde, die hier Abschied nahmen, weinten und schrieen, ein stets rührendes Schauspiel, selbst für diejenigen, welche demselben jeden Tag beiwohnen, diese ganze Bewegung vermochte Maximilian einem Gedanken nicht zu entreißen, der ihn ergriff, sobald er den Fuß auf die breiten Platten des Quai setzte.

„Sehen Sie," sagte er, Monte Christo beim Arme fassend, „dies ist der Ort, wo mein Vater stand, als der Pharaon in den Hafen einlief; hier warf sich der brave Mann, den Sie vom Tode und von der Schande erretteten, in meine Arme; ich fühle noch seine Thränen auf meinem Antlitz, und er weinte nicht allein, sondern es weinten noch viele Leute, die uns sahen."

Monte Christo lächelte und sprach, auf eine Straßenecke deutend:

„Ich war dort."

Als er dies sagte, hörte man in der von ihm angegebenen Richtung ein schmerzliches Seufzen, und man sah eine Frau, welche einem Passagier des abgehenden Schiffes Zeichen machte. Diese Frau war verschleiert; Monte Christo schaute sie mit einer Erschütterung an,

welche Morrel leicht wahrgenommen hätte, wären seine Augen nicht auf das Schiff geheftet gewesen.

„Oh, mein Gott!“ rief Morrel, „ich täusche mich nicht! jener junge Mann mit der Contreepaulette des Unterlieutenant ist Albert von Morcerf!“

„Ja,“ sprach Monte Christo, „ich habe ihn erkannt.“

„Wie kann dies sein? Sie schauten auf die entgegengesetzte Seite?“

Der Graf lächelte, wie er es machte, wenn er nicht antworten wollte.

Und seine Augen kehrten zu der verschleierten Frau zurück, welche an der Straßenecke verschwand. Dann wandte er sich um und sagte zu Maximilian:

„Lieber Freund, haben Sie nichts in dieser Gegend zu thun?“

„Ich habe auf dem Grabe meines Vaters zu weinen,“ antwortete Morrel mit dumpfem Tone.

„Es ist gut, gehen Sie und erwarten Sie mich dort, ich werde Sie abholen.“

„Sie verlassen mich?“

„Ja . . . ich habe auch einen frommen Besuch zu machen.“

Morrel ließ seine Hand in die Hand fallen, die ihm der Graf reichte; dann entfernte er sich von diesem mit einer Bewegung des Kopfes, deren schwermüthiger Ausdruck sich nicht schildern läßt, und wandte sich nach dem Osten der Stadt.

Monte Christo ließ Maximilian weggehen und blieb auf derselben Stelle, bis er verschwunden war; dann erst wanderte er nach den Allées de Meillan, um das kleine Haus aufzusuchen, mit dem unsere Leser am Anfange dieser Geschichte vertraut geworden sind.

Es erhob sich noch im Schatten der großen Lindenallee, die den müßigen Marseillern als Spaziergang dient, tapezirt mit großen Vorhängen von Weinreben, welche auf dem durch die glühende Sonne des Süden

vergelbten Gesteine ihre geschwärzten und durch das Alter ausgezackten Arme kreuzten.

Zwei steinerne, durch das Reiben der Füße abgenutzte Stufen führten zu der Hausthüre, welche aus drei Brettern bestand, die trotz ihrer jährlichen Trennung nie den Mastix oder den Anstrich kennen gelernt hatten und stets geduldig warteten, bis die Feuchtigkeit ihre Wiederannäherungen bewerstelligte.

Dieses trotz seines Alters ganz reizende, trotz seiner scheinbaren Armseligkeit ganz heitere Haus war dasselbe, welches einst der Vater Dantes bewohnte. Nur bewohnte der Greis die Mansarde, während der Graf das ganze Haus zur Verfügung von Mercedes gestellt hatte.

Hier trat die Frau mit dem langen Schleier ein, welche Monte Christo von dem abgehenden Schiffe sich entfernen sah; sie schloß die Thüre in der Secunde, wo er an der Straßenecke erschien, so daß sie beinahe in dem Augenblick verschwand, in welchem er sie wiederfand.

Für ihn waren die ausgetretenen Stufen alte Bekannte; er verstand es besser, als irgend Jemand, diese Thüre zu öffnen, deren innere Klinke ein Nagel mit breitem Kopfe hob.

Er trat auch ein, ohne zu klopfen, ohne sich melden zu lassen, wie ein Freund, wie ein Gast.

Am Ende eines mit Backsteinen gepflasterten Ganges, öffnete sich, reich an Wärme, an Sonne und an Licht, ein kleiner Garten, derselbe, wo an dem bezeichneten Orte Mercedes die Summe gefunden hatte, deren Verwahrung der Graf aus Zartgefühl vierundzwanzig Jahre zurückdatirte; von der Schwelle der Hausthüre erblickte man die ersten Bäume dieses Gartens.

Auf die Schwelle gelangt, hörte Monte Christo ein Seufzen, das einem Schluchzen glich. Dieses Seufzen leitete seinen Blick, und unter einer Laube von virginischem Jasmin mit dickem Blätterwerk und purpur-

nen Blüthen gewahrte er Mercedes, welche mit gesenktem Kopfe und weinend auf einer Bank saß.

Sie hatte ihren Schleier zurückgeschlagen, und allein unter dem Auge des Himmels, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, ließ sie ihren durch die Gegenwart des Sohnes so lange zurückgehaltenen Thränen und Seufzern freien Lauf.

Monte Christo machte einige Schritte; der Sand krachte unter seinen Füßen.

Mercedes hob das Haupt und stieß einen Schrei des Schreckens aus, als sie einen Mann vor sich sah.

„Madame," sprach der Graf, „es liegt nicht mehr in meiner Gewalt, Ihnen das Glück zu bringen, doch ich biete Ihnen den Trost: wollen Sie ihn als von einem Freunde kommend annehmen?"

„Ich bin in der That sehr unglücklich," erwiederte Mercedes; „allein auf der Welt ... Ich besaß nur meinen Sohn, und er hat mich verlassen."

„Und er hat wohl daran gethan, Madame, Ihr Sohn ist ein edles Herz," versetzte der Graf. „Er hat begriffen, daß jeder Mensch dem Vaterlande einen Tribut schuldig ist: die einen ihre Talente, die andern ihren Gewerbsfleiß; diese ihre Nachtarbeiten, jene ihr Blut. Bei Ihnen verweilend, würde er sein unnütz gewordenes Leben verbraucht haben; er hätte sich an Ihre Schmerzen nicht gewöhnen können. Er wäre feindselig durch Ohnmacht geworden: im Kampfe gegen sein Mißgeschick, das er sicherlich in Glück verwandelt, wird er groß und stark werden. Lassen Sie ihn Ihrer Beider Zukunft wiederherstellen, Madame; ich wage Ihnen zu versprechen, daß sie in sicheren Händen ist."

„Oh! dieses Glück," sagte die arme Frau, traurig den Kopf schüttelnd, „dieses Glück, das ich ihm zu bewilligen Gott aus dem Grunde meines Herzens bitte, werde ich nicht genießen. Es sind so viele Dinge in mir und um mich her in Trümmer gegangen, daß ich mich meinem Grabe nahe fühle. Sie haben wohl daran

gethan, Herr Graf, mich an einen Ort zu versetzen, wo ich so glücklich gewesen bin. Da, wo man glücklich gewesen ist, muß man sterben."

„Ach! alle Ihre Worte, Madame, fallen bitter und brennend auf mein Herz, um so bitterer und um so brennender, als Sie Recht haben, wenn Sie mich hassen: ich habe Ihr ganzes Unglück verursacht. Warum werfen Sie mir meine Schuld nicht vor, warum klagen Sie mich nicht an?"

„Sie hassen, Sie anschuldigen; Sie, Edmond . . den Mann, der meinem Sohne das Leben gerettet hat, hassen, anschuldigen, denn nicht wahr, es ist Ihre unselige, blutige Absicht gewesen, Herrn von Morcerf den Sohn zu tödten, auf den er so stolz war? Oh! schauen Sie mich an, und Sie werden sehen, ob an mir auch nur ein Schein von Vorwurf wahrzunehmen ist."

Der Graf schlug seine Augen auf und betrachtete Mercedes, welche, halb stehend, ihre Hände gegen ihn ausstreckte.

„Oh! schauen Sie mich an," fuhr sie mit einem Gefühle tiefer Schwermuth fort; „man kann den Glanz meiner Augen heute ertragen, es ist nicht mehr die Zeit, wo ich Edmond Dantes zulächelte, der mich dort an dem Fenster jener von seinem alten Vater bewohnten Mansarde erwartete. . . Seit damals sind viele schmerzliche Tage verlaufen und haben einen Abgrund zwischen mir und jener Zeit gegraben. Sie anklagen, Edmond, Sie hassen, mein Freund, nein! mich klage ich an, mich hasse ich! Oh! ich Elende!" rief sie die Hände faltend und die Augen zum Himmel aufschlagend. „Bin ich bestraft worden! . . Ich hatte die Religion, die Unschuld, die Liebe, dieses dreifache Glück, das die Engel bildet, und ich Elende zweifelte an Gott."

Monte Christo ging einen Schritt auf sie zu und reichte ihr schweigend die Hand.

„Nein, sprach sie, sachte die ihrige zurückziehend, „nein, mein Freund, berühren Sie mich nicht. Sie

haben mich verschont, und dennoch war ich von allen denjenigen, welche Sie geschlagen, die Schuldigste. Alle Andere haben aus Haß, aus Habgier, aus Selbstsucht gehandelt, ich handelte aus Feigheit; sie begehrten, ich hatte Furcht. Nein, drücken Sie meine Hand nicht, Edmond. Sie sinnen auf ein liebevolles Wort, ich fühle dies, sagen Sie es nicht, behalten Sie es für eine Andere, ich bin dessen nicht würdig. Sehen Sie . . . (sie entblößte ihr Gesicht völlig) sehen Sie, das Unglück hat meine Haare grau gemacht; meine Augen haben so viele Thränen vergossen, daß sie von blauen Adern umzogen sind; meine Stirne runzelt sich. Sie, Edmond, sind im Gegentheil immer jung, immer schön, immer stolz. Das kommt davon her, daß Sie den Glauben, daß Sie die Kraft gehabt haben, daß Sie auf Gott bauten, und daß Gott Sie unterstützte. Ich bin feig gewesen, ich habe Gott verleugnet, Gott hat mich verlassen, und so bin ich nun."

Mercedes zerfloß in Thränen; das Herz der Frau brach unter dem gewaltigen Stoße der Erinnerungen.

Monte Christo nahm ihre Hand und küßte sie ehrfurchtsvoll; aber sie fühlte selbst, daß dieser Kuß ohne Gluth war, wie der, den Graf auf die marmorne Hand der Bildsäule einer Heiligen gedrückt hätte.

„Es gibt prädestinirte Wesen," fuhr sie fort, „Wesen, deren ganze Zukunft ein erster Fehler zertrümmert. Ich hielt Sie für todt und hätte sterben sollen; denn wozu nützte es, daß ich die Trauer um Sie ewig in meinem Herzen trug? nur dazu, daß aus einer Frau von neun und dreißig Jahren eine Frau von fünfzig wurde. Wozu hat es genützt, daß ich Sie allein unter Allen erkannte und allein meinen Sohn rettete? Mußte ich nicht den Mann, den ich als Gatten angenommen, so schuldig er auch war, ebenfalls retten! Doch ich ließ ihn sterben; mein Gott! was sage ich, ich trug durch meine feige Unempfindlichkeit, durch meine Verachtung zu seinem Tode bei, indem ich mich nicht erinnerte, nicht erinnern wollte,

daß er sich meinetwegen zum Verräther und Meineidigen gemacht hatte! Wozu nützt es endlich, daß ich meinen Sohn bis hierher begleitet habe, da ich mich hier von ihm trenne, da ich ihn allein abreisen lasse, da ich ihn dem verzehrenden Boden von Afrika preisgebe! Oh! ich bin feig gewesen, sage ich Ihnen, ich habe meine Liebe verleugnet und bringe, wie die Abtrünnigen, Allem, was mich umgibt, Unglück!"

„Nein, Mercedes," sprach Monte Christo, „nein! fassen Sie eine bessere Meinung von sich selbst. Nein, Sie sind eine edle, fromme Frau und haben mich durch Ihren Schmerz entwaffnet; doch unsichtbar, unbekannt, aufgebracht, war hinter mir ein Gott, in dessen Auftrag ich handelte, und der den Blitz, welchen ich geschleudert hatte, nicht zurückhalten wollte. Oh! ich beschwöre diesen Gott, zu dessen Füßen ich mich seit zehn Jahren jeden Tag niederwerfe, ich rufe diesen Gott zum Zeugen an, daß ich Ihnen dieses Leben, und mit diesem Leben die Pläne, die damit verbunden waren, zum Opfer gebracht hatte. Doch ich sage es mit Stolz, Mercedes, Gott bedurfte meiner, und ich starb nicht. Prüfen Sie die Vergangenheit, prüfen Sie die Gegenwart, suchen Sie die Zukunft zu errathen und sehen Sie, ob ich nicht das Werkzeug des Herrn bin; das gräßlichste Unglück, die grausamsten Leiden, der Abfall aller derjenigen, welche mich liebten, die Verfolgung der Menschen, die mich nicht kannten, dies ist der erste Theil meines Lebens; dann plötzlich, nach der Gefangenschaft, nach der Einsamkeit, nach dem Elend, die Luft, die Freiheit, ein so glänzendes, so wunderbares, so maßloses Glück, daß ich, ohne blind zu sein, denken mußte, Gott habe es mir in großen Absichten geschickt. Von da an erschien mir dieses Glück als ein Priesterthum, von da an war nicht ein Gedanke mehr in mir für dieses Leben, dessen Süßigkeit Sie, arme Frau, zuweilen genossen haben; keine Stunde der Ruhe, nicht eine einzige; ich fühlte mich fortgetrieben wie die feurige

Wolke, welche am Himmel hinzieht, um die verfluchten Städte in Asche zu legen. Wie jene abenteuerlichen Kapitäne, die sich zu einer gefahrvollen Reise einschiffen und auf eine gewagte Expedition sinnen, kaufte ich den Proviant ein, lud ich die Gewehre, häufte ich die Mittel zum Angriff und zur Vertheidigung auf, gewöhnte ich meinen Körper an die heftigsten Anstrengungen, meine Seele an die härtesten Dinge, unterrichtete ich meinen Arm im Tödten, meine Augen im Leidensehen, meinen Mund im Lächeln bei dem gräßlichsten Anblick; früher gut, vertrauensvoll, vergessend, machte ich mich rachsüchtig, heuchlerisch, böse, oder vielmehr unempfindlich, wie das taube und blinde Verhängniß. Dann warf ich mich auf den mir geöffneten Pfad, ich durchschnitt den Raum, ich berührte das Ziel: wehe denen, welche ich auf meinem Wege traf!"

„Genug!" sagte Mercedes, „genug Edmond; glauben Sie mir, daß diejenige, welche Sie allein zu erkennen vermochte, auch allein Sie verstehen konnte. Edmond, hätten Sie diejenige, welche Sie zu erkennen, zu begreifen vermochte, auf Ihrem Wege getroffen und wie ein Glas zerbrochen, sie hätte Sie bewundern müssen, Edmond! Wie eine Kluft zwischen mir und der Vergangenheit befestigt ist, so besteht auch eine Kluft zwischen Ihnen und den andern Menschen: und meine schmerzlichste Qual, ich sage es Ihnen, ist es zu vergleichen; denn es gibt nichts auf der Welt, was Ihnen an Werth gleichkommt, nichts, was Ihnen ähnlich ist. Nun sagen Sie mir Lebewohl, Edmond, und trennen wir uns."

„Ehe ich Sie verlasse: was wünschen Sie, Mercedes?" fragte Monte Christo.

„Ich wünsche nur Eines, Edmond, daß mein Sohn glücklich werde."

„Bitten Sie den Herrn, der allein das Dasein der Menschen in seinen Händen hält, er möge den Tod von ihm entfernen, das Uebrige sei meine Sorge."

„Ich danke, Edmond.“

„Doch Sie, Mercedes?“

„Ich brauche nichts, ich lebe zwischen zwei Gräbern; das eine ist das von Edmond Dantes, der vor langer Zeit gestorben; ich liebte ihn! dieses Wort steht nicht mehr zu meiner verwelkten Lippe, doch mein Herz erinnert sich noch desselben, und um keinen Preis der Welt möchte ich dieses Andenken meines Herzens verlieren. Das andere ist das eines Menschen, den Edmond Dantes getödtet hat, ich billige die That, aber ich muß für den Todten beten.“

„Ihr Sohn wird glücklich werden, Madame,“ wiederholte der Graf.

„Dann werde ich so glücklich sein, als ich sein kann.“

„Doch was gedenken Sie ... am Ende ... zu thun?“

Mercedes lächelte traurig.

„Wollte ich Ihnen sagen, ich werde in dieser Gegend leben, wie die Mercedes von ehemals, das heißt arbeiten, so würden Sie mir nicht glauben; ich vermag nur noch zu beten, doch ich bedarf der Arbeit nicht; der von Ihnen vergrabene kleine Schatz hat sich an dem bezeichneten Orte gefunden; man wird forschen, wer ich bin, man wird fragen, was ich mache, man wird nicht wissen, wovon ich lebe; was liegt daran? das ist eine Angelegenheit zwischen Gott, Ihnen und mir.“

„Mercedes,“ sprach der Graf, „ich mache Ihnen keinen Vorwurf, doch Sie haben das Opfer übertrieben, indem Sie das ganze von Herrn von Morcerf angehäufte Vermögen Fremden überließen, während die Hälfte von Rechts wegen Ihrer Sparsamkeit und Wachsamkeit zukam.“

„Ich sehe, was Sie mir vorschlagen wollen, doch ich kann es nicht annehmen, Edmond, mein Sohn würde es mir verbieten.“

„Ich werde mich auch wohl hüten, etwas für Sie

zu thun, was nicht die Billigung von Herrn Albert von Morcerf hätte. Ich werde seine Ansichten erforschen und mich denselben unterwerfen. Doch machen Sie sich anheischig, wenn er das, was ich thun will, annimmt, ihn ohne Widerstreben nachzuahmen?"

„Sie wissen, Edmond, daß ich kein denkendes Geschöpf mehr bin; ich habe keine Entschließung, wenn nicht die, mich nie mehr zu entschließen. Gott schüttelte mich dergestalt in seinen Stürmen, daß ich den Willen verloren habe. Ich bin wie ein Sperling in den Klauen des Adlers. Gott will nicht, daß ich sterbe, da ich lebe. Schickt er mir Hülfe, so wird er dies wollen, und ich werde sie annehmen."

„Seien Sie auf Ihrer Hut, Madame," sprach Monte Christo, „so betet man Gott nicht an! Gott will, daß man ihn verstehe und sich seine Macht erörtere: deßhalb hat er uns den freien Willen gegeben."

„Unglücklicher!" rief Mercedes, „sprechen Sie nicht so zu mir: wenn ich glaubte, Gott hätte mir den freien Willen gegeben, was bliebe mir, um mich vor der Verzweiflung zu retten?"

Monte Christo erbleichte leicht und neigte das Haupt, niedergebeugt durch die Heftigkeit des Schmerzes.

„Wollen Sie mir nicht auf Wiedersehen sagen?" sprach er, ihr die Hand reichend.

„Im Gegentheile, ich sage Ihnen auf Wiedersehen und beweise damit, daß ich noch hoffe," antwortete Mercedes, feierlich auf den Himmel deutend.

Und nachdem sie die Hand des Grafen mit ihrer bebenden Hand berührt, stürzte Mercedes nach der Treppe und verschwand aus seinen Augen.

Monte Christo verließ langsam das Haus und schlug den Weg nach dem Hafen ein.

Doch Mercedes sah nicht, wie er sich entfernte, obgleich sie in dem kleinen Zimmer des Vaters von Dantes an dem Fenster stand. Ihre Augen suchten in

der Ferne das Schiff, das ihren Sohn nach dem weiten Meere forttrug.

Wohl murmelte ihre Stimme gleichsam unwillkührlich und ganz leise:

„Edmond! Edmond! Edmond!“

Achtzehntes Kapitel.

Die Vergangenheit.

Der Graf ging mit wundem Herzen aus dem Hause, wo er Mercedes zurückließ, um sie aller Wahrscheinlichkeit nach nie mehr zu sehen.

Seit dem Tode des kleinen Eduard war eine gewaltige Veränderung in Monte Christo vorgegangen. Auf dem Gipfel seiner Rache angelangt, zu dem er auf einem steilen und gekrümmten Pfade hinaufgestiegen war, hatte er auf der anderen Seite des Berges den Abgrund des Zweifels erblickt.

Mehr noch: das Gespräch, das so eben zwischen ihm und Mercedes stattgefunden, hatte so viele Erinnerungen in seinem Herzen erweckt, daß diese Erinnerungen selbst bekämpft werden mußten.

Ein Mann von der mächtigen Beschaffenheit des Grafen konnte nicht lange in dieser Schwermuth schweben, welche gemeine Geister, denselben eine scheinbare Originalität verleihend, leben zu lassen vermag, erhabene Seelen aber tödtet. Der Graf sagte sich, insofern es beinahe dahin gekommen, daß er sich mißbilligt hätte, müßte sich ein Irrthum in seine Berechnungen eingeschlichen haben.

„Ich betrachte die Vergangenheit in einem falschen Lichte," sprach er, „ich kann mich nicht so sehr getäuscht haben.

„Wie!" fuhr er fort, „der Zweck, den ich mir vorgesetzt, wäre ein unsinniger Zweck gewesen! wie! ich hätte seit zehn Jahren einen falschen Weg verfolgt! wie! eine Stunde hätte genügt, um dem Architekten zu beweisen, das Werk aller seiner Hoffnungen wäre ein, wenn nicht unmögliches, doch wenigstens gotteslästerliches Werk!

„Ich will mich an diesen Gedanken nicht gewöhnen, er würde mich verrückt machen. Was meinem Urtheile von heute fehlt, ist die genaue Würdigung der Vergangenheit, weil ich diese Vergangenheit vom andern Ende des Horizonts ansehe. In der That, je mehr man fortschreitet, desto mehr verschwindet die Vergangenheit nach dem Maaßstabe der Entfernung, der Landschaft ähnlich, die man durchwandert. Es begegnet mir, was den Leuten begegnet, die sich im Traume verwundet haben: sie sehen und fühlen ihre Wunde und erinnern sich nicht, dieselbe bekommen zu haben.

„Vorwärts Wiedergeborener; vorwärts unermeßlich Reicher; vorwärts, erweckter Schläfer; vorwärts allmächtiger Seher; vorwärts unbesiegbarer Millionär, nimm für einen Augenblick wieder die traurige Perspective Deines elenden, hungerigen Lebens, durchwandere wieder die Wege, auf die Dich das Verhängniß gestoßen und das Unglück geführt, wo die Verzweiflung Dich aufgenommen hat; es strahlen heute zu viele Diamanten, zu viel Gold, zu viel Glück auf den Gläsern des Spiegels, worin Monte Christo Dantes betrachtet; verbirg diese Diamanten, beschmutze dieses Gold, vertilge diese Strahlen; Reicher, suche den Armen auf; Freier, suche den Gefangenen auf; Wiedererweckter, suche den Leichnam auf."

Während Monte Christo so mit sich sprach, folgte er der Rue de la Caisserie. Es war die Straße, durch

die ihn vier und zwanzig Jahre vorher eine schweigsame, nächtliche Wache geführt hatte; diese Häuser mit dem lachenden, belebten Anblick waren in jener Nacht, düster, stumm und geschlossen.

„Es sind dennoch dieselben," murmelte Monte Christo; „nur war es damals Nacht, und heute ist es heller Tag, die Sonne beleuchtet dies Alles, die Sonne macht Alles freudig.

Er ging auf dem Quai hinab durch die Rue Saint-Laurent, und wanderte nach der Consigne; dies war der Punkt des Hafens, wo man ihn eingeschifft hatte. Ein zu Spazierfahrten bestimmtes Schiff kam mit seinem Drillichdache vorüber; Monte Christo rief dem Patron, der sogleich mit dem Eifer auf ihn zufuhr, den die Ruderer an den Tag legen, wenn sie eine gute Ernte riechen.

Das Wetter war herrlich, die Fahrt war ein Fest. Am Horizont stieg die Sonne roth und flammend in die Wellen hinab, die sich bei ihrer Annäherung entzündeten; glatt wie ein Spiegel, runzelte sich zuweilen das Meer unter den Sprüngen von Fischen, die, von irgend einem verborgenen Feinde verfolgt, sich aus dem Wasser warfen, um ihr Heil von einem anderen Elemente zu fordern; in der Ferne sah man endlich, weiß und anmuthig wie die Wandermeven, die Fischerbarken, die sich nach den Martigues begaben, und die für Corsica oder Spanien geladenen Schiffe hinziehen.

Trotz dieses schönen Himmels, trotz dieser Barken mit den anmuthigen Umrissen, trotz des goldenen Lichtes, das die Landschaft übergoß, erinnerte sich der Graf, in seinen Mantel gehüllt, hinter einander aller der einzelnen Umstände dieser furchtbaren Fahrt: das einzige Licht, das bei den Catoloniern brannte, der Anblick des Castells If, der ihn belehrte, wohin er geführt wurde, der Kampf mit den Gendarmen, als er sich in das Meer stürzen wollte, seine Verzweiflung, da er sich besiegt sah, und die kalte Empfindung des Carabinerlaufes, der sich wie

ein eiserner Ring an seinen Schlaf drückte, Alles dies trat lebhaft vor sein Gedächtniß.

Und allmählig fühlte der Graf von Monte Christo, wie jene durch den Sommer ausgetrockneten Quellen, welche, wenn sich die Herbstwolken aufhäufen, nach und nach sich befeuchten und Tropfen für Tropfen Wasser von sich geben, fühlte der Graf von Monte Christo, sagen wir, Tropfen für Tropfen in seiner Brust die alte ausgetretene Galle quellen, die einst das Herz von Edmond Dantes überströmt hatte.

Für ihn gab es von nun an keinen schönen Himmel, keine anmuthige Barken, kein glühendes Licht mehr, der Himmel umzog sich mit einem Trauerflor, und die Erscheinung des schwarzen Riesen, den man das Castell If nennt, machte ihn beben, als ob plötzlich das Gespenst eines Todfeindes vor ihn getreten wäre.

Man kam an Ort und Stelle.

Instinktmäßig wich der Graf bis an das Ende der Barke zurück.

Der Patron mochte immerhin mit seinem freundlichsten Tone sagen:

„Wir landen, mein Herr."

Monte Christo erinnerte sich, daß er auf derselben Stelle, auf demselben Felsen von seinen Wachen fortgeschleppt worden war, daß man ihn, mit der Spitze eines Bajonetes in seine Seite stechend, diese jähe Treppe hinaufzusteigen genöthigt hatte.

Der Weg war Dantes sehr lang vorgekommen; Monte Christo hatte ihn sehr kurz gefunden; jeder Ruderschlag machte mit dem feuchten Staube des Meeres eine Million von Gedanken und Erinnerungen emporspringen.

Seit der Julirevolution waren keine Gefangene mehr im Castell If; ein Posten, bestimmt, das Schmuggeln zu verhindern, bewohnte allein seine Wachtstuben; der Hausmeister erwartete die Fremden an der Thüre,

um ihnen dieses Denkmal des Schreckens zu zeigen, das sich in ein Denkmal der Neugierde verwandelt hatte.

Und obgleich er von allen diesen Einzelnheiten unterrichtet war, bemächtigte sich doch, als er unter das Gewölbe trat, als er die schwarze Treppe hinabstieg, als er in die Kerker geführt wurde, die er zu sehen verlangt hatte, eine kalte Bläße seiner Stirne, deren eisiger Schweiß bis in sein Herz zurückgedrängt wurde.

Der Graf erkundigte sich, ob noch irgend ein Gefangenwärter aus der Zeit der Restauration vorhanden wäre; alle waren mit Ruhegehalt entlassen, oder zu anderen Aemtern übergegangen.

Der Hausmeister, der ihm das Castell zeigte, war erst seit 1830 da.

Man führte ihn in seinen eigenen Kerker.

Er sah wieder das bleiche Licht durch das enge Luftloch dringen, er sah den Platz, wo einst sein, seitdem weggenommenes, Bett stand, und hinter dem Bette, obgleich verstopft, doch immer noch durch die neueren Steine sichtbar, die von dem Abbé Faria gemachte Oeffnung.

Monte Christo fühlte, wie seine Beine wankten; er nahm einen hölzernen Schemel und setzte sich darauf.

„Erzählt man auch noch andere Geschichten von dem Castell, außer der von der Einkerkerung von Mirabeau?“ fragte der Graf; „gibt es irgend eine Sage über diese finsteren Kerker, von denen man kaum glauben kann, es sei je ein Mensch lebendig darin eingeschlossen gewesen?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Hausmeister, „und gerade von diesem Kerker hat mir der Gefangenwärter Antoine eine Geschichte mitgetheilt.“

Monte Christo bebte. Der Gefangenwärter Antoine war sein Gefangenwärter gewesen. Er hatte seinen Namen und sein Gesicht beinahe vergessen, doch als man ihm denselben nannte, sah er ihn wieder vor sich, wie er war, mit seinem dicken Barte, seinem braunen Wamms und seinem Schlüsselbund, dessen Klirren er noch zu hören wähnte.

Der Graf wandte sich um, er glaubte ihn im Gange mitten in dem Schatten zu sehen, welcher durch das Licht der in der Hand des Hausmeisters brennenden Fackel noch dichter geworden war.

„Soll ich dem Herrn die Geschichte erzählen?“ fragte der Hausmeister.

„Ja,“ erwiederte Monte Christo, „sprechen Sie.“

Und erschrocken darüber, daß er seine eigene Geschichte erzählen hören sollte, legte er die Hand auf seine Brust, um ein heftiges Schlagen des Herzens zurückzudrängen.

„Sprechen Sie,“ wiederholte er.

„Dieser Kerker,“ sagte der Hausmeister, „war vor langer Zeit von einem, wie es scheint, sehr gefährlichen Menschen bewohnt, von einem Menschen, den man um so mehr für gefährlich zu halten hatte, als er voll Gewandtheit und Schlauheit war. Gleichzeitig mit ihm bewohnte ein anderer Mensch das Castell; dieser war nicht bösartig, sonder nnur ein armer, närrischer Priester.“

„Ah! ja, närrisch,“ wiederholte Monte Christo, „und worin bestand seine Narrheit?“

„Er bot Millionen, wenn man ihn in Freiheit setzen würde.“

Monte Christo schlug die Augen zum Himmel auf, doch er sah den Himmel nicht; es war ein steinerner Schleier zwischen ihm und dem Firmament. Er bedachte, daß ein nicht minder dicker Schleier zwischen den Augen von denjenigen, welchen der Abbé seine Schätze bot, und diesen Schätzen selbst gewesen war.

„Konnten sich die Gefangenen sehen?“ fragte Monte Christo.

„Oh! nein, mein Herr, das war ausdrücklich verboten; doch sie vereitelten das Verbot, indem sie eine Gallerie von einem Kerker zum andern aushöhlten.“

„Wer von Beiden machte die Gallerie?“

„Sicherlich der junge Mann,“ sprach der Hausmeister; „der junge Mann war erfinderisch und stark,

der alte Abbé aber alt und schwach; überdies war sein Geist zu schwankend, als daß er einen Gedanken hätte verfolgen können."

„Die Blinden!" murmelte Monte Christo.

„So viel ist gewiß," fuhr der Hausmeister fort, „der junge Mann höhlte eine Gallerie aus; womit? das weiß man nicht; aber er höhlte sie aus, und zum Beweise dient, daß man noch die Spur davon sieht. Sehen Sie."

Und er hielt die Fackel an die Wand.

„Ah! ja, in der That," sprach Monte Christo mit erschütterter Stimme.

„Daraus ging hervor, daß die Gefangenen mit einander in Verbindung standen. Wie lange diese Verbindung dauerte, weiß man nicht. Eines Tages wurde nun der alte Gefangene krank und starb. Errathen Sie, was der junge that?" fragte der Hausmeister sich unterbrechend.

„Sprechen Sie."

„Er trug den Gestorbenen fort, legte ihn mit der Nase gegen die Wand in sein eigenes Bett, kehrte in den leeren Kerker zurück, verstopfte das Loch und schlüpfte in den Sack des Todten. Haben Sie je von einem solchen Gedanken gehört?"

Monte Christo schloß die Augen und durchwanderte alle Eindrücke, die er empfunden, als ihm die grobe Leinwand, welche noch die Kälte des Leichnams an sich hatte, das Gesicht streifte.

Der Hausmeister fuhr fort:

„Hören Sie, was sein Plan war: er glaubte, man begrabe die Todten im Castell If, und da er vermuthete, man mache sich nicht viel Unkosten mit einem Sarge für die Gefangenen, so gedachte er die Erde mit seinen Schultern aufzuheben; doch zum Unglück war in dem Castell If ein Gebrauch, der seinen Plan verrückte: man begrub die Todten nicht, man beschränkte sich darauf, ihnen eine Kugel an die Füße zu binden und sie in

das Meer zu schleudern, was auch geschah. Unser Mann wurde oben von der Gallerie in das Wasser geworfen; am andern Tage fand man den wahren Todten in seinem Bett, und man errieth Alles, denn die Todtengräber sagten nun, was sie bis dahin nicht zu sagen gewagt hatten, nämlich, sie hätten in dem Augenblick, wo sie den Körper in die Luft geschleudert, einen furchtbaren Schrei gehört, der auf der Stelle durch das Wasser, in welchem er verschwunden, erstickt worden wäre.

Der Graf athmete schmerzlich, der Schweiß lief von seiner Stirne, die Bangigkeit schnürte sein Herz zusammen.

„Nein!“ murmelte er, „nein! der Zweifel, der sich in mir regte, war ein Anfang des Vergessens; doch hier höhlt sich das Herz abermals aus und wird wieder hungerig nach Rache. Und der Gefangene?“ fragte er, „man hat nie von ihm sprechen hören?“

„Nie, gar nie; Sie begreifen, es sind nur zwei Fälle möglich: entweder ist er platt gefallen, und da er fünfzig Fuß hinabstürzte, so wird er auf der Stelle todt gewesen sein.“

„Sie sagten, man habe ihm eine Kugel an die Füße gebunden, folglich wird er senkrecht gefallen sein.“

„Oder er ist senkrecht gefallen,“ fuhr der Hausmeister fort, „dann hat ihn die Kugel auf den Boden hinabgezogen, wo der arme Mensch geblieben ist.“

„Sie beklagen ihn?“

„Meiner Treue, ja! obgleich er in seinem Elemente war.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Es ging das Gerücht, dieser Unglückliche sei seiner Zeit Marineofficier gewesen und als eifriger Bonapartist gefangen gehalten worden.“

„Wahrheit,“ murmelte der Graf, „Gott hat Dich gemacht, um oben auf den Wellen und Flammen zu

schwimmen. Also lebt der arme Seemann in der Erinnerung von einigen Erzählern; man theilt sich seine Geschichte an der Ecke eines Herdes mit und schauert in dem Augenblick, wo er die Luft durchschneidet, um in dem tiefen Meere zu versinken!"

„Man hat nie seinen Namen erfahren?" fragte laut der Graf.

„Ah! ja wohl, wie denn?" versetzte der Hausmeister; „er war nur unter dem Namen Nro. 34 bekannt."

„Villefort! Villefort!" murmelte Monte Christo, „das mußtest Du Dir oftmals sagen, wenn Dich mein Gespenst in schlaflosen Nächten belästigte."

„Will der Herr seinen Besuch fortsetzen?" fragte der Hausmeister.

„Ja, besonders wenn Sie mir das Zimmer des armen Abbé zeigen wollen."

„Ah! des Nro. 27?"

„Ja, des Nro. 27," wiederholte Monte Christo.

Und es kam ihm vor, als höre er noch die Stimme des Abbé Faria, wie dieser ihm die Nummer durch die Mauer zurief.

„Folgen Sie mir."

„Warten Sie," sprach Monte Christo, „lassen Sie mich einen letzten Blick auf alle Theile dieses Kerkers werfen."

„Das ist mir lieb," versetzte der Führer, „ich habe den Schlüssel des andern vergessen."

„Holen Sie ihn."

„Ich lasse die Fackel hier zurück."

„Nein, nehmen Sie die Fackel mit."

„Doch Sie werden ohne Licht bleiben."

„Ich sehe in der Nacht."

„Gerade wie er."

„Wer, er?"

„Der Nro. 34. Man sagt, er habe sich dergestalt an die Dunkelheit gewöhnt, daß er eine Nadel in dem finstersten Winkel seines Kerkers hätte sehen können."

„Er brauchte zehn Jahre, um dazu zu gelangen," murmelte der Graf.

Der Führer entfernte sich mit der Fackel.

Der Graf hatte wahr gesprochen: kaum war er ein paar Minuten in der Finsterniß, als er Alles wie am hellen Tage unterschied.

Er schaute nun umher und erkannte wirklich seinen Kerker.

„Ja," sagte er, „dies ist der Stein, auf welchem ich saß! dies ist die Spur meiner Schultern, welche ihren Eindruck in der Mauer zurückließen! dies ist die Spur des Blutes, das von meiner Stirne floß, als ich mir eines Tags den Schädel an der Wand zerschmettern wollte! . . . Oh! diese Zahlen . . . ich erinnere mich derselben . . . ich machte sie eines Tags, als ich das Alter meines Vaters berechnete, um zu wissen, ob ich ihn lebendig wiederfinden würde, und das Alter von Mercedes, um zu wissen, ob ich sie frei wiedersehen sollte. Ich hatte einen Augenblick Hoffnung, nachdem ich diese Berechnungen gemacht . . . Ich rechnete ohne den Hunger und ohne die Untreue!"

Und ein bitteres Lachen entströmte dem Munde des Grafen. Er hatte wie in einem Traume seinen Vater nach dem Grabe führen . . . Mercedes zum Altar schreiten sehen!

Auf der andern Wand traf eine Inschrift seinen Blick. Sie hob sich noch weiß auf der grünlichen Wand hervor:

„Mein Gott, erhalte mir das Gedächtniß," las der Graf.

„Oh! ja," rief er, „das war das einzige Gebet meiner letzten Zeit; ich verlangte nicht die Freiheit, ich verlangte das Gedächtniß, ich befürchtete, ein Narr zu werden und zu vergessen; mein Gott, Du hast mir das Gedächtniß erhalten, und ich habe mich erinnert. Dank, Dank, mein Gott!"

In diesem Augenblick spiegelte das Licht der Fackel auf den Wänden. Der Führer stieg herab.

Monte Christo ging ihm entgegen.

„Folgen Sie mir," sagte der Hausmeister; und ohne daß man nöthig hatte, wieder an den Tag hinaufzusteigen, ließ er ihn durch ein unterirdisches Gewölbe wandern, das zu einem andern Eingange führte.

Auch hier wurde Monte Christo von einer Welt von Gedanken ergriffen.

Vor Allem fiel ihm der an der Wand gezogene Meridian in die Augen, mit dessen Hülfe der Abbé Faria die Stunden zählte; dann sah er die Ueberreste des Bettes, auf welchem der arme Gefangene gestorben war.

Statt der Beklemmung, die der Graf in seinem Kerker empfunden hatte, erfüllte sein Herz bei diesem Anblick ein höheres, zärtlicheres Gefühl, ein Gefühl der Dankbarkeit, und zwei Thränen rollten aus seinen Augen hervor.

„Hier," sprach der Führer, „hier war der verrückte Abbé, durch dieses Loch kam der junge Mensch zu ihm," und er zeigte Monte Christo die Oeffnung der Gallerie, die man auf dieser Seite nicht verstopft hatte. „An der Farbe des Steines," fuhr er fort, „erkannte ein Gelehrter, daß die zwei Gefangenen ungefähr zehn Jahre mit einander in Verbindung gestanden haben dürften. Die armen Leute müssen sich während dieser zehn Jahre viel gelangweilt haben."

Dantes nahm ein paar Louisd'or aus seiner Tasche und reichte seine Hand dem Manne, der ihn zum zweiten Male beklagte, ohne ihn zu kennen.

Der Hausmeister nahm sie, im Glauben, er erhalte einige Stücke Silbermünze, doch bei dem Scheine der Fackel erkannte er den Werth der Summe, die ihm der Fremde gab.

„Mein Herr," sagte er zu ihm, „Sie haben sich getäuscht."

„Wie so?"

„Sie haben mir Gold gegeben.“

„Ich weiß es wohl.“

„Wie! Sie wissen es?“

„Ja.“

„Es ist Ihre Absicht, mir dieses Gold zu geben?“

„Ja.“

„Und ich kann es mit gutem Gewissen behalten?“

„Ja.“

Der Concierge schaute Monte Christo voll Erstaunen an.

„Ehrlichkeit!“ murmelte der Graf wie Hamlet.

„Mein Herr,“ sagte der Hausmeister, der nicht an sein Glück zu glauben wagte, „mein Herr, ich begreife Ihre Großmuth nicht.“

„Sie ist doch leicht zu begreifen, mein Freund,“ versetzte der Graf: „ich bin Seemann gewesen und Eure Geschichte mußte mich mehr rühren, als Euch.“

„Mein Herr,“ sprach der Führer, „da Sie so großmüthig sind, so verdienen Sie, daß ich Ihnen etwas anbiete.“

„Was habt Ihr mir anzubieten, mein Freund? Muscheln, Stroharbeiten? Ich danke.“

„Nein, mein Herr, nein; einen Gegenstand, der sich auf die so eben erzählte Geschichte bezieht.“

„In der That!“ rief der Graf, „was ist es denn?“

„Hören Sie,“ sprach der Hausmeister, „hören Sie, wie das gekommen ist: ich sagte mir, man findet immer etwas in einem Zimmer, in welchem ein Gefangener fünfzehn Jahr geblieben ist, und ich fing an die Wände zu sondiren.“

„Ah!“ rief Monte Christo, sich des doppelten Versteckes des Abbé erinnernd.

„Nach langem Nachsuchen,“ fuhr der Hausmeister fort, „entdeckte ich, daß es oben am Bette und unter dem Herde des Kamines hohl klang.“

„Ja,“ sprach Monte Christo, „ja.“

„Ich nahm die Steine weg und fand . . ."

„Eine Strickleiter, Werkzeug!" rief der Graf.

„Woher wissen Sie dies?" fragte der Hausmeister voll Erstaunen.

„Ich weiß es nicht, ich errathe es nur; man findet gewöhnlich dergleichen Dinge in den Verstecken der Gefangenen."

„Ja, mein Herr," sprach der Führer, „eine Strickleiter, Werkzeug."

„Und Ihr habt diese Gegenstände noch?"

„Nein, mein Herr, ich verkaufte sie an Besuche, denn sie waren sehr seltsam; doch es bleibt mir noch etwas Anderes."

„Was denn?" fragte der Graf ungeduldig.

„Es bleibt mir eine Art von Buch auf Leinwandstreifen geschrieben."

„Oh!" rief Monte Christo, „Ihr habt dieses Buch?"

„Ich weiß nicht, ob es ein Buch ist, aber ich habe noch, was ich sage."

„Holt es mir, mein Freund, geht," sprach der Graf, „und wenn es das ist, was ich glaube, so seyd unbesorgt."

„Ich eile, mein Herr."

Der Führer ging hinaus.

Dann kniete der Graf frommer Weise vor den Ueberresten des Bettes nieder, aus dem der Tod für ihn einen Altar gemacht hatte und sprach:

„O! mein zweiter Vater, „Du, der Du mir die Freiheit, das Wissen, den Reichthum gegeben hast, Du, der Du, ähnlich den Geschöpfen von einer höheren Art, als wir sind, Kenntniß des Bösen und des Guten hattest, wenn in dem Grunde des Grabes etwas von uns übrig ist, was bei der Stimme derjenigen bebt, welche auf der Erde geblieben sind, wenn nach der Umwandlung, die der Leichnam erduldet, etwas Belebtes an den Orten schwebt, wo wir viel geliebt und viel

gelitten haben, edles Herz, erhabener Geist, tiefe Seele, so benimm mir durch ein Wort, durch ein Zeichen, durch irgend eine Offenbarung, ich beschwöre Dich im Namen der väterlichen Liebe, die Du mir bewilligtest, und der kindlichen Ehrfurcht, die ich Dir widmete, benimm mir diesen Rest von Zweifel, der, wenn er sich nicht in Ueberzeugung verwandelt, ein Gewissensbiß werden wird."

Der Graf neigte das Haupt und faltete die Hände.

„Sehen Sie, mein Herr!" sprach eine Stimme hinter ihm.

Monte Christo bebte und wandte sich um.

Der Hausmeister reichte ihm die Leinwandstreifen, auf denen der Abbé Faria alle Schätze seines Geistes ausgebreitet hatte.

Dieses Manuscript war das große Werk des Abbé Faria über das Königthum in Italien.

Der Graf bemächtigte sich desselben mit dem größten Eifer, seine Augen fielen zuerst auf die Ueberschrift und er las:

„Du wirst dem Drachen die Zähne ausreißen und die Löwen mit Füßen treten," sagt der Herr.

„Ah!" rief er, „das ist die Antwort, ich danke, mein Vater, ich danke!"

Und er zog aus seiner Tasche ein kleines Portefeuille, das zehn Bankbillets jedes von tausend Franken enthielt.

„Nehmt dieses Portefeuille," sagte er.

„Sie schenken es mir?"

„Ja, doch unter der Bedingung, daß Ihr erst hineinschaut, wenn ich weggegangen bin."

Und an seiner Brust die wiedergefundene Reliquie bewahrend, die für ihn den Werth des reichsten Schatzes hatte, eilte er aus dem unterirdischen Gewölbe fort, bestieg wieder seine Barke und rief:

„Nach Marseille!"

Während sich das Fahrzeug von dem Castell If

entfernte, sprach er, die Augen auf das düstere Gefängniß geheftet:

„Wehe denen, die mich in diesen finsteren Kerker einsperren ließen, und denen, welche vergaßen, daß ich darin eingesperrt war!“

Als der Graf wieder an den Cataloniern vorüberkam, wandte er sich ab und murmelte, sein Haupt in den Mantel hüllend, den Namen einer Frau.

Der Sieg war vollständig, der Graf hatte zweimal den Zweifel niedergeschlagen.

Der Name, den er mit einem Ausdrucke der Zärtlichkeit, beinahe der Liebe aussprach, war der von Hayde.

. . . .

Als Monte Christo den Fuß wieder auf die Erde setzte, wanderte er nach dem Kirchhofe, wo er Morrel zu finden wußte.

Auch er hatte zehn Jahre vorher frommer Weise ein Grab auf dem Friedhofe gesucht und vergebens gesucht. Er, der nach Frankreich mit Millionen zurückkam, hatte das Grab seines vor Hunger gestorbenen Vaters nicht finden können.

Morrel hatte ein Kreuz darauf setzen lassen, doch dieses Kreuz war gefallen, und der Todtengräber hatte Feuer damit gemacht, wie dies die Todtengräber mit allem alten Holze thun, das auf den Friedhöfen liegt.

Der würdige Handelsmann war glücklicher gewesen. In den Armen seiner Kinder gestorben, wurde er, von diesen geleitet, neben seiner Frau niedergelegt, die ihm um zwei Jahre in die Ewigkeit vorangegangen war.

Zwei große Marmorplatten, auf denen ihre Namen geschrieben standen, waren neben einander in einem kleinen Gehege ausgebreitet, das, durch eine eiserne Balustrade geschlossen, von vier Cypressen überschattet wurde.

Maximilian lehnte an einem von diesen Bäumen und heftete auf die zwei Gräber Augen ohne Blick.

Sein Schmerz war tief, beinahe der Schmerz eines Irrsinnigen.

„Maximilian,“ sprach der Graf zu ihm, „nicht dorthin müssen Sie schauen, sondern hierher!“

„Die Todten sind überall,“ erwiederte Morrel. „Ist es nicht das, was Sie mir sagten, als Sie mich Paris zu verlassen bewogen?“

„Maximilian, Sie drückten auf der Reise das Verlangen aus, sich einige Tage in Marseille aufzuhalten; ist dies noch Ihr Wunsch?“

„Ich habe keinen Wunsch mehr, Graf; nur kommt es mir vor, ich werde weniger peinlich in Marseille als anderswo warten.“

„Desto besser, Maximilian, denn ich verlasse Sie und nehme Ihr Wort mit, nicht wahr?“

„Ah! ich werde es vergessen, Graf, ich werde es vergessen!“

„Nein, Sie werden es nicht vergessen, weil Sie vor Allem ein Mann von Ehre sind, Morrel, weil Sie geschworen haben, weil Sie noch einmal schwören werden.“

„Oh! Graf, haben Sie Mitleid mit mir! Graf, ich bin so unglücklich!“

„Ich habe einen Menschen gekannt, der unglücklicher war, als Sie, Morrel.“

„Unmöglich!“

„Ach!“ sprach Monte Christo, „es gehört zum Stolze unserer armen Menschheit, daß Jeder sich unglücklicher glaubt, als einen andern Unglücklichen, der an seiner Seite weint und seufzt.“

„Was gibt es Unglücklicheres, als einen Menschen, der das einzige Gut, welches er auf der Welt begehrte und liebte, verloren hat?“

„Hören Sie, Morrel, und lassen Sie einen Augenblick Ihren Geist auf dem haften, was ich Ihnen sagen werde. Ich habe einen Menschen gekannt, bei dem alle seine Hoffnungen auf Glück, wie bei Ihnen, auf einer Frau beruhten. Dieser Mensch war jung, er hatte

einen alten Vater, den er liebte, eine Braut, die er anbetete; er war im Begriff, sie zu heirathen, als plötzlich eine von den Launen des Schicksals, welche an Gott zweifeln machen könnten, wenn sich Gott nicht später offenbaren und zeigen würde, daß für ihn Alles ein Mittel ist, zu seiner unendlichen Einheit zu führen, als plötzlich eine Laune des Schicksals ihm seine Freiheit, seine Geliebte und die Zukunft raubte, die er träumte und für die seinige hielt (denn der Blinde vermochte nur in der Gegenwart zu lesen), um ihn in die Tiefe eines Kerkers zu stürzen."

„Ah!" entgegnete Morrel, „man verläßt einen Kerker nach Verlauf von acht Tagen, von einem Monat, von einem Jahr."

„Er blieb vierzehn Jahre, Morrel," sprach der Graf, seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legend.

Maximilian bebte.

„Vierzehn Jahre!" murmelte er.

„Vierzehn Jahre," wiederholte der Graf; „auch er hatte während dieser vierzehn Jahre viele Augenblicke der Verzweiflung, auch er hielt sich, wie Sie, Morrel, für den Unglücklichsten der Menschen und wollte sich tödten."

„Nun?"

„Nun! im äußersten Augenblick enthüllte sich ihm Gott durch ein menschliches Mittel, denn Gott thut keine Wunder mehr; ganz am Anfang (es bedarf der Zeit für Augen, welche durch die Thränen verschleiert worden sind, um sich gänzlich zu öffnen) am Anfang begriff er vielleicht nicht die unendliche Barmherzigkeit des Herrn; endlich aber faßte er Geduld und wartete. Eines Tags kam er wie durch ein Wunder aus seinem Grabe verwandelt, reich, mächtig, beinahe Gott; sein erster Schrei galt einem Vater; sein Vater war todt."

„Mein Vater ist auch todt," sprach Morrel.

„Ja, aber Ihr Vater starb in Ihren Armen, unter Freunden, glücklich, geehrt, reich; sein Vater starb arm, hoffnungslos, an Gott zweifelnd. Und als zehn Jahre nach seinem Tode der Sohn sein Grab suchte, da war sogar sein Grab verschwunden, und Niemand konnte ihm sagen: Hier ruht im Herrn das Herz, das Dich so sehr geliebt."

„Oh!" seufzte Morrel.

„Dieser war also ein unglücklicherer Sohn, als Sie, Morrel, denn er wußte nicht einmal, wo er das Grab seines Vaters wiederfinden sollte."

„Aber es blieb ihm doch wenigstens die Frau, die er so sehr geliebt hatte."

„Sie täuschen sich, Morrel, diese Frau . . ."

„Sie war todt?" rief Morrel.

„Noch schlimmer, als dies: sie war untreu geworden, sie hatte einen von den Verfolgern ihres Bräutigams geheirathet. Sie sehen also, daß dieser Mensch in seiner Liebe unglücklicher war, als Sie."

„Und ihm hat Gott den Trost geschickt?" fragte Morrel.

„Er hat ihm wenigstens die Ruhe geschickt."

„Und dieser Mensch wird noch glücklich sein können?"

„Ich hoffe es, Maximilian."

Der junge Mann ließ sein Haupt auf seine Brust sinken.

„Sie haben mein Versprechen," sagte er nach kurzem Stillschweigen, Monte Christo die Hand reichend: „nur erinnern Sie sich . . ."

„Am 5ten Oktober, Morrel, erwarte ich Sie auf der Insel Monte Christo. Am 4ten holt Sie eine Yacht im Hafen von Bastia ab; diese Yacht heißt der Eurus, Sie nennen sich dem Patron, und er führt Sie zu mir. Nicht wahr, das ist abgemacht, Maximilian?"

„Es ist abgemacht, Graf, und ich werde thun, was gesagt ist; nur erinnern Sie sich des 5. Oktobers."

„Kind, das noch nicht einmal weiß, was ein Ver-

sprechen bedeutet . . . Ich habe Ihnen zwanzigmal gesagt, wenn Sie an diesem Tage sterben wollten, so würde ich Sie unterstützen, Morrel. Gott befohlen."

„Sie verlassen mich?"

„Ja, ich habe Geschäfte in Italien; ich lasse Sie allein im Kampfe mit dem Unglück, allein mit dem Adler mit den mächtigen Schwingen, den der Herr seinen Auserwählten schickt, um sie zu seinen Füßen zu tragen; die Geschichte von Ganymed ist keine Fabel, Maximilian, es ist eine Allegorie."

„Wann reisen Sie ab?"

„Auf der Stelle; das Dampfboot erwartet mich, in einer Stunde bin ich fern von Ihnen; werden Sie mich bis zum Hafen begleiten?"

„Ich gehöre ganz Ihnen."

„Umarmen Sie mich."

Morrel begleitete Monte Christo bis zum Hafen: bereits wirbelte der Rauch wie ein ungeheurer Helmstutz aus der schwarzen Röhre hervor. Bald lief das Schiff aus, und eine Stunde nachher durchstreifte derselbe Busch von weißlichem Rauch, kaum sichtbar, den durch die ersten Nebel der Nacht verdüsterten östlichen Horizont."

Neunzehntes Kapitel.

Peppino.

In demselben Augenblick, wo das Dampfschiff des Grafen hinter dem Cap Morgiou verschwand, hatte ein Mann, der mit Extrapost auf der Straße von Florenz

nach Rom reiste, das Städtchen Aquapendente passirt. Er fuhr schnell genug, um ziemlich viel Weg zurückzulegen, ohne jedoch Verdacht zu erregen.

In einen Oberrock gekleidet, der, wenn auch von der Reise bedeutend angestrengt, doch ein noch glänzendes Bänd der Ehrenlegion sehen ließ, das an seinem Frack wiederholt war, mußte dieser Mann nicht allein an dem doppelten Zeichen, sondern auch an dem Accente, in welchem er mit dem Postillon sprach, als ein Franzose erkannt werden. Daß er in dem Lande der Universalsprache geboren war, ging noch daraus hervor, daß er keine andere italienische Worte kannte, als die Worte der Musik, welche, wie das God dam des Figaro, alle Feinheiten einer besondern Sprache zu ersetzen vermögen.

„Allegro," sagte er zu den Postillons, sobald es bergauf ging.

„Moderato," rief er, wenn bergab ging.

Und Gott weiß, daß es von Florenz nach Rom auf der Straße von Aquapendente gar oft bergauf, bergab geht.

Diese zwei Worte machten übrigens die braven Leute, an welche sie gerichtet waren, viel lachen.

In Gegenwart der ewigen Stadt, das heißt an der Storta anlangend, von wo aus man Rom erblickt, fühlte der Reisende durchaus nicht die Regung enthusiastischer Neugierde, welche jeden Fremden antreibt, sich aus seinem Wagen zu erheben, um den berühmten Dom von St. Peter zu erschauen, den man lange vorher gewahrt, ehe man etwas Anderes unterscheidet.

Nein, er zog nur sein Portefeuille aus seiner Tasche, und aus seinem Portefeuille ein viereckig zusammengelegtes Papier, das er entfaltete und mit einer Aufmerksamkeit, welche der Ehrfurcht glich, wieder zusammenlegte; dann sagte er: „Gut! ich habe es immer noch."

Der Wagen fuhr durch die Porta del Popolo,

schlug den Weg links ein und hielt vor dem Gasthofe zur Stadt London an.

Meister Pastrini, unser alter Bekannter, empfing den Reisenden, den Hut in der Hand, auf der Schwelle seines Hauses.

Der Reisende stieg aus, befahl ein gutes Mittagsmahl, und erkundigte sich nach der Adresse des Hauses Thomson und French, die ihm sogleich genannt wurde, denn dieses Haus war eines der bekanntesten in Rom. Es lag auf der Via dei Banchi bei St. Peter.

In Rom, wie überall, ist die Ankunft einer Postchaise ein Ereigniß. Zehn Abkömmlinge von Marius und den Gracchen, mit nackten Beinen und Löchern an den Ellenbogen, aber die linke Faust auf der Hüfte und den rechten Arm malerisch über dem Haupte gebogen, betrachteten den Reisenden, die Postchaise und die Pferde; mit diesen Straßenjungen der Stadt par excellence hatten sich etwa fünfzig ältere Maulaffen aus den Staaten Seiner Heiligkeit verbunden, von der Sorte derjenigen, deren Vergnügen darin besteht, daß sie vom Ponte S. Angelo herab in die Tiber spucken, wenn die Tiber Wasser hat.

Da nun die Straßenjungen und Maulaffen von Rom, glücklicher, als die von Paris, alle Sprachen und besonders die französische verstehen, so hörten sie den Fremden ein Zimmer und ein Mittagessen verlangen und nach der Adresse des Hauses Thomson und French fragen.

So kam es, daß sich, als der Ankömmling mit dem Cicerone den Gasthof verließ, ein Mensch von einer Gruppen von Neugierigen losmachte, und ohne von dem Reisenden bemerkt zu werden, ohne daß es schien, als gewahrte ihn sein Führer, in geringer Entfernung von dem Fremden marschirte und diesem mit einer Geschicklichkeit folgte, wie es nur ein Agent der Pariser Polizei hätte thun können. Der Franzose hatte so große Eile, seinen Besuch bei dem Hause Thomson und French

zu machen, daß er sich nicht einmal Zeit nahm, zu warten, bis die Pferde angespannt waren; der Wagen sollte ihn auf dem Wege einholen oder vor der Thüre des Banquier seiner harren.

Man kam an Ort und Stelle, ohne daß der Wagen den Fremden erreichte.

Der Franzose trat ein und ließ seinen Führer im Vorzimmer; dieser knüpfte sogleich ein Gespräch mit einigen von jenen Gewerbsleuten ohne Gewerbe oder vielmehr mit tausend Gewerben an, welche sich in Rom vor den Thüren der Banquiers, der Kirchen, der Ruinen, der Museen oder der Theater aufhalten.

Gleichzeitig mit dem Franzosen trat der Mensch ein, der sich von der Gruppe der Neugierigen getrennt hatte; der Franzose läutete an der Thüre des Bureau und ging in das erste Zimmer; sein Schatten that dasselbe.

„Finde ich hier die Herren Thomson und French?“ fragte der Fremde.

Ein Lackei erhob sich auf das Zeichen eines vertrauten Commis, des feierlichen Wächters vom ersten Bureau.

„Wen habe ich zu melden?“ fragte der Lackei, indem er dem Fremden voranzugehen sich anschickte.

„Den Herrn Baron von Danglars,“ antwortete der Reisende.

„Kommen Sie,“ sagte der Lackei.

Eine Thüre öffnete sich, der Lackei und der Baron verschwanden durch diese Thüre.

Der Mensch, der hinter Danglars eingetreten war, setzte sich auf eine Wartebank.

Der Commis fuhr ungefähr fünf Minuten lang mit dem Schreiben fort; während dieser fünf Minuten beobachtete der sitzende Mensch das tiefste Stillschweigen und die strengste Unbeweglichkeit.

Dann kritzelte die Feder des Commis nicht mehr auf dem Papiere; er schaute auf, sah aufmerksam um-

her und sagte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er mit dem Sitzenden allein war:

„Ah! ah! Du bist hier, Peppino."

„Ja," antwortete dieser lakonisch.

„Du hast etwas Gutes bei dem dicken Menschen gewittert?"

„Es ist bei dem kein großes Verdienst, wir sind benachrichtigt."

„Du weißt also, was er hier macht, Neugieriger?"

„Bei Gott! er kommt, um Geld zu beziehen; nur muß man erst wissen, welche Summe."

„Man wird es Dir sogleich sagen, Freund."

„Sehr gut. Doch ich rathe Dir, mir nicht wie damals eine falsche Nachricht zu geben."

„Was willst Du damit sagen, von wem sprichst Du? Etwa von dem Engländer, der drei tausend Thaler von hier mitgenommen hat?"

„Nein, dieser hatte wirklich drei tausend Thaler, und wir fanden sie. Ich spreche von dem russischen Fürsten."

„Nun?"

„Nun! Du hattest uns dreißig tausend Lire angezeigt, und wir fanden nur zwei und zwanzig."

„Ihr werdet schlecht gesucht haben."

„Luigi Vampa hat ihn selbst durchsucht."

„Dann er hatte seine Schulden bezahlt. . . ."

„Ein Russe?"

„Oder sein Geld ausgegeben."

„Das ist im Ganzen möglich."

„Es ist sicher; doch laß mich an mein Observatorium gehen, der Franzose könnte sonst sein Geschäft abmachen, ohne daß ich die Summe bestimmt erführe."

Peppino machte ein bejahendes Zeichen, zog einen Rosenkranz aus seiner Tasche und murmelte ein paar Gebete, während der Commis durch dieselbe Thüre verschwand, welche dem Lackei und dem Baron Eingang gewährt hatte.

Nach ungefähr zehn Minuten kam der Commis strahlend zurück.

„Nun?" fragte Peppino seinen Freund.

„Hurtig! hurtig!" sagte der Commis; „die Summe ist rund."

„Nicht wahr, fünf bis sechs Millionen?"

„Ja; Du weißt die Zahl?"

„Auf einen Schein Seiner Excellenz des Grafen von Monte Christo."

„Du kennst den Grafen?"

„Und wofür man ihn auf Rom, Venedig und Wien accreditirt hat."

„So ist es," rief der Commis; „woher bist Du so gut unterrichtet?"

„Ich habe Dir gesagt, wir wären im Voraus davon benachrichtigt worden."

„Warum wendest Du Dich dann an mich?"

„Um sicher zu sein, daß es der Mensch ist, mit dem wir zu thun haben."

„Er ist es . . . fünf Millionen. Nicht wahr, eine hübsche Summe, Peppino?"

„Ja."

„Wir werden nie so viel haben."

„Wenigstens bekommen wir einige Brocken davon," erwiederte Peppino philosophisch.

„Stille! unser Mann kommt."

Der Commis nahm wieder seine Feder und Peppino seinen Rosenkranz: der Eine schrieb, der Andere betete, als die Thüre sich öffnete.

Danglars erschien strahlend, begleitet von dem Banquier, der ihn bis zu der Thüre zurückführte.

Hinter Danglars entfernte sich Peppino.

Der Wagen wartete der Verabredung gemäß vor dem Hause Thomson und French. Der Cicerone hielt den Kutschenschlag geöffnet.

Der Cicerone ist ein sehr gefälliges Wesen, das man zu Allem verwenden kann.

Danglars sprang leicht wie ein Jüngling von zwanzig Jahren in den Wagen.

Der Cicerone schloß den Schlag und stieg zum Kutscher hinauf.

Peppino stieg auf den Hintersitz.

„Will Seine Excellenz St. Peter sehen?“ fragte der Cicerone.

„Warum dies?“ entgegnete der Baron.

„Bei Gott! um zu sehen!“

„Ich bin nicht nach Rom gekommen, um zu sehen,“ sagte Danglars mit lauter Stimme; dann fügte er leise mit seinem habgierigen Lächeln bei: „Ich bin gekommen, um einzusacken.“

Und er betastete in der That sein Portefeuille, in welchem er einen Brief verschlossen hatte.

„Seine Excellenz fährt also?“

„In den Gasthof.“

„Casa Pastrini,“ sagte der Cicerone zu dem Kutscher.

Und der Wagen entfernte sich rasch wie ein Herrengefährt.

Zehn Minuten nachher war der Baron wieder in seinem Zimmer, und Peppino setzte sich auf der an der Wand vor dem Gasthofe angebrachten Bank fest, nachdem er ein paar Worte einem von den am Anfange dieses Kapitels von uns bezeichneten Abkömmlingen von Marius und den Gracchen zugeflüstert hatte, welcher Abkömmling den Weg nach dem Capitol mit aller Schnelligkeit seiner Beine einschlug.

Danglars war müde, zufrieden gestellt und hatte Schlaf. Er legte sich nieder, steckte sein Portefeuille unter sein Kopfkissen und entschlummerte.

Peppino hatte Zeit übrig; er spielte Morra mit den Facchini, verlor drei Thaler und trank, um sich zu trösten, eine Flasche Orvietto-Wein.

Am andern Morgen erwachte Danglars spät, obgleich er sich frühe zu Bette gelegt hatte; er schlief

bereits seit fünf bis sechs Nächten schlecht, wenn er überhaupt schlief.

Danglars frühstückte reichlich, und da er sich, wie er gesagt, wenig darum bekümmerte, die Schönheiten der Stadt zu sehen, so verlangte er auf die Mittagsstunde Postpferde.

Doch er hatte ohne die Förmlichkeiten der Polizei und ohne die Trägheit des Postmeisters gerechnet.

Die Pferde kamen erst um zwei Uhr, und der Cicerone brachte den visirten Paß erst um drei Uhr.

Alle diese Vorbereitungen zogen vor die Thüre von Meister Pastrini eine Menge von Müssiggängern.

Die Nachkömmlinge von Marius und den Gracchen fehlten nicht.

Der Baron durchschritt triumphirend diese Gruppen, die ihn Excellenz nannten, um einen Bajocco zu bekommen.

Da Danglars, wie man weiß, als ein volksthümlicher Mann sich bis dahin nur einfach hatte Baron nennen lassen und noch nie als Excellenz behandelt worden war, so schmeichelte ihm dieser Titel, und er theilte ein Duzend Paols unter diese Canaille aus, welche ganz geneigt war, ihn für zwölf weitere Paols Hoheit zu betiteln.

„Welche Straße?" fragte der Postillon italienisch.

„Straße nach Ancona," antwortete der Baron.

Meister Pastrini übersetzte die Frage und die Antwort, und der Wagen verließ den Gasthof im Galopp.

Danglars wollte wirklich nach Venedig reisen und dort einen Theil seines Vermögens einziehen, sodann sich von Venedig nach Wien begeben, wo er den Rest zu realisiren gedachte.

Seine Absicht war, sich in letzterer Stadt niederzulassen, welche man ihm als eine Stadt der Vergnügungen geschildert hatte.

Kaum hatte er drei Stunden in der Campagna von Rom zurückgelegt, als die Nacht anzubrechen be-

gann; Danglars hatte nicht so spät abzureisen geglaubt, sonst wäre er geblieben; er fragte den Postillon, wie viel man noch Zeit brauchte, um die nächste Stadt zu erreichen.

„Non capisco!" antwortete der Postillon.

Danglars machte eine Bewegung mit dem Kopfe, welche sagen wollte: „Sehr gut!"

Der Wagen setzte seinen Weg fort.

„Bei der ersten Post werde ich anhalten," sagte Danglars zu sich selbst.

Danglars fühlte noch einen Rest von jenem Wohlbehagen vom vorhergehenden Tage, das ihm eine so gute Nacht verschafft hatte. Er war bequem in einer englischen Caleche mit doppelten Federn ausgestreckt und zwei gute Pferde zogen ihn im Galopp fort; die Station war, wie er wußte, sieben Stunden entfernt. Was thun, wenn man Banquier ist und einen glücklichen Bankerott gemacht hat?

Danglars dachte zehn Minuten an seine in Paris zurückgebliebene Frau, zehn weitere Minuten an seine Tochter, die sich mit Fräulein d'Armilly in der Welt umhertrieb; dann schenkte er auch zehn Minuten seinen Gläubigern und der Art und Weise, wie er sein Geld anwenden würde; als er an nichts mehr zu denken hatte, schloß er die Augen und schlief ein.

Bei einem heftigeren Stoße öffnete er zuweilen seine Augen wieder für eine Secunde und fühlte sich stets mit derselben Geschwindigkeit durch die Campagna von Rom mit ihren zahllosen zertrümmerten Wasserleitungen fortgezogen, welche mitten in ihrem Laufe versteinerten Granitriesen gleichen. Doch die Nacht war kalt, düster und regnerisch, und es war viel besser für einen halb entschlummerten Menschen, im Hintergrunde seiner Chaise mit geschlossenen Augen zu bleiben, als den Kopf aus dem Kutschenschlag zu strecken und einen Postillon, der nichts zu antworten wußte, als: **Non capisco!** zu fragen, wo er sich befände.

Danglars sagte sich, es wäre auf der Station immer noch Zeit, zu erwachen, und setzte seinen Schlaf fort.

Der Wagen hielt an; Danglars dachte, er habe das ersehnte Ziel erreicht. Er öffnete die Augen, schaute durch die Scheiben, in der Erwartung, sich mitten in einer Stadt oder wenigstens in einem Dorfe zu finden; doch er sah nur eine Art von vereinzeltem Mauerwerk und drei bis vier Menschen, welche wie Schatten hin- und hergingen.

Danglars wartete einen Augenblick, er glaubte, der Postillon würde nach zurückgelegter Station nun kommen und das Postgeld von ihm verlangen; er gedachte die Gelegenheit zu benützen, um sich von seinem neuen Führer Auskunft geben zu lassen; doch die Pferde wurden ausgespannt und durch andere ersetzt, ohne daß Jemand Geld von dem Reisenden forderte. Erstaunt öffnete Danglars den Wagenschlag, doch eine kräftige Hand stieß ihn sogleich zurück, und der Wagen rollte fort.

Voll Verwunderung erwachte der Baron gänzlich.

„He!“ sagte er zu dem Postillon, „he! mio caro!“

Das war abermals Italienisch von der Musik, das Danglars aus der Zeit behalten hatte, wo seine Tochter mit dem Prinzen Cavalcanti Duette sang.

Doch mio caro antwortete nicht.

Danglars öffnete nun das Fenster.

„He, Freund! wohin fahren wir?“ fragte er, den Kopf durch die Oeffnung streckend.

„Dentro la testa!“ rief eine gebieterische Stimme, begleitet von einer drohenden Geberde.

Danglars begriff, daß dentro la testa: den Kopf zurück! hieß.

Er machte, wie man sieht, rasche Fortschritte im Italienischen.

Danglars gehorchte nicht ohne eine gewisse Unruhe, und da diese Unruhe von Minute zu Minute zunahm, so war sein Geist nach einigen Augenblicken, statt der von uns zur Zeit seiner Abfahrt von Rom

bezeichneten Leere, welche seinen Schlaf herbeigeführt hatte, erfüllt von einer Menge von Gedanken, von denen die einen immer mehr geeignet waren, als die andern, das Interesse eines Reisenden, und besonders eines Reisenden in der Lage von Danglars, wach zu erhalten.

Seine Augen nahmen in der Finsterniß jenen Grad von Schärfe an, den im ersten Augenblick starke Aufregungen verleihen, während er sich später in Folge zu großer Uebung abstumpft. Ehe man Angst hat, sieht man richtig; während man Angst hat, sieht man doppelt, und nachdem man Angst gehabt hat, sieht man trübe.

Danglars sah einen Menschen, der in einen Mantel gehüllt an dem Schlage rechts galoppirte.

„Ein Gendarme," sagte er. „Sollte ich durch die französischen Telegraphen den päpstlichen Behörden bezeichnet worden sein?"

Er beschloß, sich in dieser Angst Licht zu verschaffen.

„Wohin führt Ihr mich?" fragte er.

„Dentro la testa!" wiederholte dieselbe Stimme mit dem drohenden Ausdruck.

Danglars wandte den Kopf nach dem Kutschenschlage links.

Ein anderer Reiter galoppirte an dem Schlage links.

„Ich bin offenbar gefangen," sagte Danglars Schweiß auf der Stirne zu sich selbst.

Und er warf sich in den Hintergrund seiner Caleche zurück, diesmal nicht um zu schlafen, sondern um nachzudenken.

Einen Augenblick nachher ging der Mond auf.

Aus dem Grunde seines Wagens heraus tauchte er nun seinen Blick in die Campagna. Er sah abermals die großen Wasserleitungen, steinerne Gespenster, die er im Vorüberfahren bemerkt hatte; nur waren sie jetzt, statt zu seiner Rechten, zu seiner Linken.

Er begriff, daß man den Wagen hatte eine halbe Wendung machen lassen und ihn nach Rom zurückführte.

„Oh! ich Unglücklicher," murmelte er, „man hat sicherlich die Auslieferung bewirkt!"

Der Wagen rollte mit einer furchtbaren Schnelligkeit fort. Eine Stunde verging in gräßlicher Angst, denn bei jedem an seinen Weg geworfenen neuen Zeichen erkannte der Flüchtling, daß man ihn zurückführte. Endlich erblickte er eine düstere Masse, er glaubte, der Wagen müßte sich daran stoßen; doch der Wagen wandte sich ab und fuhr an dieser düstern Masse hin, welche nichts Anderes war, als der Wallgürtel, der Rom umzieht.

„Oh! oh!" murmelte Danglars, „wir kehren nicht in die Stadt zurück, folglich ist es nicht die Justiz, die sich meiner bemächtigt. Guter Gott! ein anderer Gedanke, sollten es etwa? . . ."

Seine Haare sträubten sich.

Er erinnerte sich jener interessanten Geschichten von römischen Banditen, welche, in Paris sonst wenig Glauben findend, von Albert von Morcerf Madame Danglars und Eugenie zu einer Zeit erzählt worden waren, wo der junge Vicomte der Sohn der einen und der Gatte der andern werden sollte.

„Vielleicht Räuber!" murmelte er.

Plötzlich rollte der Wagen auf etwas Härterem, als der Boden eines Sandweges zu sein pflegt. Danglars wagte einen Blick auf beide Seiten der Straße; er gewahrte Monumente von seltsamer Form, und mit der Erzählung von Morcerf beschäftigt, die sich ihm nun in in allen ihren Einzelnheiten darstellte, sagte ihm sein Geist, er müßte auf der Via Appiana sein.

Links von dem Wagen, in einem Thale, sah er eine kreisförmige Aushöhlung.

Das war der Circus von Caracalla.

Auf ein Wort des Mannes, der rechts vom Wagen galoppirte, hielt dieser an.

Zu gleicher Zeit öffnete sich der Kutschenschlag links.

„Scendi!“ befahl eine Stimme.

Danglars stieg sogleich aus. Er sprach noch nicht Italienisch, aber er verstand es vollkommen.

Der Baron schaute mehr todt als lebendig umher.

Vier Männer umgaben ihn, den Postillon nicht zu rechnen.

„Di quà!“ sagte einer von den vier Männern, den Fußpfad hinabsteigend, der von der Via Appiana in die ungleichen Gründe der Campagna von Rom führte.

Danglars folgte dem Manne ohne Widerspruch und brauchte sich nicht umzuwenden, um zu wissen, daß ihm die drei andern Männer folgten.

Es kam ihm indessen vor, als ob diese Männer wie Schildwachen in ungefähr gleichen Entfernungen anhielten.

Nach einem Marsche von etwa zehn Minuten, während Danglars nicht ein Wort mit seinem Führer ausgetauscht hatte, befand er sich zwischen einem kleinen Hügel und einem Gebüsche; drei Männer, welche stumm dastanden, bildeten ein Dreieck, dessen Mittelpunkt er war. Er wollte sprechen; seine Zunge verwirrte sich.

„Avanti! avanti!“ sagte dieselbe Stimme mit dem kurzen, gebieterischen Tone.

Diesmal begriff Danglars doppelt; er begriff durch das Wort und durch die Geberde, denn der Mensch, der hinter ihm ging, trieb ihn so heftig vorwärts, daß er beinahe auf seinen Führer stieß.

Dieser Führer war unser Freund Peppino, der durch eine Krümmung, welche nur die Eidechsen als einen gebahnten Weg zu erkennen vermochten, in das hohe Gras drang.

Peppino blieb vor einem, von dichtem Buschwerk

überragten Felsen stehen; dieser leicht wie ein Augenlid geöffnete Felsen gewährte dem jungen Manne Durchgang, der darin verschwand, wie die Teufel in unsern Feenstücken unter ihren Fallthüren verschwinden.

Der Mann, welcher Danglars folgte, ermuthigte diesen durch Wort und Geberde, dasselbe zu thun.

Es unterlag keinem Zweifel mehr, der französische Bankerottirer war in den Händen von römischen Banditen.

Danglars gab sich hin, wie ein zwischen zwei furchtbare Gefahren gestellter Mensch, den die Angst muthig macht. Trotz seines Bauches, der gar wenig geeignet war, in die Spalten der Campagna von Rom zu dringen, schob er sich hinter Peppino durch, ließ sich, die Augen schließend, hinabgleiten und fiel auf seine Füße.

Als er die Erde berührte, öffnete er die Augen.

Der Weg war breit, aber schwarz. Peppino, der nun, da er zu Hause war, sich nicht mehr zu verbergen hatte, schlug Feuer und zündete eine Fackel an.

Zwei andere Männer stiegen, die Nachhut bildend, hinter Danglars herab; sie stießen diesen wie durch einen Zufall, wenn er stehen blieb, vorwärts und trieben ihn so auf einem sanften Abhange bis zu dem Mittelpunkte eines Kreuzweges von finsterem Aussehen.

In übereinandergesetzten Nischen in Form von Särgen ausgegraben, schienen die Wände unter dem weißen Gestein schwarze, tiefe Augen zu öffnen, wie man dies bei den Todtenköpfen bemerkt.

Eine Schildwache schlug mit der linken Hand an den Kolben ihres Carabiners und rief sodann:

„Wer da?“

„Freunde! Freunde!“ sagte Peppino. „Wo ist der Kapitän?“

„Dort,“ antwortete die Schildwache, über ihre Schulter auf einen aus dem Felsen ausgehöhlten Saal deutend, aus dem das Licht durch große, gewölbte Oeffnungen in den Gang drang.

„Gute Beute, Kapitän, gute Beute!“ rief Peppino italienisch.

Und er nahm Danglars bei dem Kragen seines Oberrocks und führte ihn zu einer Oeffnung, die einer Thüre glich; durch diese Oeffnung gelangte man in den Saal, aus dem der Kapitän seine Wohnung gemacht zu haben schien.

„Ist es der Mensch?“ fragte der Kapitän, welcher aufmerksam das Leben Alexanders im Plutarch las.

„Er selbst, Kapitän, er selbst.“

„Sehr gut, zeigt ihn mir.“

Auf diesen durchaus nicht höflichen Befehl hielt Peppino so rasch seine Fackel an das Gesicht von Danglars, daß dieser lebhaft zurückwich, um nicht versengte Augenbrauen zu bekommen.

Sein verstörtes Gesicht bot alle Symptome eines bleichen, häßlichen Schreckens.

„Der Mann ist müde,“ sagte der Kapitän, „man führe ihn zu seinem Bett.“

„Oh! dieses Bett!“ murmelte Danglars; „wahrscheinlich ist es einer von den Särgen, welche aus der Mauer ausgehöhlt sind, und dieser Schlaf ist der Tod, den mir einer von den Dolchen, die ich im Schatten funkeln sehe, bereiten wird.“

Man erblickte in der That in den düstern Tiefen des ungeheuren Saales, auf ihren Lagern von getrockneten Kräutern oder von Wolfshäuten, die Gefährten des Mannes sich erheben, den Albert von Morcerf bei den Commentaren von Cäsar gefunden hatte und Danglars das Leben von Alexander lesend fand.

Der Banquier stieß einen dumpfen Seufzer aus und folgte seinem Führer; er versuchte es weder zu bitten, noch zu schreien. Er hatte keine Kraft, keinen Willen, keine Gewalt, kein Gefühl mehr; er ging, weil man ihn fortzog.

Er stieß an eine Stufe, begriff, daß er eine Treppe vor sich hatte, und hob maschinenmäßig vier bis fünf-

mal den Fuß auf. Dann öffnete sich eine niedrige Thüre vor ihm; er bückte sich instinktartig, um nicht die Stirne anzustoßen, und befand sich in einer aus dem Felsgestein ausgehauenen Zelle.

Diese Zelle war reinlich, wenn auch kahl, trocken, obgleich in einer unermeßlichen Tiefe unter der Erde liegend.

Ein Bett von getrocknetem Grase, bedeckt mit Ziegenhäuten, war in einer Ecke dieser Zelle ausgebreitet.

Als Danglars dasselbe erblickte, glaubte er das strahlende Symbol seines Heiles zu sehen.

„Oh! Gott sei gelobt!“ murmelte er, „es ist ein wirkliches Bett!“

Es war zum zweiten Male, daß er in einer Stunde den Namen Gottes anrief; dies hatte sich seit zehn Jahren nicht bei ihm ereignet.

„Ecco,“ sprach der Führer.

Und er stieß Danglars in die Zelle und schloß die Thüre hinter ihm.

Ein Riegel klirrte; Danglars war gefangen.

Wäre indessen auch kein Riegel da gewesen, so hätte er doch der heilige Peter sein und zum Führer einen Engel des Himmels haben müssen, um mitten durch diese Garnison zu kommen, welche die Katakomben von San Sebastiano besetzt hielt und um ihren Führer gelagert war, in welchem unsere Leser sicherlich den berüchtigten Luigi Vampa erkannt haben.

Danglars hatte diesen Banditen, an dessen Dasein er nicht glauben wollte, als ihn Morcerf in Frankreich zu naturalisiren suchte, ebenfalls erkannt. Er hatte nicht nur ihn, sondern auch die Zelle erkannt, in der Morcerf eingeschlossen gewesen war, und die aller Wahrscheinlichkeit nach den Fremden gewöhnlich als Wohnung diente.

Diese Erinnerungen, bei denen Danglars mit einer gewissen Freude verweilte, verliehen ihm wieder die

Ruhe. Sobald ihn die Banditen nicht auf der Stelle getödtet, hatten sie überhaupt nicht die Absicht, ihn zu tödten.

Man hatte ihn festgenommen, um ihn zu plündern, da er aber nur einige Louisd'or bei sich trug, so würde man wohl darauf Verzicht leisten.

Er erinnerte sich, daß Morcerf zu ungefähr vier tausend Thaler angeschlagen worden war; da er sich ein viel gewichtigeres Aussehen zugestand, als Morcerf, so bestimmte er sein Lösegeld in seinem Geiste auf acht tausend Thaler.

Acht tausend Thaler machten achtundvierzig tausend Franken.

Es blieben ihm so etwa fünf Millionen und fünfzig tausend Franken.

Damit kommt man überall durch.

Beinahe gewiß, sich seiner mißlichen Lage entziehen zu können, insofern man kein Beispiel kennt, daß ein Mensch auf fünf Millionen und fünfzig tausend Franken tarirt worden ist, streckte sich Danglars auf seinem Lager aus, wo er, nachdem er sich ein paar Male hin und hergedreht hatte, mit der Ruhe des Helden entschlummerte, dessen Geschichte Luigi Vampa studirte.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Karte von Luigi Vampa.

Bei jedem Schlafe, wenn er nicht der von Danglars gefürchtete ist, gibt es ein Erwachen.

Danglars erwachte.

Für einen Pariser, der an seidene Vorhänge, an Wände mit Sammet überzogen, an den Wohlgeruch, der von dem Holze im Kamin aufsteigt und von den atlassenen Gewölben herabströmt, gewöhnt ist, muß das Erwachen in einem Felsen wie ein Traum von schlechtem Gehalte sein. Seine Vorhänge von Bockshäuten berührend, mußte Danglars glauben, es träume ihm von Samojeden oder Lappländern; doch unter solchen Umständen genügt eine Secunde, um den mächtigsten Zweifel in Gewißheit zu verwandeln.

„Ja, ja," murmelte er, „ich bin in den Händen der Banditen, von denen uns Albert von Morcerf erzählt hat."

Seine erste Bewegung war, zu athmen, um sich Gewißheit zu verschaffen, daß man ihn nicht verwundet. Dies war ein Mittel, das er im Don Quixote gefunden, in dem einzigen Buche, von dem er, wenn er es auch nicht ganz gelesen, doch wenigstens etwas behalten hatte.

„Nein," sagte er, „sie haben mich weder umgebracht noch verwundet, aber sie haben mich vielleicht bestohlen."

Und er fuhr rasch mit seinen Händen nach seinen Taschen. Sie waren unberührt: die hundert Louisd'or, die er sich vorbehalten hatte, um seine Reise von Rom nach Venedig zu machen, waren noch in der Tasche seiner Beinkleider, und das Portefeuille, in welchem er den Creditbrief von fünf Millionen und fünfzig tausend Franken aufbewahrt hatte, fand sich in seiner Rocktasche.

„Sonderbare Banditen, die mir meine Börse und mein Portefeuille lassen!" sagte er zu sich selbst. „Sie werden mich, wie ich es mir gestern Abend gedacht habe, auf Lösegeld setzen. Halt! ich habe auch meine Uhr! Wir wollen ein wenig sehen, wie viel Uhr es ist."

Die Uhr von Danglars, ein Meisterwerk von Bréguet, am Abend vorher, ehe er sich auf die Reise be-

geben, sorgfältig von ihm aufgezogen, schlug halb sechs Uhr Morgens. Ohne sie wäre Danglars in völliger Ungewißheit über die Stunde gewesen, denn der Tag drang nicht in die Zelle.

Sollte er eine Erklärung von den Banditen hervorrufen, sollte er geduldig warten, bis sie ihn auffordern würden? Die letzte Alternative war die klügere: Danglars wartete.

Er wartete bis um die Mittagsstunde.

Während dieser ganzen Zeit ging eine Schildwache an seiner Thüre auf und ab. Um acht Uhr Morgens war die Wache abgelöst worden.

Danglars hatte um diese Zeit Lust bekommen, zu sehen, durch wen er bewacht würde.

Er bemerkte, daß Lichtstrahlen, nicht vom Tag, sondern von der Lampe herrührend, durch die schlecht zusammengefügten Bretter der Thüre drangen; er näherte sich einer von den Oeffnungen in dem Augenblick, wo der Bandit gerade ein paar Schlücke Branntwein trank, welche durch den ledernen Schlauch, der dieselben enthielt, einen Danglars ungemein widerstrebenden Geruch verbreiteten.

„Puah!“ machte er, bis in den Hintergrund seiner Zelle zurückweichend.

Zur Mittagsstunde wurde der Branntweinmann von einer anderen Wache abgelöst; Danglars war begierig, seinen neuen Wächter zu sehen; er näherte sich abermals dem Spalte.

Der neue Wächter war ein athletischer Bandit, ein Goliath mit großen Augen, dicken Lippen und eingedrückter Nase; sein rothes Haar hing auf seine Schultern in gedrehten Döchten wie eine Anzahl von Schlangen herab.

„Oh! oh!“ sagte Danglars, „dieser gleicht mehr einem Wehrwolf, als einem menschlichen Geschöpfe; in jedem Fall bin ich alt und gehörig zähe, und zähes Fleisch ist nicht gut zu essen.“

Man sieht, Danglars hatte noch ziemlich viel Geistesgegenwart, daß er scherzen konnte.

In demselben Augenblick setzte sich sein Wächter, als wollte er ihm beweisen, er wäre kein Wehrwolf, der Thüre seiner Zelle gegenüber, zog aus seinem Schnapssack schwarzes Brod, Zwiebeln und Käse, und fing an mit großem Appetit diese Dinge zu verzehren.

„Der Teufel soll mich holen!“ sagte Danglars, indem er durch die Spalte seiner Thüre einen Blick auf das Mahl des Banditen warf: „der Teufel soll mich holen, wenn ich begreife, wie man solchen Unrath essen kann.“

Und er setzte sich auf seine Bockshäute, die ihn an den Geruch des Branntweins der ersten Schildwache erinnerten.

Doch Danglars mochte machen, was er wollte, die Geheimnisse der Natur sind unerforschlich, und es liegt eine Beredtsamkeit in gewissen materiellen Einladungen, welche die rohesten Substanzen an fastende Magen ergehen lassen.

Danglars fühlte plötzlich, daß das Nichts in diesem Augenblick keinen Grund hatte, der Mensch kam ihm weniger häßlich, das Brod weniger schwarz, der Käse frischer vor.

Die rohen Zwiebeln endlich, ein abscheuliches Nahrungsmittel des Wilden, erinnerten ihn an gewisse Brühen von Robert und an gewisse Mirotons, die sein Koch auf eine ausgezeichnete Weise bereitete, wenn Danglars zu ihm sagte: „Herr Deniseau, machen Sie mir für heute ein gutes Canaille-Plättchen.“

Er stand auf und klopfte an die Thüre.

Der Bandit hob den Kopf empor.

Danglars sah, daß man ihn gehört hatte, und verdoppelte sein Klopfen.

„Che cosa?“ fragte der Bandit.

„Sagen Sie doch! sagen Sie doch, Freund,“ rief Danglars, mit seinen Fingern an der Thüre trommelnd,

„es scheint mir, es wäre Zeit, daß man daran dächte, mir auch etwas zu essen zu geben.“

Doch mag es nun sein, daß er ihn nicht verstand, mag er keinen Befehl in Beziehung auf die Speisung von Danglars gehabt haben, der Riese setzte sein Mahl fort.

Danglars fühlte seinen Stolz gedemüthigt, und da er sich nicht weiter mit diesem Thiere einlassen wollte, so legte er sich auf seine Bockshäute nieder und sprach kein Wort mehr.

Es verliefen abermals vier Stunden; der Riese wurde durch einen andern Banditen ersetzt. Danglars, der ein furchtbares Zerren im Magen fühlte, stand sachte auf, hielt sein Auge wieder an die Spalten seiner Thüre, und erkannte das gescheite Gesicht seines Führers.

Es war in der That Peppino, der die friedliche Wache bezog, sich der Thüre gegenüber niederließ und zwischen seine Beine einen irdenen Topf, warme, duftende Kichererbsen mit Speck enthaltend, niedersetzte.

Neben diese Kichererbsen stellte Peppino noch ein hübsches Körbchen mit Trauben von Velletri und einen Fiasco Orvietto=Wein.

Peppino war offenbar ein Leckermaul.

Als Danglars diese gastronomischen Vorbereitungen sah, lief ihm das Wasser im Mund zusammen.

„Ah! ah! wir wollen ein wenig sehen, ob dieser traktabler sein wird, als die Andern.“

Und er klopfte sachte an seine Thüre.

„On y va,“ sagte der Bandit, der, das Haus von Meister Pastrini besuchend, das Französische bis auf seine Eigenthümlichkeiten gelernt hatte.

Danglars erkannte in ihm wirklich denjenigen, welcher ihm auf eine so wüthende Weise: **Dentro la testa**, zugerufen. Doch es war nicht die Stunde zu Vorwürfen, er nahm im Gegentheil sein freundlichstes Gesicht an und sagte mit einem anmuthreichen Lächeln:

„Verzeihen Sie, mein Herr, wird man mir nichts zum Mittagsmahle geben?“

„Wie denn?“ rief Peppino, „sollte Euere Excellenz zufällig Hunger haben?“

„Zufällig, das ist herrlich!“ murmelte Danglars; „es sind gerade vier und zwanzig Stunden, daß ich nichts mehr gegessen habe. Allerdings, mein Herr,“ fügte er mit lauter Stimme bei, „ich habe Hunger, und sogar sehr Hunger.“

„Und Eure Excellenz will essen?“

„Auf der Stelle, wenn es möglich ist.“

„Nichts kann leichter sein,“ sprach Peppino; „man verschafft sich hier Alles, was man haben will, wohlverstanden wenn man bezahlt, wie dies bei allen ehrlichen Christen der Brauch ist.“

„Das versteht sich,“ rief Danglars, „obgleich die Leute, die einen verhaften und einsperren, ihre Gefangenen wenigstens auch nähren sollten.“

„Ah! Excellenz, das ist nicht üblich.“

„Ich finde diesen Grund ziemlich schlecht, begnüge mich jedoch damit,“ versetzte Danglars, der seinem Wächter durch seine Liebenswürdigkeit zu schmeicheln suchte. „Doch sehen Sie, daß man mir etwas zu essen bringt.“

„Auf der Stelle, Excellenz; was wünschen Sie?“

Peppino setzte seinen Napf so auf die Erde, daß der Dampf unmittelbar Danglars in die Nase stieg.

„Befehlen Sie,“ sagte er.

„Sie haben also Küchen hier?“ fragte der Banquier.

„Wie! ob wir Küchen haben? Vollkommene Küchen!“

„Und Köche?“

„Vortreffliche!“

„Wohl! ein Huhn, einen Fisch, Wildpret, gleichviel was, wenn ich nur zu essen bekomme.“

„Ganz nach dem Belieben Eurer Excellenz; wir wollen sagen ein Huhn, nicht wahr?“

„Ja, ein Huhn.“

Peppino richtete sich auf und schrie mit voller Lunge:

„Ein Huhn für Seine Excellenz!"

Die Stimme von Peppino vibrirte noch unter den Gewölben, als bereits ein hübscher, schlanker, wie die antiken Fischeträger halb nackter, junger Mensch erschien; er trug das Huhn auf einer silbernen Platte, welche allein auf seinem Kopfe hielt.

„Man sollte glauben, man wäre im Café de Paris," murmelte Danglars.

„Hier, Excellenz!" sagte Peppino, das Huhn aus den Händen des jungen Banditen nehmend und auf einen wurmstichigen Tisch setzend, der nebst einem Schemel und dem Bette von Bockshäuten die ganze Ausstattung der Zelle bildete.

Danglars forderte ein Messer und eine Gabel.

„Hier, Excellenz," rief Peppino und bot ihm ein kleines, stumpfes Messer und eine Gabel von Buchs.

Danglars nahm das Messer mit einer Hand und die Gabel mit der andern, und schickte sich an, das Huhn zu zerschneiden.

„Verzeihen Sie, Excellenz," sagte Peppino, eine Hand auf die Schulter des Banquier legend, „hier bezahlt man, ehe man ißt; man könnte beim Weggehen nicht zufrieden sein."

„Ah! ah!" murmelte Danglars, „das ist nicht mehr wie in Paris, abgesehen davon, daß sie mich wahrscheinlich schinden werden; doch wir wollen die Sache großartig treiben. Mein Freund, ich habe immer von der Wohlfeilheit des Lebens in Italien reden hören; ein Huhn muß in Rom zwölf Sous kosten; hier," fügte er, Peppino einen Louisd'or zuwerfend, bei.

Peppino hob den Louisd'or auf. Danglars näherte das Messer dem Huhn.

„Einen Augenblick, Excellenz," sprach Peppino sich erhebend; „ah! Eure Excellenz ist mir noch etwas schuldig."

„Ich sagte doch, sie würden mich schinden!“ murmelte Danglars.

Dann fragte er, entschlossen, diese Auspressung zu benützen:

„Lassen Sie hören, wie viel ist man Ihnen noch für dieses schwindsüchtige Huhn schuldig?“

„Eure Excellenz hat mir einen Louisd'or auf Abschlag gegeben.“

„Einen Louisd'or auf Abschlag bei einem Huhn?“

„Allerdings auf Abschlag.“

„Gut... weiter!“

„Euere Excellenz ist mir nur noch vier tausend neun hundert und neun und neunzig Louisd'or schuldig.“

Danglars riß die Augen bei diesem riesigen Scherze ungeheuer auf.

„Ah! sehr drollig,“ murmelte er, „in der That, äußerst drollig.“

Und er wollte wieder zum Werke schreiten und das Huhn zerlegen; doch Peppino hielt ihm die rechte Hand mit seiner linken zurück und sprach:

„Immer zu, mein Herr.“

„Wie, Sie scherzen nicht?“ sagte Danglars.

„Wir scherzen nie, Excellenz,“ erwiederte Peppino ernsthaft wie ein Quaker.

„Wie, hundert tausend Franken für dieses Huhn?“

„Excellenz, es ist unglaublich, wie viel Mühe man hat, um Geflügel in diesen verfluchten Grotten aufzuziehen.“

„Gehen Sie, gehen Sie! ich finde das sehr komisch, in der That äußerst belustigend; doch da ich Hunger habe, lassen Sie mich essen. Hier ist noch ein Louisd'or für Sie, mein Freund.“

„Dann macht es nur noch vier tausend einhundert und acht und neunzig Louisd'or,“ sprach Peppino mit derselben Gleichgültigkeit; „mit Geduld werden wir zum Ziele gelangen.“

„Oh! was das betrifft,“ versetzte Danglars, em-

pört über diesen beharrlichen Spott, „was das betrifft, niemals. Gehen Sie zum Teufel, Sie wissen nicht, mit wem Sie zu thun haben."

Peppino machte ein Zeichen, der junge Mensch streckte seine beiden Hände aus und nahm rasch das Huhn weg. Danglars warf sich auf sein Bett von Bockshäuten. Peppino schloß wieder die Thüre und fing an seine Erbsen mit Speck zu essen.

Danglars konnte nicht sehen, was Peppino machte, doch das Krachen der Zähne des Banditen ließ dem Gefangenen keinen Zweifel über die Leibesübung, der er sich hingab.

Es war klar, daß er aß, und sogar, daß er geräuschvoll aß wie ein schlecht erzogener Mensch.

„Tölpel!" sagte Danglars.

Peppino stellte sich, als hörte er es nicht, und speiste, ohne den Kopf umzudrehen, mit einer vernünftigen Langsamkeit fort.

Danglars kam sein Magen selbst durchlöchert wie das Faß der Danaiden vor, er konnte nicht glauben, daß es ihm je gelingen würde, ihn zu füllen.

Er faßte übrigens noch eine halbe Stunde Geduld; doch es ist nicht zu leugnen, daß ihm diese halbe Stunde wie ein Jahrhundert vorkam. Dann stand er auf, ging abermals nach der Thüre und sprach:

„Hören Sie, mein Herr, lassen Sie mich nicht länger schmachten, sagen Sie mir sogleich, was man von mir will."

„Excellenz, sagen Sie vielmehr, was Sie von uns wollen. Geben Sie Ihre Befehle, und wir werden sie ausführen."

„So öffnen Sie vor Allem."

Peppino öffnete.

„Ich will," sprach Danglars, „bei Gott! ich will essen."

„Sie haben Hunger?"

„Ei! Sie wissen es wohl."

„Was wünscht Euere Excellenz zu essen?"

„Ein Stück trockenes Brod, da die Hühner in diesen verfluchten Höhlen so ungeheuer theuer sind."

„Brod! es sei," sprach Peppino.

„Holla! Brod!" rief er.

Der junge Mensch brachte ein kleines Brod.

„Hier!" sagte Peppino.

„Wie viel?" fragte Danglars.

„Vier tausend neun hundert und acht und neunzig Louisd'or. Ich habe zwei Louisd'or Vorschuß."

„Wie! ein Brod, hundert tausend Franken!"

„Hundert tausend Franken!" erwiederte Peppino.

„Aber Sie verlangten nur hundert tausend Franken für ein Huhn!"

„Wir bedienen nicht nach der Karte, sondern zu festen Preisen. Ob man wenig, ob man viel ißt, ob man zehn Schüsseln verlangt oder eine einzige, das macht immer dieselbe Summe."

„Abermals dieser Scherz, mein lieber Freund, ich erkläre Ihnen, daß das einfältig, daß das albern ist! Sagen Sie mir auf der Stelle, daß ich vor Hunger sterben soll, es wird schneller geschehen sein."

„Nein, Excellenz, Sie wollen sich selbst um das Leben bringen. Bezahlen Sie und essen Sie."

„Womit bezahlen, dreifaches Thier?" sagte Danglars außer sich; „glaubst Du, man trage hundert tausend Franken bei sich?"

„Sie haben fünf Millionen und fünfzig tausend Franken in Ihrer Tasche, Excellenz," erwiederte Peppino; „das macht fünfzig Hühner zu hundert tausend Franken und ein halbes Huhn zu fünfzig tausend Franken."

Danglars schauerte; die Binde fiel ihm von den Augen: das war allerdings immer noch ein Scherz, aber er begriff ihn endlich.

Wir haben billiger Weise anzuführen, daß er ihn nicht mehr so platt fand, wie einen Augenblick vorher.

„Hören Sie," sagte er, „wenn ich Ihnen diese

hundert tausend Franken gebe, werden Sie sich dann wenigstens für bezahlt erklären und mich nach Belieben essen lassen?“

„Allerdings,“ sprach Peppino.

„Doch wie soll ich sie Ihnen geben?“ versetzte Danglars freier athmend.

„Nichts leichter; Sie haben einen offenen Credit auf Thomson und French, Via dei Banchi in Rom; geben Sie mir eine Anweisung von vier tausend neunhundert und achtundneunzig Louisd'or auf diese Herren, unser Banquier wird sie uns abnehmen.“

Danglars wollte sich wenigstens das Verdienst des guten Willens geben, nahm die Feder, die ihm Peppino nebst Papier reichte, schrieb den Zettel und unterzeichnete.

„Hier,“ sagte er, „hier ist Ihre Anweisung au porteur.“

„Und hier ist Ihr Huhn.“

Danglars zerschnitt seufzend das Huhn; es kam ihm sehr mager für eine so fette Summe vor.

Peppino aber las aufmerksam das Papier, steckte es in seine Tasche, und aß wieder von seinen Kichererbsen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Vergebung.

Am andern Morgen hatte Danglars abermals Hunger; die Luft dieser Höhle war im höchsten Maaße Appetit erregend; der Gefangene glaubte an diesem Tage müßte er keine Ausgabe machen; als sparsamer Mann hatte er die Hälfte von seinem Huhn und ein

Stück von seinem Brod in einer Ecke seiner Zelle versteckt.

Doch er aß nicht sobald, als er Durst bekam: darauf hatte er nicht gerechnet.

Er kämpfte gegen den Durst bis zu dem Augenblick, wo er fühlte, daß sich seine vertrocknete Zunge an seinem Gaumen anklebte.

Als Danglars dem verzehrenden Feuer nicht mehr widerstehen konnte, rief er.

Eine Wache öffnete die Thüre; es war ein neuer Bandit.

Er dachte, es wäre für ihn mehr werth, wenn er es mit einem alten Bekannten zu thun hätte, und rief Peppino.

„Hier bin ich, Excellenz," sagte Peppino mit einem Eifer herbei eilend, den Danglars als ein gutes Vorzeichen betrachtete, „was wünschen Sie?"

„Zu trinken," sprach der Gefangene.

„Excellenz, Sie wissen, daß der Wein in der Gegend von Rom übermäßig theuer ist."

„So geben Sie mir Wasser," erwiederte Danglars, der den Stoß zu pariren suchte.

„Excellenz, das Wasser ist noch viel seltener, als der Wein; es herrscht gegenwärtig eine so große Trockenheit!"

„Gehen Sie doch, Sie fangen wieder an, wie es scheint!" sagte Danglars lächelnd, um sich den Anschein zu geben, als scherzte er.

Der Unglückliche fühlte, wie der Schweiß seine Schläfe befeuchtete.

„Nun, mein Freund," fuhr er fort, als er sah, daß Peppino unempfindlich blieb, „ich bitte Sie um ein Glas Wein; werden Sie es mir abschlagen?"

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, Excellenz, daß wir den Wein nicht im Kleinen verkaufen," erwiederte Peppino mit ernstem Tone.

„Wohl! so geben Sie mir eine Flasche."

„Von welchem?“

„Von dem, welcher am wenigsten kostet.“

„Sie haben alle denselben Preis.“

„Und was ist dieser Preis?“

„Fünf und zwanzig tausend Franken die Flasche.“

„Sagen Sie,“ rief Danglars mit einer Bitterkeit, welche nur Harpagon allein im Umfange der menschlichen Stimme mit Noten zu bezeichnen im Stande gewesen wäre, „sagen Sie, Sie wollen mich ganz und gar ausziehen; das wird schneller geschehen sein, als wenn Sie mich so Fetzen für Fetzen auffressen.“

„Es ist dies möglicher Weise der Plan des Herrn.“

„Wer ist der Herr?“

„Derjenige, zu welchem man Sie vorgestern geführt hat.“

„Und wo ist er?“

„Hier.“

„Machen Sie, daß ich ihn sehen kann.“

„Das ist leicht.“

Einen Augenblick nachher stand Luigi Vampa vor Danglars.

„Sie rufen mich?“ fragte er den Gefangenen.

„Sie, mein Herr, sind der Anführer der Personen, die mich hieher gebracht haben?“

„Ja, Excellenz.“

„Wie viel verlangen Sie Lösegeld von mir? sprechen Sie.“

„Ganz einfach die fünf Millionen, welche Sie bei sich tragen.“

Danglars fühlte einen ungeheuren Krampf sein Herz zermalmen.

„Ich habe nur dieses auf der Welt, mein Herr, es ist der Rest eines ungeheuren Vermögens; wenn Sie mir es nehmen, so nehmen Sie mir mein Leben.“

„Es ist uns verboten, Ihr Blut zu vergießen, Excellenz.“

„Und durch wen ist Ihnen dies verboten?"

„Durch denjenigen, welchem wir gehorchen."

„Sie gehorchen also irgend Jemand?"

„Ja, einem Führer."

„Ich glaubte, Sie wären selbst der Führer?"

„Ich bin der Führer dieser Menschen, doch ein Anderer ist mein Führer."

„Und dieser Führer gehorcht auch Jemand?"

„Ja."

„Wem?"

„Gott."

Danglars blieb einen Augenblick nachdenkend, und sprach sodann:

„Ich begreife Sie nicht."

„Das ist möglich."

„Und dieser Führer hat Ihnen gesagt, Sie sollen mich so behandeln?"

„Ja."

„Was ist sein Zweck?"

„Ich weiß es nicht."

„Aber meine Börse wird sich erschöpfen."

„Das ist wahrscheinlich."

„Hören Sie, wollen Sie eine Million?"

„Nein."

„Zwei Millionen?"

„Nein."

„Drei Millionen?... vier?... Hören Sie, vier? ich gebe sie Ihnen unter der Bedingung, daß Sie mich gehen lassen."

„Warum bieten Sie uns vier Millionen für das, was fünf werth ist," versetzte Vampa; „das ist Wucher, Herr Banquier, oder ich verstehe mich nicht darauf."

„Nehmen Sie Alles! nehmen Sie Alles! sage ich Ihnen, und tödten Sie mich!" rief Danglars.

„Stille, stille! beruhigen Sie sich, Excellenz, Sie peitschen Ihr Blut dergestalt unter einander, daß Sie einen Appetit bekommen, bei dem Sie eine Million täg-

lich verzehren; Mord und Tod! seien Sie sparsamer, lieber Herr."

„Doch wenn ich kein Geld mehr besitze, um Sie zu bezahlen, mein Herr?" rief Danglars in Verzweiflung.

„Dann werden Sie Hunger haben."

„Ich werde Hunger haben?" fragte Danglars erbleichend.

„Das ist wahrscheinlich . . ." antwortete Vampa phlegmatisch.

„Aber Sie sagen, Sie wollen mich nicht tödten?"

„Nein."

„Und dennoch wollen Sie mich Hungers sterben lassen?"

„Das ist nicht dasselbe."

„Wohl! Ihr Elende," rief Danglars, „ich werde Euere schändlichen Berechnungen vereiteln; soll ich einmal sterben, so will ich lieber sogleich ein Ende machen: laßt mich leiden, martert mich, tödtet mich, doch Ihr sollt meine Unterschrift nicht bekommen."

„Wie es Ihnen beliebt, Excellenz," sagte Vampa.

Und er verließ die Zelle.

Danglars warf sich brüllend auf seine Bockfelle.

Wer waren diese Menschen? wer war dieser sichtbare Führer? wer war der unsichtbare Führer? welche Pläne verfolgten sie gegen ihn? und wenn die ganze Welt sich loskaufen konnte, warum vermochte er allein dies nicht?

Oh! allerdings, der Tod, ein rascher und gewaltsamer Tod war ein gutes Mittel, diese erbitterten Feinde zu hintergehen, welche eine unbegreifliche Rache gegen ihn zu verfolgen schienen.

Ja, aber sterben!

Zum ersten Male vielleicht in seiner langen Laufbahn dachte Danglars an den Tod zugleich mit dem Verlangen und der Furcht, zu sterben; doch die Stunde war für ihn gekommen, seinen Blick auf das unver-

söhnliche Gespenst zu heften, das im Inneren jedes Geschöpfes lebt und bei jedem Pulsschlage des Herzens zu ihm sagt: Du wirst sterben.

Danglars glich jenen wilden Thieren, welche die Jagd belebt, in Verzweiflung bringt, und denen es durch die Gewalt der Verzweiflung zuweilen gelingt, sich zu retten.

Danglars dachte an eine Flucht.

Doch die Mauern waren der Felsen selbst, und vor dem einzigen Ausgang, der aus der Zelle führte, lag ein Mensch; hinter diesem Menschen sah man mit Flinten bewaffnete Schatten hin und her gehen.

Sein Entschluß, nicht zu unterzeichnen, dauerte zwei Tage, dann verlangte er Nahrungsmittel und bot eine Million.

Man trug ihm ein vortreffliches Abendbrod auf und nahm seine Million.

Von da an war das Leben des unglücklichen Gefangenen eine beständige Ausschweifung. Er hatte so viel gelitten, daß er sich keinen weiteren Leiden mehr aussetzen wollte und sich allen Forderungen unterzog. Nach Verlauf von acht Tagen machte er eines Nachmittags, als er wie in den schönen Tagen seines Glückes gespeist hatte, seine Rechnung und bemerkte, daß er so viele Anweisungen au porteur abgegeben, daß ihm nur noch fünfzig tausend Franken übrig blieben.

Da ging eine seltsame Umwandlung in ihm vor; er, der fünf Millionen hingegeben hatte, suchte die fünfzig tausend Franken zu retten, die ihm blieben; er beschloß, eher ein Leben der Entbehrungen wiederaufzunehmen, als diese fünfzig tausend Franken herzugeben; der Unglückliche nährte einen Schimmer von Hoffnung, der an Wahnsinn grenzte; er, der seit so langer Zeit Gott vergessen hatte, dachte an ihn, um sich zu sagen, Gott hätte zuweilen Wunder gethan; die Höhle könnte versinken; die päpstlichen Carabiniere könnten diesen verfluchten Aufenthaltsort entdecken und ihm zu Hülfe

kommen; dann würden ihm noch fünfzig tausend Franken bleiben; fünfzig tausend Franken wären eine hinreichende Summe, um einen Menschen vor dem Hungertode zu schützen; er bat Gott, ihm diese fünfzig tausend Franken zu erhalten, und indem er bat, weinte er.

So vergingen drei Tage, während welcher der Name Gottes beständig, wenn nicht in seinem Herzen, doch auf seinen Lippen war; in Zwischenräumen hatte er Augenblicke des Irrsinnes, in denen er, durch die Fenster, in einer armseligen Kammer einen Greis im Todeskampfe auf einem elenden Lager zu erblicken glaubte.

Dieser Greis starb auch vor Hunger.

Am vierten Tage war es kein Mensch mehr, sondern ein lebendiger Leichnam; er hatte auf dem Boden die letzten Krümchen seiner früheren Mahle zusammengerafft und fing an das Stroh zu verzehren, mit dem der Boden bedeckt war.

Dann flehte er Peppino an, wie man einen Schutzengel anfleht, ihm etwas Speise zu geben; er bot ihm tausend Franken für einen Mund voll Brod.

Peppino antwortete nicht.

Am fünften Tage schleppte er sich an den Eingang der Zelle.

„Ihr seid also kein Christ?“ sagte er, sich auf seine Kniee erhebend; „Ihr wollt einen Menschen tödten, der Euer Bruder vor Gott ist?

„Oh! meine ehemaligen Freunde!“ murmelte er.

Und er fiel mit dem Gesichte auf die Erde.

Dann fuhr er plötzlich wieder auf und rief:

„Der Führer! der Führer!“

„Hier bin ich!“ sagte Vampa, sogleich erscheinend, „was wünschen Sie noch?“

„Nehmen Sie mein letztes Geld,“ stammelte Danglars, ihm sein Portefeuille reichend, „nehmen Sie es und lassen Sie mich in dieser Höhle; ich verlange meine Freiheit nicht mehr, ich verlange mein Leben nicht mehr.“

„Sie leiden also sehr?“ fragte Vampa.

„Oh! ja, ich leide grausam.“

„Es gibt jedoch Menschen, welche mehr gelitten haben, als Sie.“

„Ich glaube es nicht.“

„Doch! diejenigen, welche vor Hunger gestorben sind.“

Danglars dachte an den Greis, den er während der Stunden seines Irrsinnes durch die Fenster seiner armseligen Kammer auf seinem Lager ächzen sah.

Er schlug mit der Stirne auf die Erde und stieß einen Seufzer aus.

„Ja,“ sagte er, „es ist wahr; es gibt Leute, welche mehr gelitten haben, als ich, aber diese waren Märtyrer.“

„Sie bereuen wenigstens?“ sprach eine düstere, feierliche Stimme, welche die Haare auf dem Haupte von Danglars sich sträuben machte.

Sein geschwächter Blick suchte die Gegenstände zu unterscheiden, und er sah hinter dem Banditen einen Mann in einen Mantel gehüllt und vom Schatten eines steinernen Pilasters bedeckt.

„Was soll ich bereuen?“ stammelte Danglars.

„Das Böse, das Sie gethan haben,“ sprach dieselbe Stimme.

„Oh! ja, ich bereue es, ich bereue es,“ rief Danglars.

Und er schlug mit seiner abgemagerten Faust an seine Brust.

„Dann vergebe ich Ihnen,“ sprach der Unbekannte seinen Mantel abwerfend und vorschreitend, um sich in das Licht zu stellen.

„Der Graf von Monte Christo!“ rief Danglars, bleicher vor Schrecken, als er es einen Augenblick zuvor vor Hunger und Elend gewesen war.

„Sie täuschen sich; ich bin nicht der Graf von Monte Christo.“

„Und wer sind Sie denn?"

„Ich bin derjenige, welchen Sie verkauft, preisgegeben, entehrt haben; ich bin derjenige, dessen Braut Sie mit Schmach bedeckten; ich bin derjenige, auf welchen Sie traten, auf dem Sie fortschritten, um sich zum Glück aufzuschwingen; ich bin derjenige, dessen Vater Sie vor Hunger sterben ließen, den Sie verurtheilt hatten, ebenfalls vor Hunger zu sterben, und der Ihnen dennoch vergibt, weil er selbst der Vergebung bedarf; ich bin Edmond Dantes."

Danglars stieß einen Schrei aus und stürzte mit dem ganzen Leibe auf die Erde nieder.

„Stehen Sie auf," sprach der Graf, „Ihr Leben bleibt unverletzt; ein solches Glück ist Ihren zwei Genossen nicht widerfahren: der eine ist wahnsinnig, der andere ist todt. Behalten Sie die fünfzig tausend Franken, die Sie noch haben, ich mache sie Ihnen zum Geschenk. Die fünf Millionen, die Sie den Hospitälern gestohlen, sind diesen bereits von einer unbekannten Hand wiedererstattet worden.

„Und nun essen Sie und trinken Sie; für heute Abend mache ich Sie zu meinem Gaste.

„Vampa, wenn dieser Mensch sich beruhigt hat, lassen Sie ihn frei."

Danglars blieb auf der Erde liegen, bis sich der Graf entfernte; als er das Haupt erhob, sah er nur noch einen im Gange verschwindenden Schatten, vor dem sich die Räuber verbeugten.

Danglars wurde dem Befehle des Grafen gemäß von Vampa bedient, der ihm den besten Wein und die besten Früchte Italiens bringen ließ; als er seinen Hunger gestillt hatte, ließ ihn der Anführer der Banditen in eine Postchaise steigen, begleitete ihn eine Strecke weit und lehnte ihn dann unfern von der Straße an einen Baum.

Hier blieb er bis zum Anbruch des Tages, ohne zu wissen, wo er war.

Beim Morgenlichte bemerkte er, daß er sich in der Nähe eines Baches befand; er hatte Durst und schleppte sich bis zu diesem Bache.

Als er sich neigte, um daraus zu trinken, sah er, daß seine Haare weiß geworden waren.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der fünfte October.

Es war ungefähr sechs Uhr Abends; ein opalfarbiges Licht, das eine schöne Herbstsonne mit ihren goldenen Strahlen durchdrang, fiel vom Himmel auf das bläuliche Meer.

Die Hitze des Tages war allmählig erloschen und man fing an, jenen leichten Wind zu fühlen, welcher der Athem der nach einer brennenden Siesta des Mittags erwachenden Natur zu sein scheint: ein köstlicher Hauch, die Küsten des mittelländischen Meeres erfrischend und von Ufer zu Ufer die lieblichen Düfte der Bäume vermischt mit dem scharfen Geruche der See tragend.

Auf diesem ungeheuren Gewässer, das sich von Gibraltar bis zu den Dardanellen und von Tunis bis nach Venedig ausdehnt, glitt eine leichte Yacht von reiner, zierlicher Form in dem ersten Dunste des Abends hin.

Nach und nach verschwand am westlichen Horizont die Sonne, deren letzte Strahlen wir begrüßt haben; aber ihre unbescheidenen Feuer, als wollten sie die glänzenden Träume der Götterlehre bestätigen, schienen, auf dem Gipfel jeder Welle wiedererscheinend, zu offen-

baren, der Gott der Flammen habe sich an dem Busen von Amphidrite verborgen, welche vergebens ihren Geliebten mit den Falten ihres azurblauen Mantels zu verhüllen suche.

Die Yacht rückte rasch vor, obgleich der Wind scheinbar kaum stark genug war, um das Lockenhaar eines Mädchens flattern zu machen.

Auf dem Vordertheile stehend, sah ein Mann von hoher Gestalt, brauner Gesichtsfarbe und mit großem Auge das Land unter der Gestalt einer düsteren, kegelförmigen, aus den Wellen wie ein ungeheurer catalonischer Hut hervortretenden Masse auf sich zukommen.

„Ist das Monte Christo?“ fragte mit einer ernsten, von tiefer Traurigkeit zeugenden Stimme der Reisende, dessen Befehlen die Yacht für den Augenblick unterworfen war.

„Ja, Excellenz,“ antwortete der Patron, „wir kommen sogleich dahin.“

„Wir kommen dahin!“ murmelte der Reisende mit einem Ausdrucke unsäglicher Schwermuth.

Dann fügte er mit leiser Stimme bei:

„Ja, dort wird der Hafen sein.“

Und er versenkte sich wieder in seine Gedanken, welche sich durch ein Lächeln, trauriger, als Thränen gewesen wären, verdolmetschten.

Einige Minuten nachher erblickte man am Lande den Schimmer einer Flamme, welche sogleich wieder erlosch, und der Lärm eines Feuergewehres drang bis zur Yacht.

„Excellenz,“ sagte der Patron, „das ist das Landsignal; wollen Sie selbst darauf antworten?“

„Was für ein Signal?“ fragte dieser.

Der Patron streckte die Hand nach der Insel aus, von der vereinzelt und bläulich eine breite Rauchwolke aufstieg, die sich bei ihrer Ausdehnung zerriß.

„Ah! ja,“ sprach er, wie aus einem Traume erwachend,

Der Patron reichte ihm einen geladenen Carabiner; der Reisende nahm denselben, hob ihn langsam empor und schoß in die Luft.

Zehn Minuten nachher geite man die Segel auf und warf den Anker fünfhundert Schritte von einem kleinen Hafen.

Das Boot war bereits mit vier Ruderern und dem Lootsen im Meere; der Reisende stieg hinab und blieb, statt sich auf das für ihn mit einem blauen Teppich geschmückte Vordertheil zu setzen, mit gekreuzten Armen stehen.

Die Ruderer warteten, ihre Ruder halb in die Höhe gehoben, wie Vögel, welche ihre Flügel trocknen lassen.

„Vorwärts!“ sprach der Reisende.

Die acht Ruder fielen mit einem einzigen Schlage und ohne einen Tropfen Wasser springen zu machen in das Meer; dann glitt die Barke, dem Antriebe gehorchend, rasch dem Ufer zu.

In einem Augenblick befand man sich in der kleinen Bucht, welche hier ein natürlicher Ausschnitt bildete; die Barke berührte einen Grund von feinem Sand.

„Excellenz,“ sprach der Lootse, „steigen Sie auf die Schultern von zwei von unsern Leuten, sie werden Sie an das Land tragen.“

Der junge Mann erwiederte diese Aufforderung durch eine Geberde völliger Gleichgültigkeit, hob seine Beine von der Barke auf und sank in das Wasser, das ihm bis zum Gürtel reichte.

„Ah! Excellenz,“ murmelte der Lootse, „was Sie da machen, ist schlimm, und Sie werden uns einen Verweis vom Herrn zuziehen.“

Der junge Mann ging, ohne hierauf zu hören, zwei Matrosen folgend, welche den besten Grund wählten, dem Ufer zu.

Nach etwa dreißig Schritten war man am Lande; der junge Mann schüttelte seine Füße auf einem tro-

ckenen Boden, und suchte mit seinen Augen um sich her den Weg, den man ihm wahrscheinlich bezeichnen würde, denn es war bereits völlig Nacht.

In dem Augenblick, wo er den Kopf umwandte, ruhte eine Hand auf seiner Schulter und eine Stimme machte ihn beben.

„Guten Abend, Maximilian," sagte diese Stimme, „Sie sind sehr pünktlich, und ich danke Ihnen."

„Sie sind es, Graf!" rief der junge Mann mit einer freudigen Bewegung und mit seinen beiden Händen die Hand von Monte Christo drückend.

„Ja, wie Sie sehen nicht minder pünktlich; doch Sie triefen, mein lieber Freund: Sie müssen die Kleider wechseln, wie Kalypso zu Telemach sagen würde. Es findet sich hier eine für Sie bereit gehaltene Wohnung, in der Sie Müdigkeit und Kälte vergessen werden."

Monte Christo bemerkte, daß Morrel sich umwandte; er wartete.

Der junge Mann sah wirklich mit Erstaunen, daß kein Wort von denjenigen, welche ihn gebracht hatten, gesprochen worden war, daß er sie nicht bezahlt, und daß sie dennoch sich entfernt hatten. Man hörte sogar das Schlagen der Ruder an der Barke, welche zu der kleinen Yacht zurückkehrte.

„Ah! ja," sagte der Graf, „Sie suchen Ihre Matrosen?"

„Allerdings; ich habe ihnen nichts gegeben, und sie sind dennoch weggegangen."

„Kümmern Sie sich nicht darum, Maximilian," erwiederte lachend Monte Christo, „ich habe einen Vertrag mit der Marine, wodurch der Zugang zu meiner Insel von jeder Fahr- und Reiseabgabe frei ist. Ich bin abonnirt, wie man in civilisirten Ländern sagen würde."

Maximilian schaute den Grafen voll Erstaunen an.

„Wie," sagte er, „Sie sind hier nicht mehr derselbe, der Sie in Paris waren?"

„Warum dies?"

„Ja, hier lachen Sie."

Die Stirne von Monte Christo verdüsterte sich plötzlich, und er sprach:

„Sie haben Recht, daß Sie mich an mich selbst erinnern, Maximilian; Sie wiedersehen war ein Glück für mich und ich vergaß, daß jedes Glück vorübergehend ist."

„Oh! nein, nein, Graf," rief Morrel, abermals die beiden Hände seines Freundes ergreifend; „lachen Sie im Gegentheil, seien Sie glücklich und beweisen Sie mir durch Ihre Gleichgültigkeit, daß das Leben nur für die Leidenden schlecht ist. Oh! Sie sind menschenfreundlich, Sie sind gut, Sie sind groß, mein Freund, und um mir Muth zu verleihen, heucheln Sie diese Heiterkeit."

„Sie täuschen sich, Morrel," erwiederte Monte Christo, „ich war in der That glücklich."

„Dann vergessen Sie mich, desto besser!"

„Wie dies?"

„Ja, denn Sie wissen, Freund, wie der Gladiator in den Circus tretend zu dem erhabenen Kaiser sagte, so sage ich zu Ihnen: Derjenige, welcher sterben wird, begrüßt Dich.""

„Sie sind nicht getröstet?" fragte Monte Christo mit einem seltsamen Blicke.

„Haben Sie wirklich geglaubt, ich könnte es sein?" rief Morrel mit einem Tone voll Bitterkeit.

„Hören Sie," sprach der Graf, „nicht wahr, Maximilian, Sie verstehen den Sinn meiner Worte ganz wohl? Sie halten mich nicht für einen gewöhnlichen Menschen, nicht für eine Klapper, welche unbestimmte, sinnlose Töne von sich gibt? Wenn ich Sie frage, ob Sie getröstet seien, so spreche ich als ein Mann, für den das menschliche Herz keine Geheimnisse mehr hat. Nun wohl, Morrel, steigen wir mit einander in die Tiefe Ihres Herzens hinab und erforschen wir dasselbe. Ist es noch die heftige Ungeduld des Schmerzes, welche

den Körper springen macht, wie der von einem Moskito gestochene Löwe springt? Ist es immer noch der verzehrende Durst, der nur im Grabe erlischt? Ist es jene Idealität des Kummers, welche den Lebenden aus dem Leben schleudert und der Verfolgung des Todes preisgibt? Oder ist es nur die Niederbeugung des erschöpften Muthes, der Aerger, der den Hoffnungsstrahl erstickt, welcher gern glänzen möchte? Ist es der Verlust des Gedächtnisses, der die Ohnmacht der Thränen zur Folge hat? Oh! mein lieber Freund, wenn es dies ist, wenn Sie nicht mehr weinen können, wenn Sie Ihr erstarrtes Herz für todt halten, wenn Sie nur noch Kraft in Gott, nur noch Blicke für den Himmel haben, Freund, dann lassen wir die Worte bei Seite, welche zu eng sind für den Sinn, den ihnen unsere Seele gibt: Maximilian, Sie sind getröstet, klagen Sie nicht mehr."

„Graf," sprach Morrel mit seiner weichen und zugleich festen Stimme, „Graf, hören Sie mich, wie man einen Mann hört, der den Finger gegen die Erde ausgestreckt und die Augen zum Himmel aufgeschlagen spricht: Ich bin zu Ihnen gekommen, um in den Armen eines Freundes zu sterben. Allerdings gibt es Menschen, die ich liebe: ich liebe meine Schwester Julie, ich liebe ihren Gatten Emmanuel; aber für mich ist es Bedürfniß, daß man mir starke Arme öffnet, daß man mir in meinen letzten Augenblicken zulächelt; meine Schwester würde in Thränen zerfließen und ohnmächtig werden; ich würde sie leiden sehen, und habe selbst genug gelitten; Emmanuel würde mir die Waffe aus den Händen reißen und das Haus mit seinem Geschrei erfüllen. Sie, Graf, dessen Wort ich habe, Sie, der Sie mehr als ein Mensch sind, Sie, den ich einen Gott nennen würde, wenn Sie nicht sterblich wären, nicht wahr, Sie werden mich sanft und zärtlich bis zu den Pforten des Todes geleiten?"

„Freund," entgegnete der Graf, „es bleibt mir

noch ein Zweifel; sollten Sie so wenig Kraft haben, daß Sie einen Stolz darein setzen, Ihren Schmerz auszukramen?"

„Nein, sehen Sie, ich bin einfach" sagte Morrel, dem Grafen die Hand reichend, „und mein Puls schlägt nicht stärker und nicht langsamer, als gewöhnlich. Nein, ich fühle mich am Ende der Reise; nein, ich werde nicht weiter gehen. Sie sprachen mir von Hoffen und Warten; wissen Sie, was Sie gethan haben, unglücklicher Weiser? Ich habe einen Monat gewartet, das heißt, ich habe einen Monat gelitten! Ich habe gehofft (der Mensch ist ein armes, elendes Geschöpf), ich habe gehofft, was? ich weiß es nicht, etwas Unbekanntes, Albernes, Wahnsinniges! ein Wunder ... was für ein Wunder? Gott allein vermag es zu sagen, er, der in unsere Vernunft eine Thorheit gemischt hat, die man Hoffnung nennt. Ja, ich habe gewartet; ja, ich habe gehofft, Graf, und seit einer Viertelstunde, die wir hier sprechen, haben Sie hundertmal, ohne es zu wissen, mein Herz gequält, gebrochen, denn jedes von Ihren Worten bewies mir, daß nichts mehr für mich zu hoffen war. Oh! Graf, wie sanft und wollüstig werde ich im Tode ruhen!"

Morrel sprach diese letzten Worte mit einem Ausdrucke von Energie, der den Grafen beben machte.

„Mein Freund," fuhr Morrel fort, als er sah, daß der Graf schwieg, „Sie haben mir den fünften Oktober als das Ende der Frist bezeichnet, die Sie von mir verlangen. . . Mein Freund, heute ist der fünfte Oktober. . ."

Morrel zog seine Uhr.

„Es ist neun Uhr, ich habe noch drei Stunden zu leben."

„Es sei!" sprach Monte Christo, „kommen Sie."

Morrel folgte maschinenmäßig dem Grafen, und sie waren bereits in der Grotte, ehe es Maximilian bemerkte.

Er fand Teppiche unter seinen Füßen, eine Thüre öffnete sich, Wohlgerüche umhüllten ihn, ein lebhaftes Licht traf seine Augen.

Morrel zögerte, weiter zu gehen, und blieb stehen; er mißtraute den entnervenden Sinnenreizen, welche ihn umgaben.

Monte Christo zog ihn sanft vorwärts und sprach:

„Geziemt es sich nicht, daß wir die drei Stunden, die uns noch bleiben, wie die alten Römer verwenden, welche von Nero, ihrem Kaiser und Erben, zum Tode verurtheilt, sich mit Blumen bekränzt zu Tische setzten und den Tod mit dem Wohlgeruch von Heliotropen und Rosen einathmeten?“

Morrel lächelte.

„Wie Sie wollen,“ sprach er; „der Tod bleibt immer der Tod, das heißt die Ruhe, das heißt die Abwesenheit des Lebens und folglich des Schmerzes.“

Er setzte sich, Monte Christo nahm seinen Platz ihm gegenüber.

Man befand sich in dem wundervollen, bereits von uns beschriebenen Speisesaal, wo Marmorstatuen auf ihren Häuptern stets mit Blumen und Früchten gefüllte Körbchen trugen.

Morrel hatte Alles flüchtig angeschaut und ohne Zweifel nichts gesehen.

„Reden wir als Männer,“ sagte er mit einem festen Blicke auf den Grafen.

„Sprechen Sie.“

„Graf, Sie sind der Inbegriff aller menschlichen Kenntnisse, und Ihr Wesen macht den Eindruck auf mich, als kämen Sie von einer Welt her, welche weiter vorgerückt und reicher ist, als die unsrige.“

„Es ist etwas Wahres daran, Morrel,“ sagte der Graf mit jenem schwermüthigen Lächeln, das ihn so schön erscheinen ließ; „ich bin von einem Planeten herabgestiegen, den man den Schmerz nennt.“

„Ich glaube Alles, was Sie mir sagen, ohne

daß ich den Sinn davon zu ergründen suche; zum Beweise hiefür mag dienen: Sie hießen mich leben, und ich lebte, Sie hießen mich hoffen, und ich hoffte beinahe. Ich wage es daher, Graf, Sie zu fragen, als ob Sie schon einmal todt gewesen wären: Graf, thut das wehe?“

Monte Christo schaute Morrel mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an und erwiederte:

„Ja, allerdings, es thut sehr wehe: wenn Sie auf eine rohe Weise die sterbliche Hülle zerreißen, welche hartnäckig zu leben verlangt, wenn Sie Ihr Fleisch unter den unmerklichen Zähnen eines Dolches kreischen machen, wenn Sie mit einer unverständigen Kugel Ihr Hirn durchbohren, das bei dem geringsten Stoße von Schmerzen befallen wird, so werden Sie sicherlich leiden und mit Widerwillen das Leben verlassen, das Sie mitten unter Ihrem verzweiflungsvollen Todeskampfe immer noch schöner finden, als eine so theuer erkaufte Ruhe.“

„Ja, ich begreife,“ sprach Morrel; „der Tod hat wie das Leben seine Geheimnisse des Schmerzes und der Wollust, und es kommt nur darauf an, sie kennen zu lernen.“

„Ganz richtig, Maximilian, Sie haben das große Wort ausgesprochen. Der Tod ist, je nachdem wir dafür besorgt sind, uns gut oder schlimm mit demselben zu stellen, entweder ein Freund, der uns eben so sanft wiegt, als eine Amme, oder ein Feind, der uns mit Gewalt die Seele aus dem Leibe reißt. Eines Tags, wenn unsere Welt noch tausend Jahre gelebt, wenn man sich aller der zerstörenden Kräfte der Natur bemeistert haben wird, um sie der allgemeinen Wohlfahrt der Menschheit dienstbar zu machen; wenn der Mensch einmal, wie Sie so eben sagten, die Geheimnisse des Todes kennt, wird dieser eben so sanft, eben so wollüstig sein, als der Schlummer in den Armen unserer Geliebten.“

„Und wenn Sie sterben wollten, wüßten Sie so zu sterben?"

„Ja."

Morrel reichte ihm die Hand und sprach:

„Ich begreife nun, warum Sie mich hieher beschieden haben, auf diese einsame Insel, mitten in den Ocean, in diesen unterirdischen Palast, ... ein Grab, das den Neid eines Pharao erregt haben dürfte: es geschah dies, weil Sie mich liebten, nicht wahr, Graf? weil Sie mich hinreichend lieben, um mir eine von den Todesarten zu geben, von denen Sie so eben sprachen, einen Tod ohne Kampf, einen Tod, der mir den Namen Valentine aussprechend und Ihnen die Hand drückend zu sterben gestattet?"

„Ja, Sie haben richtig errathen, Morrel," sagte der Graf mit einfacher Betonung, „dies war meine Absicht."

„Ich danke; die Hoffnung, daß ich morgen nicht mehr leben werde, ist so süß für mein armes Herz."

„Bedauern Sie keinen Verlust?" fragte Monte Christo.

„Nein!" antwortete Morrel.

„Bedauern Sie es nicht, von mir scheiden zu müssen?" fragte der Graf mit tiefer Rührung.

Morrel hielt inne; sein so reines Auge trübte sich plötzlich und glänzte dann wieder in ungewöhnlichem Feuer; eine große Thräne strömte hervor und rollte, eine silberne Furche grabend, an seiner Wange herab.

„Wie!" rief der Graf, „Sie beklagen den Verlust von irgend Etwas auf Erden, und wollen sterben?"

„Oh! ich flehe Sie an!" rief Morrel mit mattem Tone, „kein Wort mehr, verlängern Sie meine Qualen nicht, Graf!"

Der Graf glaubte, Morrel werde schwach werden.

Dieser Glaube erweckte in ihm abermals den furchtbaren, bereits einmal im Castell If niedergeschlagenen Zweifel.

„Ich beschäftigte mich damit, diesen Menschen dem Glück zurückzugeben," sagte er zu sich selbst, „ich betrachtete diese Wiedererstattung als ein Gewicht in die Wage geworfen, in Rücksicht auf die andere Schaale, in welche ich das Uebel habe fallen lassen. Wenn ich mich nun täuschte, wenn dieser Mensch nicht unglücklich genug wäre, um das Glück zu verdienen, ach! was würde aus mir werden, der ich das Böse nur vergessen kann, indem ich mir das Gute wieder vorzeichne?"

„Hören Sie, Morrel," sprach er; „Ihr Schmerz ist ungeheuer, das sehe ich, aber dennoch glauben Sie an Gott und wollen das Heil Ihrer Seele nicht wagen."

Morrel lächelte traurig und erwiederte:

„Graf, Sie wissen, daß ich nicht mit kaltem Herzen Poesie treibe; aber ich schwöre Ihnen, meine Seele gehört nicht mehr mir."

„Hören Sie, Morrel, ich habe keinen Verwandten auf der Welt, ich habe mich daran gewöhnt, Sie als meinen Sohn zu betrachten; um meinen Sohn zu retten, würde ich mein Leben und noch viel mehr mein Vermögen opfern."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen, Morrel, daß Sie das Leben verlassen, weil Sie nicht alle Genüsse kennen, die es einem großen Vermögen verheißt. Morrel, ich besitze hundert Millionen; mit einem solchen Vermögen können Sie jedes Ziel erreichen, das Sie sich vorsetzen. Sind Sie ehrgeizig? jede Laufbahn ist Ihnen geöffnet. Setzen Sie die Welt in Aufruhr, verändern Sie das Angesicht derselben, geben Sie sich den wahnsinnigsten Streichen hin, seien Sie ein Verbrecher, wenn es sein muß, aber leben Sie."

„Graf, ich habe Ihr Wort," erwiederte Morrel mit kaltem Tone, „und," fügte er seine Uhr ziehend bei, „es ist halb zwölf Uhr."

„Morrel! bedenken Sie auch, unter meinen Augen, in meinem Hause?“

„Dann lassen Sie mich gehen,“ sprach Morrel düster, „oder ich glaube, Sie lieben mich nicht meinetwegen, sondern Ihretwegen!“

Und er stand auf.

„Es ist gut,“ sagte Monte Christo, dessen Gesicht sich bei diesen Worten aufklärte; „Sie wollen es, Morrel, und sind unbeugsam; ja! Sie sind tief unglücklich, und es könnte Sie, wie Sie gesagt haben, nur ein Wunder heilen; setzen Sie sich, Morrel, und warten Sie.“

Morrel gehorchte; Monte Christo stand ebenfalls auf und holte aus einem sorgfältig verschlossenen Schranke, dessen Schlüssel er an einer goldenen Kette an sich hängen hatte, ein kleines, silbernes, wunderbar gearbeitetes Kästchen, dessen Ecken vier Figuren darstellten, jenen Karyatiden ähnlich, Figuren von Frauen, Symbolen von Engeln, welche zum Himmel aufstreben.

Er stellte dieses Kästchen auf den Tisch, öffnete es und zog eine kleine, goldene Kapsel daraus hervor, deren Deckel sich durch den Druck einer geheimen Feder hob.

Diese Kapsel enthielt eine salbenartige, halbfeste Substanz, deren Farbe in Folge der Reflexe des polirten Goldes, der Saphire, der Rubine und der Smaragde, welche die Kapsel schmückten, sich nicht bestimmen ließ.

Es war wie das schnell wechselnde Spiel von Azur, Purpur und Gold.

Der Graf schöpfte eine kleine Quantität von dieser Substanz mit einem goldenen Löffel und bot sie Morrel mit einem langen Blicke.

Man konnte nun sehen, daß diese Substanz grünlich war.

„Das ist es, was Sie von mir verlangten,“ sagte er, „das ist es, was ich Ihnen versprochen habe.“

„Noch lebend," erwiederte der junge Mann, den Löffel aus den Händen von Monte Christo nehmend, „noch lebend, danke ich Ihnen aus dem Grunde meines Herzens."

Der Graf nahm einen zweiten Löffel und schöpfte abermals aus der goldenen Kapsel.

„Was wollen Sie machen, Freund?" fragte Morrel, seine Hand zurückhaltend.

„Meiner Treue, Morrel," erwiederte er lächelnd, „Gott vergebe mir! ich glaube, ich bin des Lebens so müde, als Sie, und da sich eine Gelegenheit bietet . ."

„Halten Sie ein!" rief der junge Mann. „Oh! Sie, der Sie lieben, den man liebt, der Sie den Glauben und die Hoffnung haben, thun Sie nicht, was ich zu thun im Begriffe bin; von Ihrer Seite wäre es ein Verbrechen. Gott befohlen, mein edler und hochherziger Freund; Gott befohlen, ich werde Valentine Alles sagen, was Sie für mich gethan haben."

Und ohne ein anderes Zögern, als einen langen Druck der linken Hand, die er dem Grafen reichte, verschlang oder schlürfte vielmehr Morrel die geheimnißvolle, von Monte Christo ihm dargebotene Substanz.

Dann schwiegen Beide. Ali brachte stille und aufmerksam den Tabak und die persischen Pfeifen, trug den Kaffee auf und verschwand.

Allmählig erbleichten die Lampen in den Händen der Marmorstatuen, und der Geruch der Räucherpfannen kam Morrel minder durchdringend vor.

Ihm gegenübersitzend, schaute Monte Christo Maximilian aus der Tiefe des Schattens an, während Morrel nur die Augen des Grafen glänzen sah.

Ein ungeheurer Schmerz bemächtigte sich des jungen Mannes; er fühlte die Pfeife seinen Händen entschlüpfen; die Gegenstände verloren unmerklich ihre Form und ihre Farbe; seinen getrübten Augen war es, als öffneten sich die Thüren und Vorhänge in der Wand,

„Freund," sprach er, „ich fühle, daß ich sterbe; meinen Dank!"

Er machte eine Anstrengung, um dem Grafen zum letzten Male die Hand zu reichen; aber diese Hand fiel kraftlos an seiner Seite nieder.

Dann kam es ihm vor, als lächelte Monte Christo nicht mit seinem seltsamen, furchtbaren Lächeln, das ihn wiederholt die Geheimnisse dieser tiefen Seele im Halbdunkel hatte erschauen lassen, sondern mit dem wohlwollenden Mitleid, welches die Väter für ihre kleinen Kinder offenbaren, wenn sie unvernünftige Dinge sprechen.

Zu gleicher Zeit wuchs der Graf in seinen Augen; seine beinahe verdoppelte Gestalt trat auf den rothen Tapeten hervor; er hatte seine schwarzen Haare zurückgeworfen und erschien aufrecht und stolz, wie einer von jenen Engeln, mit denen man die Bösen am Tage des jüngsten Gerichtes bedroht.

Gelähmt, gebändigt, warf sich Morrel in seinem Stuhle zurück: eine sanfte Erstarrung durchdrang jede von seinen Adern. Ein Wechsel der Gedanken stattete gleichsam seine Stirne aus, wie eine neue Anlage von Zeichnungen das Kaleidoskop ausstattet.

Liegend, entkräftet, keuchend, fühlte Morrel nichts Lebendes mehr in sich, als diesen Traum; es kam ihm vor, als liefe er mit vollen Segeln in den schwankenden Irrwahn ein, der dem unbekannten Dunkel vorhergeht, welches man den Tod nennt.

Noch einmal versuchte er es, dem Grafen seine Hand zu geben, diesmal aber rührte sich seine Hand nicht mehr; er wollte ein letztes Lebewohl aussprechen, doch seine Zunge wälzte sich schwerfällig in seinem Munde umher, wie ein Stein, der ein Grab verstopfen würde.

Seine mit betäubender Schlafsucht belasteten Augen schloßen sich unwillkührlich; hinter seinen Augen-

lidern aber bewegte sich ein Bild, das er erkannte, trotz der Dunkelheit, mit der er sich umhüllt glaubte.

Es war der Graf, der eine Thüre öffnete.

Sogleich übergoß eine unermeßliche, aus einem anstoßenden mit unendlicher Pracht ausgeschmückten Gemache hervorstrahlende, Klarheit den Saal, in welchem sich Morrel seinem süßen Todeskampfe hingab.

Da sah er auf die Schwelle dieses Saales und auf die Grenze der beiden Gemächer eine Frau von wunderbarer Schönheit treten.

Bleich und sanft lächelnd, schien sie der Engel der Barmherzigkeit den Engel der Rache beschwörend.

„Oeffnet sich schon der Himmel für mich?“ dachte der Sterbende; „dieser Engel gleicht demjenigen, welchen ich verloren habe.“

Monte Christo bezeichnete mit dem Finger der jungen Frau den Sopha, auf dem Morrel ruhte.

Sie ging auf ihn zu, die Hände gefalten und ein Lächeln auf den Lippen.

„Valentine! Valentine!“ rief Morrel aus dem Grunde seiner Seele.

Aber sein Mund brachte keinen Ton hervor, und er stieß, als wären alle seine Kräfte in dieser innern Bewegung vereinigt, einen Seufzer aus und schloß die Augen.

Valentine stürzte auf ihn zu.

Die Lippen von Morrel machten abermals eine Bewegung.

„Er ruft Sie,“ sprach der Graf, „er ruft Sie aus der Tiefe seines Schlummers, er, dem Sie Ihr Schicksal anvertraut hatten, und von welchem Sie der Tod trennen wollte! Aber zum Glück war ich da; und ich habe den Tod besiegt! Valentine, fortan sollt Ihr Euch auf Erden nicht mehr trennen; denn damit Ihr einander wiederfändet, stürzte er sich in das Grab. Ohne mich wäret Ihr Beide gestorben; ich gebe Euch einander zu-

rück; möge mir Gott Rechnung tragen für das doppelte Dasein, das ich rette!"

Valentine ergriff die Hand von Monte Christo und drückte sie in einem Ergusse unwiderstehlicher Freude an ihre Lippen.

„Oh! danken Sie mir sehr," sprach der Graf, „oh! wiederholen Sie mir, ohne des Wiederholens müde zu werden, daß ich Sie glücklich gemacht habe; Sie ahnen nicht, wie sehr ich dieser Gewißheit bedarf."

„Oh! ja, ja, ich danke Ihnen von ganzer Seele," sprach Valentine, „und wenn Sie an der Aufrichtigkeit meines Dankes zweifeln, so fragen Sie Hayde, meine geliebte Schwester Hayde, die mich seit unserer Abreise von Frankreich geduldig, von Ihnen sprechend, den glücklichen Tag, der heute für mich erglänzt, zu erwarten bewog."

„Sie lieben also Hayde?" fragte Monte Christo mit einer Rührung, die er vergebens zu verbergen bemüht war.

„Oh! von ganzer Seele!"

„Nun wohl, so hören Sie, Valentine," sprach der Graf, „ich habe mir eine Gunst von Ihnen zu erbitten."

„Von mir? Großer Gott! bin ich so glücklich? . . ."

„Ja; Sie haben Hayde Ihre Schwester genannt, möge Sie in der That ihre Schwester sein, Valentine; geben Sie ihr Alles zurück, was Sie mir schuldig zu sein glauben, beschützen Sie mit Morrel die arme Hayde, denn (die Stimme des Grafen war nahe daran, in seiner Kehle zu erlöschen), denn sie wird fortan allein auf der Welt sein . . ."

„Allein auf der Welt!" wiederholte eine Stimme hinter dem Grafen; „und warum?"

Monte Christo wandte sich um.

Hayde stand da, bleich und in Eis verwandelt,

und schaute den Grafen mit einer Geberde tödtlicher Starrheit an.

„Weil Du morgen frei sein wirst, meine Tochter," antwortete der Graf; „weil Du in der Welt den Dir gebührenden Platz einnehmen wirst, weil mein Verhängniß das Deinige nicht verdunkeln soll. Fürstentochter! ich gebe Dir die Reichthümer und den Namen Deines Vaters zurück!"

Haydе erbleichte, öffnete ihre durchsichtigen Hände, wie es die Jungfrau thut, die sich Gott befiehlt, und sprach mit einer von Thränen heiseren Stimme:

„Also Du verläßt mich, mein Herr?"

„Haydе! Haydе! Du bist jung, Du bist schön; vergiß mich bis auf meinen Namen und sei glücklich."

„Es ist gut," sprach Haydе, „Deine Befehle sollen vollzogen werden, mein Herr, ich werde Dich bis auf Deinen Namen vergessen und glücklich sein."

Und sie machte einen Schritt rückwärts, um sich zu entfernen.

„Oh! mein Gott!" rief Valentine, während sie den erstarrten Kopf von Morrel auf ihre Schulter hob, „sehen Sie nicht, wie bleich sie ist? begreifen Sie nicht, was sie leidet?"

Haydе entgegnete mit einem herzzerreißenden Ausdrucke:

„Warum soll er mich begreifen? er ist mein Herr, und ich bin seine Sklavin; er hat das Recht, nichts zu sehen."

Der Graf bebte bei den Tönen dieser Stimme, die selbst die geheimsten Fibern seines Herzens erweckte; seine Augen begegneten denen des jungen Mädchens und konnten den Glanz derselben nicht ertragen.

„Mein Gott! mein Gott!" sprach Monte Christo, „was ich ahnen durfte, wäre also wahr! Haydе, Du wärest glücklich, wenn ich Dich nicht verlassen würde?"

„Ich bin jung," antwortete sie mit sanftem Tone;

„ich liebe das Leben, das Du mir stets so süß gemacht hast, und würde es beklagen, wenn ich sterben müßte."

„Damit willst Du mir sagen, wenn ich Dich verließe, Hayde . . ."

„So würde ich sterben, Herr, ja!"

„Du liebst mich also?"

„Oh! Valentine, er fragt, ob ich ihn liebe! Valentine, sage ihm doch, ob Du Maximilian liebst!"

Der Graf fühlte, wie seine Brust sich erweiterte und sein Herz sich ausdehnte; er öffnete seine Arme und Hayde fiel ihm, einen Schrei ausstoßend, um den Hals.

„Oh! ja, ich liebe Dich!" sprach sie, „ich liebe Dich, wie man seinen Vater, seinen Bruder, seinen Gatten liebt, ich liebe Dich, wie man sein Leben, seinen Gott liebt, denn Du bist für mich das schönste, das beste und das größte der geschaffenen Wesen."

„Also geschehe, wie Du willst, mein geliebter Engel," sagte der Graf. „Gott, der mich gegen meine Feinde angetrieben und mich zu ihrem Sieger gemacht hat, Gott will nicht diese Reue an das Ende meines Sieges setzen, das sehe ich; ich wollte mich bestrafen, Gott will mir verzeihen. Liebe mich also, Hayde! Wer weiß? Deine Liebe wird mich vielleicht vergessen lassen, was ich vergessen muß."

„Aber was sprichst Du denn, Herr?" fragte das junge Mädchen.

„Ich sage, daß ein Wort von Dir, Hayde, mich mehr erleichtert hat, als zwanzig Jahre meiner langsamen Weisheit; ich habe nur Dich auf dieser Welt; durch Dich verbinde ich mich mit dem Leben, durch Dich kann ich leiden, durch Dich kann ich glücklich sein."

„Hörst Du, Valentine?" rief Hayde, „er sagt, durch mich könne er leiden, durch mich, die ich mein Leben für ihn geben würde!"

Der Graf sammelte sich einen Augenblick und sprach:

„Habe ich die Wahrheit erschaut? Oh! mein Gott,

gleichviel, Belohnung oder Strafe, ich nehme diese Bestimmung an. Komm Hayde, komm . . ."

Seinen Arm um den Leib des Mädchens schlingend, drückte er Valentine die Hand und verschwand.

Es verging ungefähr eine Stunde, während der Valentine, keuchend, ohne Stimme, die Augen starr, bei Morrel verharrte. Allmälig fühlte sie sein Herz schlagen, ein unmerklicher Athem öffnete seine Lippen, und dieses leichte, die Rückkehr des Lebens verkündigende Beben durchlief den ganzen Leib des jungen Mannes.

Endlich öffneten sich seine Augen, aber starr und wie im Irrwahne; dann kehrte das Gesicht zurück, und mit dem Gesicht das Gefühl, mit dem Gefühl der Schmerz.

„Oh!" rief er im Tone der Verzweiflung, „ich lebe noch, der Graf hat mich getäuscht!"

Und er streckte die Hand nach dem Tische aus und griff nach einem Messer.

„Freund," sprach Valentine mit ihrem wunderbaren Lächeln, „erwache und schaue mich an."

Morrel stieß einen gewaltigen Schrei aus und fiel mit irrem Geiste, voll Zweifel, geblendet wie von einer himmlischen Erscheinung, auf seine Kniee nieder....

Am anderen Morgen, bei den ersten Strahlen des Tages, gingen Morrel und Valentine Arm in Arm am Gestade hin. Valentine erzählte Morrel, wie Monte Christo in ihrem Zimmer erschienen, wie er ihr Alles entschleiert, wie er sie das Verbrechen mit dem Finger hatte berühren lassen, und sie endlich auf eine wunderbare Weise, indem er die Leute auf dem Glauben ließ, sie wäre wirklich gestorben, vom Tode errettet.

Sie hatten die Thüre der Grotte offen gefunden und waren hinausgetreten; der Himmel ließ in ihrem Morgenazur die letzten Gestirne der Nacht erglänzen.

Da erblickte Morrel in dem Halbschatten einer Gruppe von Felsen einen Menschen, der auf ein Ze

chen wartete, um herbeizukommen; Maximilian deutete auf diesen Menschen.

„Ah! es ist Jacopo der Kapitän der Yacht."

Und mit einer Geberde rief sie ihn zu sich und Maximilian.

„Ihr habt uns etwas zu sagen?" fragte Morrel.

„Ich habe Ihnen einen Brief vom Grafen zu übergeben."

„Vom Grafen!" murmelten gleichzeitig die zwei jungen Leute.

„Ja, lesen Sie."

Morrel öffnete den Brief und las

„Mein lieber Maximilian,

„Eine Felucke liegt für Sie vor Anker. Jacopo wird Sie nach Livorno führen, wo Herr Noirtier seine Enkelin erwartet, die er segnen will, ehe Sie Ihnen zum Altar folgt. Alles, was sich in dieser Grotte findet, mein Freund, mein Haus in den Champs=Elysées und mein kleines Schloß im Treport sind Hochzeitgeschenke von Edmond Dantes für die Tochter seines Patrons Morrel. Fräulein von Villefort wird die Güte haben, die Hälfte davon zu nehmen, denn ich bitte sie, den Armen von Paris das ganze Vermögen zu schenken, das ihr von ihrem Vater, der wahnsinnig geworden, und von Seiten ihres Bruders, welcher im vorigen September mit ihrer Stiefmutter verschieden ist, zukommt.

„Sagen Sie dem Engel, der über Ihrem Leben wachen wird, Morrel, er möge zuweilen für einen Menschen beten, welcher sich wie Satan einen Augenblick für Gottes Gleichen gehalten, aber mit aller Demuth eines Christen erkannt hat, daß in den Händen Gottes allein die oberste Macht und die unbegrenzte Weisheit liegen. Diese Gebete werden vielleicht die Gewissensbisse mildern, die er im Grunde seines Herzens mit sich trägt.

„Was Sie betrifft, Morrel, hören Sie das ganze Geheimniß meines Benehmens gegen Sie. Es gibt weder Glück, noch Unglück auf dieser Welt, es gibt nur

eine Vergleichung eines Zustandes mit einem anderen, und mehr nicht. Derjenige allein, welcher das äußerste Unglück erfahren hat, ist geeignet, die höchste Glückseligkeit zu empfinden. Man muß haben sterben wollen, Maximilian, um zu wissen, wie gut es ist, zu leben.

„Lebt also und seid glücklich, geliebte Kinder meines Herzens, und vergeßt es nie: bis zu dem Tage, wo es Gott gefallen wird, den Menschen die Zukunft zu enthüllen, besteht die ganze menschliche Weisheit in den zwei Worten:

„Warten und Hoffen!

Euer Freund

„Edmond Dantes,

„Graf von Monte Christo."

Während Maximilian diesen Brief las, der sie von dem Wahnsinn ihres Vaters und dem Tode ihres Bruders in Kenntniß setzte, wovon sie nicht unterrichtet war, erbleichte Valentine, ein schmerzlicher Seufzer entschlüpfte ihrer Brust, und stille, aber darum nicht minder brennende Zähren rollten an ihren Wangen herab; ihr Glück kostete sie sehr viel.

Morrel schaute unruhig umher und sprach:

„In der That, der Graf übertreibt seine Großmuth, Valentine würde sich mit meinem bescheidenen Vermögen begnügt haben. Wo ist der Graf, mein Freund? führt mich zu ihm."

Jacopo streckte die Hand nach dem Horizont aus.

„Wie! was wollt Ihr damit sagen?" fragte Valentine; „wo ist der Graf? wo ist Hayde?"

„Schauen Sie!" sprach Jacopo.

Die Augen der jungen Leute folgten der durch den Seemann angegebenen Richtung; und auf einer dunkelblauen Linie, welche am Horizont den Himmel vom mittelländischen Meere trennte, erblickten sie ein weißes Segel in der Größe des Flügels eines Goeland.

„Abgereist!" rief Morrel; „abgereist! Gott befohlen, mein Freund! Fahre wohl, mein Vater."

München

„Abgereist!“ rief Valentine; „Gott befohlen, meine Freundin! Fahre wohl, meine Schwester!“

„Wer weiß, ob wir sie je wiedersehen werden!“ sagte Morrel eine Thräne trocknend.

„Mein Freund!“ sprach Valentine, „hat uns der Graf nicht gesagt, die ganze menschliche Weisheit bestehe in den zwei Worten:

Warten und Hoffen!“

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

„Abgereist!“ rief Valentine; „Gott befohlen, meine Freundin! Fahre wohl, meine Schwester!“

„Wer weiß, ob wir sie je wiedersehen werden!“ sagte Morrel eine Thräne trocknend.

„Mein Freund!“ sprach Valentine, „hat uns der Graf nicht gesagt, die ganze menschliche Weisheit bestehe in den zwei Worten:

Warten und Hoffen!“

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Der Graf von Monte Christo

Bd.: 24/27

Stuttgart 1846

L.eleg.g. 16 t-2,21
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573005-9